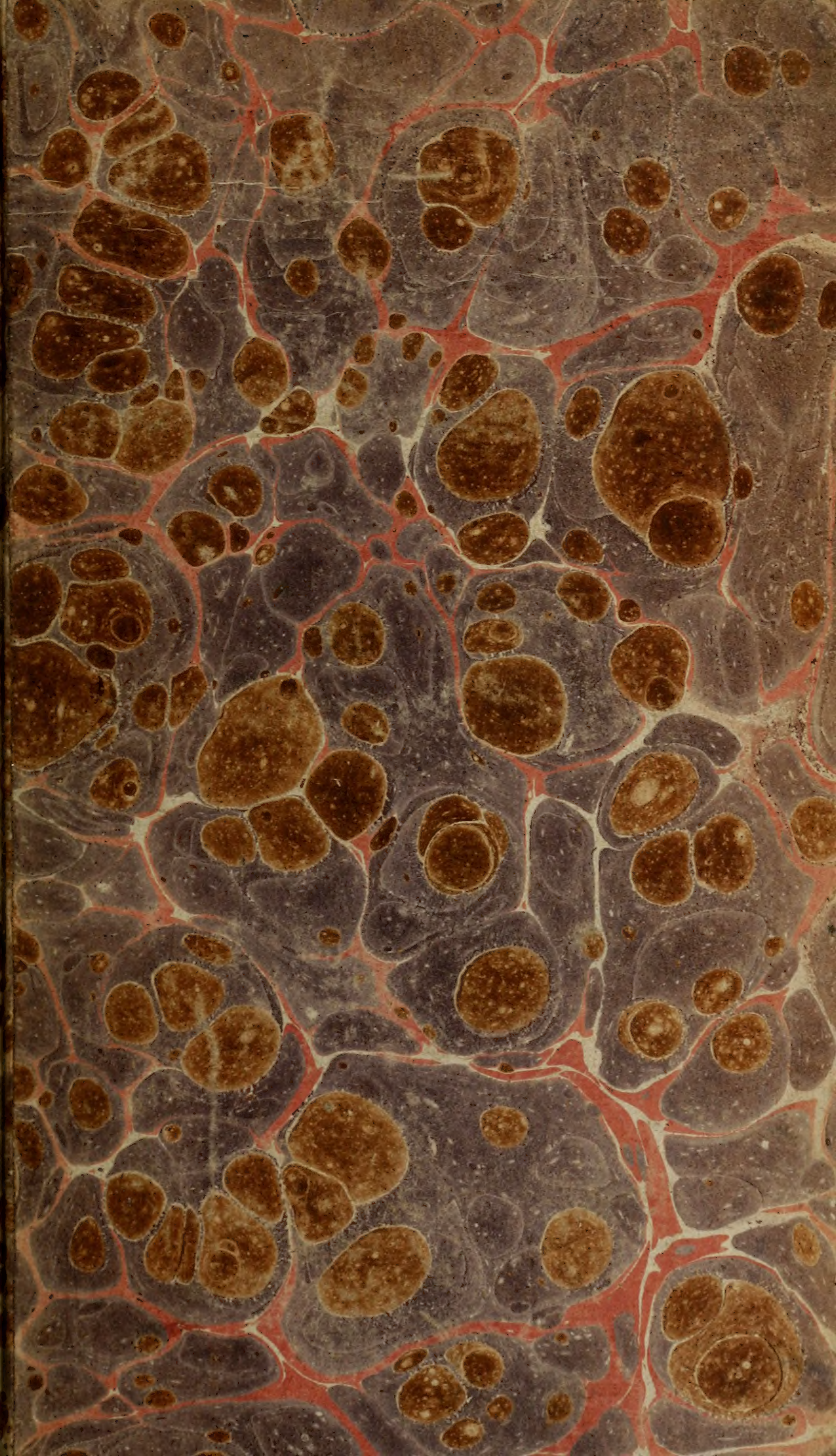


Neue Monatsschrift

für

Deutschland,

historisch-politischen Inhalts.

Herausgegeben

von

Friedrich Buchholz.

Funfzehnter Band.

Berlin,
bei Theodor Joh. Chr. Fr. Enslin.
1824.

Inhalt des funfzehnten Bandes.

Seite

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Achtes Kapitel.

Von den reißenden Fortschritten der physischen Wissenschaften in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts.

Wenn die Priester zu allen Zeiten die Feinde und Verfolger der Philosophen und namentlich der Physiker waren: so hatte dies keinen anderen Grund, als daß sie die, in einer gewissen Periode von ihnen ausgeübte Macht über alle Perioden auszudehnen, d. h. diese Macht zu verewigen wünschten.

Das Priesterthum ist nicht, wie Einige angenommen haben, an und für sich grausam und blutdürstig; es ist vielmehr, wie jede andere Regierungsart, menschlich und gütig. Allein die Bedingung ist, daß es in den Grundlagen seiner Macht und Stärke nicht angefochten werde. Geschieht dies dennoch, sei es durch Solche, die sich durch Bildung neuer Sekten seiner Herrschaft

entziehen, oder durch Solche, die, jede priesterliche Autorität verwerfend, der menschlichen Erkenntniß neue Richtungen und neue Gestalten zu geben beflissen sind: so ist ja nichts natürlicher, als daß das Priesterthum, seine bis dahin genossenen Vorzüge vertheidigend, diejenigen Kräfte zu unterdrücken strebt, die es mit Abbruch bedrohen, hierin jeder anderen Regierung gleich, die sich in ihrem einmal erworbenen Machtgebiet zu vertheidigen sucht.

Zweierley ist indeß fortdauernd nachtheilig für jede Priesterherrschaft. Das Eine ist die unbegränzte Entwickelungsfähigkeit des menschlichen Geschlechts, als nothwendige Folge der Organisation, wodurch die Natur den Menschen von dem Thiere unterschieden hat; das Andere ist die Nothwendigkeit, worin der Mensch sich befindet, sein gesellschaftliches Daseyn durch Beobachtung der natürlichen Erscheinungen und durch Erforschung der Gesetze derselben zu sichern. Vermöge des Einen und des Andern, ist die Priesterherrschaft anhaltend in ihrer Grundlage bedroht; denn, da diese Grundlage keine andere seyn kann, als eine metaphysische, d. h. eine, die auf einer willkührlichen Auslegung der Naturerscheinung beruht: so spielt jeder Fortschritt, den die Gesellschaft in den Beobachtungswissenschaften, die allein ihre Fortdauer und ihre Entfaltung sichern, macht, gegen diese Grundlage an, und zwar so lange, bis sie zusammenstürzet.

Soll nun dies verhindert werden: so giebt es dazu nur Ein Mittel, und dieses bestehet darin, daß man die Entwickelungsfähigkeit des menschlichen Geschlechtes läugnet,

und den Fortschritten in den Beobachtungswissenschaften die Gränzen setzt, welche sich mit dem Vortheil des Priesterthums vertragen. Daß dies nicht leicht sei, versteht sich ganz von selbst; doch läßt sich, in Folge des herrschenden Glaubens oder Aberglaubens sehr viel bewirken, so lange die Gesellschaft nicht den Umfang und die Stärke erreicht hat, wobei es physisch unmöglich ist, sie in allen ihren Theilen auf gleiche Weise zu durchdringen. Fällt diese unumgänglich nothwendige Bedingung weg, dann ist die Priesterherrschaft jeder Gefahr ausgesetzt; und da zuletzt das Bedürfniß der Gesellschaft, fortzudauern und sich zu entwickeln, entscheidet: so endigt sich die Gefahr nothwendig damit, daß die Priester sich in Geistliche verwandeln, d. h. in Wesen, die sich nicht herausnehmen, den Entwickelungsgrad beherrschen zu wollen, wohl aber ihre Wirksamkeit darauf beschränken, dem Entwickelungsgrade zu folgen, und, in einer richtigen Anschauung des Menschen und der Gesellschaft, alles zur gesellschaftlichen Harmonie hinzuleiten.

Genug zur Einleitung in das Nachfolgende!

Wie man auch über die Erscheinungen der europäischen Welt in den letzten vier Jahrhunderten unserer Zeitrechnung urtheilen möge: am Tage liegt, daß die Erschütterungen, welche die kirchliche Regierung in dieser Periode erfuhr, nicht hätten erfolgen können, wenn, während derselben, ihrer metaphysischen Grundlage nicht durch die physischen Wissenschaften der Abbruch geschehen wäre, der allein ihre Stellung gegen die Gesellschaft im Großen verändern konnte. Sobald es dahin gekommen war, daß aus der Erfindung der Magnet-

Nadel und des Schießpulvers die Entdeckung und Eroberung Amerikas und die Auffindung eines kürzeren Weges nach Ostindien hervorgehen konnten, war die europäische Welt in allen ihren Beziehungen verändert, und das, was ihr bis dahin Einheit und Harmonie verliehen hatte, konnte nun nicht länger in gleicher Kraft fortwirken. Die Reformation der Kirche, längst Bedürfniß und durch so Vieles vorbereitet, mußte als Wirkung eintreten und sich als solche befestigen. Eigentlich war sie die Ausgeburt aller der Fortschritte, welche die physischen Wissenschaften bis zum sechzehnten Jahrhundert gemacht hatten; und da diese, vergleichungsweise mit späteren Jahrhunderten, nur gering waren, so mußte auch die Reformation, bei Feststellung der Dogmen, ihren Charakter in ihnen gewinnen. Sobald nun aber, die Verwandlung der Priester in Geistliche, wenn auch nicht für alle Länder Europa's, vollbracht war, d. h. sobald der Grundsatz feststand, daß durch den Priester fortan keine hemmende Gewalt ausgeübt werden sollte, mußte die Reformation sich als Ursache darstellen; und wie hätte sie, als solche, eine andere Wirkung hervorbringen wollen, als die, den physischen Wissenschaften, aus denen sie selbst hervorgegangen war, eine nicht bloß raschere, sondern auch allgemeinere Entwickelung zu geben?

In der That, es ist auffallend, wie schnell und in welchem Umfange der europäische Geist in der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts sich dem Studium der Natur mit Verzichtleistung auf alles Uebernatürliche, hingab, und zu welchen Resultaten, dies schon in der

ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts führte. Durchblickt man die Liste der Geister, welche auf allen Punkten, während des hier angegebenen Zeitraums, mit dem Anbau der physischen Wissenschaften beschäftigt waren: so stellt sich die pyrenäische Halbinsel als das einzige Land dar, das diese Bestrebung nicht theilte. Die Ursache liegt am Tage; sie war in der Wirksamkeit der Inquisition enthalten, welche den Geistern eine unwiderstehliche Richtung nach dem Uebernatürlichen gab, und auf diese Weise alle die Schicksale vorbereitete, welche Spanien und Portugal in einer späteren Periode trafen *). In allen übrigen Ländern Europa's, Polen und Ungarn selbst nicht ausgenommen, hätte man eine Verschwörung gegen das Uebernatürliche, als Grundlage der Priesterherrschaft, voraussetzen mögen, so groß war die Zahl der Geister, welche auf neue Entdeckungen im Gebiet des Natürlichen ausgingen, so entscheidet die Richtung nach einer ganz neuen Wissenschaft! Auch vermehrte sich die Summe der Entdeckungen und Erfindungen mit jedem Jahre, theils durch den Zusammenhang, worin die Physiker unter sich standen, theils durch die freiere und bequemere Mittheilung ihrer Entdeckungen und Erfindungen.

Da dies seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts nicht aufgehört hat; und da alle die Fortschritte,

*) Unter Spaniens Physikern ist Franz Vallesius, der im siebzehnten Jahrhunderte lebte, allein zu der Ehre gelangt, daß sein Name in den Jahrbüchern der Physik verzeichnet ist. Dieser Umstand ist nur allzu wichtig für die späteren Schicksale Spaniens.

welche in neuerer Zeit für die Weiterbildung der bürgerlichen Gesellschaft in den sämmtlichen Reichen Europa's entweder schon gemacht sind oder noch bevorstehen, direct von dem Zustande der physischen Wissenschaften abhangen: so ist es der Mühe werth, in die Vergangenheit zurückzugehen, um zu erforschen, durch welche Uebergänge die Europäer zu dem Grade von Aufklärung und Erleuchtung gelangt sind, der sie gegenwärtig auszeichnet, und ihre Herrschaft über minder cultivirte Theile des von dem menschlichen Geschlecht bewohnten Planeten noch lange sichern wird.

Es kostete, wie es scheint, große Anstrengungen, ehe man zu der Entsagung gelangte, aus welcher allein ein zuverlässiges technisches Prinzip für die Fortbildung der physischen Wissenschaften hervorgeht. Geneigt, die Wahrheit lieber zu erobern, als mühsam zu erwerben, wähnte der menschliche Geist nur allzu lange, die Einbildungskraft könne im Studium der Natur und ihrer Erscheinung die Stelle der Beobachtung und Erfahrung ersetzen. Unterliegt es keinem Zweifel, daß es für den Menschen nur Eine Wissenschaft giebt, nämlich die der Natur in ihren mannichfaltigen Erscheinungen und in den Gesetzen derselben: so ist dadurch zugleich erwiesen, daß alles, was sich sonst noch als Wissenschaft geltend macht, nichts anderes ist, als frühere und eben deswegen unvollkommnere Gestaltung jener Einen Wissenschaft, so oder so modificirt, je nach dem Bedürfniß der Zeiten und der Länder, worin es zum Vorschein trat. Zu allen Zeiten also wollte der menschliche Geist eine und dieselbe Aufgabe lösen, und diese war keine andere, als das

Geheimniß der Natur zu entschleiern. Da ihm aber nicht zu allen Zeiten und in allen Ländern dieselben Mittel für die Lösung dieser Aufgabe zu Gebote standen: so war nichts natürlicher, als daß die Versuche sehr verschieden ausfielen und daß er zu einer Zeit, wo es ihm an künstlichen Hülfsmitteln fehlte, das Geschäft des an der Hand der Beobachtung vorsichtig und langsam fortschreitenden Verstandes seiner Einbildungskraft anvertraute, die ihn nur in das Labyrinth der Hypothesen führen konnte.

Mit voller Wahrheit läßt sich behaupten, daß die Unbekanntschaft mit dem einzig richtigen Wege, um zu positiver und bleibender Erkenntniß zu gelangen, bis ins siebzehnte Jahrhundert fortdauert, und daß Bacon von Verulam der Erste war, der ihr dadurch ein Ende machte, daß er eine, zwar schon von andern betretene, aber, wie es scheint, nur instinktmäßig gewählte, neue Bahn als die einzig zuverläßige bezeichnete.

Der tief eindringende brittische Philosoph erwarb sich dies Verdienst um seine Zeitgenossen und um alle späteren Naturforscher, als er im zweiten Theile seines neuen Organon folgende Sätze als Bedingung aller und jeder Fortschritte in der Erkenntniß des Wahren aufstellt:

1) „Der Mensch, als Diener und Ausleger der Natur, wirkt und versteht nur so viel, als er von der Ordnung der Natur entweder durch angestellte Versuche oder durch Beobachtung bemerkt hat; hierüber hinaus weiß und vermag er nichts.“

2) „Weder die bloße Hand, noch der sich selbst

überlassene Verstand ist viel auszurichten im Stande; alles wird durch Werkzeuge und Hülfsmittel vollendet, deren wir zu geistigen Geschäften nicht weniger, als zu Handarbeiten bedürfen. So wie die Werkzeuge der Hand die Bewegung entweder erregen oder regieren: so bereichern oder bewahren die Werkzeuge des Geistes den Verstand."

3) „Die Wissenschaft und die Macht des Menschen fallen in Eins zusammen, weil die Unkunde der Ursache uns um den Erfolg bringt; denn der Natur bemächtigt man sich nicht anders, als dadurch, daß man ihr gehorcht, und was in der Betrachtung die Ursache ausmacht, das dient in der Verrichtung zur Regel."

4) „In Absicht der Werke vermag der Mensch nichts weiter, als daß er die natürlichen Körper in und außer Verbindung setzt; das übrige vollbringt die Natur in ihrem Innern."

5) „Es pflegen sich, was die Werke anbelangt, in die Natur zu mischen die Mechaniker, die Mathematiker, die Aerzte, die Alchimisten, die Magier; aber alle, so wie die Sachen jetzt stehen, mit regelloser Strebsamkeit und unbedeutendem Erfolge."

6) „Es wäre unsinnig und sich selbst widersprechend, wenn man glauben wollte, daß dasjenige, was noch niemals geschehen ist, anders geschehen könnte, als durch noch nie versuchte Methoden."

7) „Die Erzeugnisse der Hand und des Geistes scheinen sehr zahlreich in Kunstwerken und Büchern; aber alle diese Mannichfaltigkeit liegt in einer ausnehmenden Spitzfindigkeit und in Ableitungen weniger uns

bekannt gewordenen Dinge, nicht in der Menge der Grundsätze."

8) „Auch die schon erfundenen Werke verdanken wir mehr dem Zufall und der Erfahrung, als den Wissenschaften: denn die Wissenschaften, welche wir gegenwärtig besitzen, sind nichts anderes, als künstliche Zusammenordnungen vorhergegangener Entdeckungen, keine Erfindungsmethoden oder Entwürfe zu neuen Werken."

9) „Die Ursache aber und die Wurzel fast aller Uebel in den Wissenschaften ist keine andere, als die einzige, daß wir, mit falscher Bewunderung für die Kräfte unseres Geistes erfüllt, die wahren Hülfsmittel für ihn aufzusuchen versäumen."

10) „Die Feinheit der Natur übertrifft bei weitem die Feinheit der Sinne und des Verstandes, so daß jene herrlichen Meditationen und Speculationen und Sophistereien etwas durchaus Untaugliches sind, nur daß niemand da ist, der darauf merke."

11) „So wie die gegenwärtigen Wissenschaften untüchtig sind zur Erfindung der Werke: so ist auch die gegenwärtige Logik untüchtig zur Erfindung der Wissenschaften."

12) „Die gebräuchliche Logik trägt mehr zur Befestigung und Begründung der auf den gewöhnlichen Begriffen beruhenden Irrthümer, als zur Erforschung der Wahrheit bei, so daß sie sich mehr schädlich, als nützlich erweiset."

13) „Der Syllogismus wird auf die höchsten Grundsätze der Wissenschaften gar nicht, und auf die

Mittelsätze derselben vergeblich angewendet, weil er der Feinheit der Natur bei weitem nicht gleich kommt; er bemächtigt sich also nicht der Dinge, sondern des Beifalls."

14) „Der Syllogismus besteht aus Sätzen, die Sätze aus Worten; die Worte aber sind Zeichen der Begriffe. Wenn also die Begriffe selbst, als die Grundlage dieses Gebäudes, verwirrt und flüchtig von den Dingen abgezogen sind: so kann alles darauf Gebauete keine Festigkeit haben. Unsere einzige Hoffnung beruht daher auf einer richtigen Induktion." —

19) „Es giebt nur zwei Wege zur Untersuchung und Erfindung der Wahrheit; und es kann auch nicht mehrere geben. Der eine erhebt sich von der sinnlichen Wahrnehmung und von einzelnen Fällen, gleichsam im Fluge, zu höchst allgemeinen Grundsätzen, und beurtheilt und erfindet sodann aus diesen Principien und ihrer unveränderlichen Wahrheit die mittleren Sätze; und dies ist der gewöhnliche Weg. Der andere leitet aus den einzelnen Fällen, welche die Sinne hergeben, die Grundsätze so her, daß er nur bedachtsam und stufenweise höher steigt, und ganz zuletzt erst zu den höchsten und allgemeinsten Sätzen gelangt; und dies ist der richtige, aber noch unbetretene Weg. Jenen ersten Weg geht unser Verstand, sich selbst überlassen, eben so wohl, als nach logischer Ordnung; denn unser Geist wird der Erfahrung in kurzer Zeit überdrüßig, und sucht zu allgemeinen Sätzen überzuspringen, um sich seiner Ruhe zu nähern. In einem nüchternen, geduldigen und ernsthaften Kopfe, (zumal wenn er durch keine aufgenommene

Lehre verhindert wird) pflegt der sich selbst überlassene Verstand ein wenig jenen anderen Weg zu versuchen, der unstreitig der richtige ist, gleichwohl aber nicht weit führen kann, weil der bloße Verstand ohne Leitung und Unterstützung zu schwach und gänzlich unfähig ist, sich durch die Dunkelheit der Dinge durchzuarbeiten." Und s. w.

So Bacon von Verulam, als Gesetzgeber für die Fortschritte in den physischen Wissenschaften. Hätte dieser außerordentliche Geist auch nichts weiter ausgesprochen, als „daß man, um sich der Natur zu bemächtigen, den Anfang damit machen müsse, daß man sich ihr unterordne:" so würde dieser Ausspruch nicht bloß für alle Zeiten gültig geblieben seyn, sondern für jeden echten Naturforscher vollkommen ausgereicht haben.

Die früheren Naturforscher scheinen einen solchen Grundsatz kaum geachtet zu haben. Voll Ungeduld versuchten sie die Wahrheit zu erstürmen; und indem sie ihre Auslegung der einzelnen Erscheinungen an die Stelle erforschter Thatsachen brachten, konnte es nicht fehlen, daß die Physik zu einer Poesie, die Natur zu einer Gauklerbude herabsank. Dies war der eigenthümliche Charakter der Naturphilosophie eines Theophrastus Paracelsus a Bombast in Hohenheim, der die Erde, das Wasser, die Luft und den Himmel als von Gott erschaffene Mütter zur Entstehung der übrigen Körper feststellte, und jedes dieser vier von ihm so genannten Elemente in drei Bestandtheile zerlegte, welche, nach ihm, die primitive Materie ausmachten; dies war der Charakter der Naturphilosophie eines Tilesius, der nach

dem Muster des Parmenides, Wärme und Kälte als erste Formen und Substantien, und nebenher eine primitive Materie, ganz ohne alle Thätigkeit, aber für Wärme und Kälte gleich empfänglich, annahm. Da diese Naturforscher einem theologischen Zeitalter angehörten: so war es wohl kein Wunder, wenn ihre Forschungen die Farbe der herrschenden — Wissenschaft trugen. Das Einzige was diesen Naturforschern eigen war, bestand in ihrer Abweichung von den Behauptungen des Aristoteles, den die Kirche in ihren Schutz genommen hatte. Hierin waren beide Neuerer, und bei allen Irrthümern, die ihnen eigen bleiben mochten, selbstdenkende Physiker, die in angemessenere Bahnen leiteten; denn, um den rechten Weg zu finden, muß vor allen Dingen derjenige verlassen werden, der nie zum Ziele geführt hat.

Es lag in der Natur der Sache, daß die Fortschritte in der Chemie nur langsam seyn konnten; denn, wenn diese Wissenschaft jemals ihren theologischen Charakter ablegen, d. h. sich den Einwirkungen der Einbildungskraft entziehen und die Beobachtung zu ihrer Führerin machen sollte: so mußten sehr viele Erfindungen vorangehen, welche nur das Werk eines anhaltenden Nachdenkens und eines hartnäckigen Verweilens bei einzelnen Gegenständen seyn konnten. Minder schwierig waren die Fortschritte in der Astronomie. Zwar behauptete auch diese Wissenschaft sehr lange ihren ursprünglichen theologischen Charakter in der Astrologie; doch indem die Geometrie sich ihr als Hülfswissenschaft zur Seite stellte, bedurfte es nur eines scharfsinnigen Kopfes, um ihr eine Ausbildung zu geben, welche, nach

und nach, ihre gegenwärtige Gestalt bestimmte. Ein solcher Kopf war Nicolaus Copernikus, Domherr des Stiftes zu Frauenburg.

Wenn ein Geistlicher es wagte, die von den Scholastikern und von der allgemeinen Kirche vertheidigte Ptolemäische Weltordnung anzugreifen, um zu beweisen, daß die Erde sich um die Sonne, nicht diese um jene sich bewege: so war dies an und für sich ein Beweis, daß das Priesterthum des sechzehnten Jahrhunderts nicht genau wußte, auf welcher Grundlage er stand, und daß ihm, im Vertrauen auf seine Unwissenheit, sehr viel geboten werden konnte, ohne daß man gerade Ursache gehabt hätte, seinen Widerspruch und seine Rache zu fürchten. Was den kühnen Copernikus noch mehr begünstigte, war die Art seiner Beweisführung; denn, indem sie eine blos geometrische war, hatte sie nothwendig den metaphysischen Charakter, dem die Kirche niemals abhold war. So geschah es denn, daß seine Astronomia instaurata, wie neu und auffallend auch die Behauptungen derselben seyn mochten, in der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts einen sehr schwachen Eindruck machte: einen Eindruck, den man verloren nennen dürfte, wenn er nicht in einzelnen Köpfen mächtiger fortgewirkt hätte, als selbst Copernikus berechnet haben mochte, als er seine neue Anschauung für eine bloße Hypothese gab, und sein unsterbliches Werk Paul dem Dritten dedicirte.

So lange gesellschaftliche Autoritäten noch zunehmen können, und nicht von der Furcht, an Achtung zu verlieren, bewegt werden, sind sie natürlich großmüthig;

der Egoismus stellt sich nicht eher bei ihnen ein, als bis sie in Verfall gerathen und die Entdeckung machen, daß ihre Bemühungen, die Grundlage ihres Ansehns zu vertheidigen, vergeblich sind; die Geschichte, besonders aber die Kirchengeschichte, wimmelt von Beweisen für diese Behauptung. So lange also der gesellschaftliche Zustand während des Mittelalters schwach und kraftlos war, zeigten sich die Päbste als entschiedene Freunde der Fortschritte in den physischen Wissenschaften; nicht ahnend, daß diese irgend einmal allzu mächtig werden könnten, nahmen sie jede der Gesellschaft nützliche Erfindung oder Entdeckung in ihren Schutz und stellten sie in den sogenannten Gottesfrieden. Dies hörte nicht eher auf, als bis sie, nach dem Eintritt der Reformation, die Entdeckung machten, daß dem theologischen System durch nichts so sehr geschadet werde, als durch die Beobachtungswissenschaften, und daß, wer sich in jenem behaupten wolle, diesen durch die Gewalt eine Gränze setzen müsse. Mit Ketzern hatten sie auch in früheren Zeiten zu kämpfen gehabt; da aber alle Ketzerei, als solche, nur auf abweichenden Meinungen beruht, ohne daß die Grundansicht dadurch wesentlich verändert wird: so hatte es geschehen können, daß die Ketzerverfolgungen im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, sogar zur Verherrlichung der herschenden Kirche gedient hatten. Eine ganz neue Ketzerei stellte sich nach der Reformation ein: neu zum wenigsten dem Prinzipe nach, sofern es auf nichts Geringeres ankam, als die Metaphysik aus den Wissenschaften zu verdrängen und diesen eine ganz neue Grundlage in der Beobachtung

und Erfahrung zu verschaffen. Es war nicht leicht, diese Ketzerei zu verdrängen; dies war sogar um so schwieriger, weil die größten Wohlthaten, welche der Gesellschaft zu Theil werden konnten, nothwendig von ihr ausgingen und folglich ein Kampf mit der ganzen Gesellschaft zu bestehen war. Allein dieser Kampf mußte nichts desto weniger bestanden werden, wenn das Priesterthum, als gegründet auf das Uebernatürliche, auf Fortdauer rechnen wollte. Und so erklärt sich der tyrannische und blutdürstige Charakter, den die Regierung der allgemeinen Kirche in der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts annahm; ein Charakter, der von ihrer früheren Großmuth auch nicht die leiseste Spur übrig ließ, und sie das siebzehnte Jahrhundert hindurch verhaßt machte, bis sie sich im achtzehnten wenigstens in sofern in ihr Schicksal fand, als sie daran verzweifelte, mit den Fortschritten der Civilisation in irgend eine Harmonie zu kommen.

Eins der allerbedauernswürdigsten Opfer dieser Zeit war der Naturphilosoph Jordan Bruno, welcher im Jahre 1600 lebendig verbrannt wurde. Das Verbrechen dieses Unglücklichen bestand einzig darin, daß er, in seiner Anschauung von der Weltordnung, die von der Kirche vorgeschriebene Bahn verlassen hatte; denn, wenn er auch in seinem Betragen gegen die Kirche nicht alle Klugheit beobachtete, die ihm zu wünschen gewesen wäre, so rührte dieser Mangel an Vorsichtigkeit zuletzt doch nur davon her, daß er eine innige und unbezwingliche Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Anschauungen hatte. Gestützt auf die Astronomia in-

staurata des Copernikus, lehrte Jordan Bruno: „das Weltall sei unendlich, die Welten unzählig; alle Sterne, wie viel es ihrer auch geben möge, seien entweder Sonnen oder Erden; alle sogenannten Fixsterne, sofern sie ein eigenes Licht verbreiteten, müßten zu den Sonnen, alle übrigen Sterne, welche ihr Licht anders woher erhielten, zu den Erden gerechnet werden, auch wenn diese nicht wahrgenommen werden könnten; eine jede Sonne besitze ihre eigene Erden, als Begleiter, und daraus entständen Sonnen-Systeme und die Zahl dieser Systeme sei unendlich; die Erden seien mondähnliche Körper und nur aus ihren verschiedenen Lichtgestalten zu erkennen; eine jede Sonne sei von einem großen ätherischen Raume umgeben, worin sich die Erden um sie wälzten, und auf eine solche Weise bewegten sich in unserem Sonnen-Systeme unsere Erde und die übrigen Planeten um die Sonne in dem ätherischen Raume derselben." Wer möchte glauben, daß diese jetzt von allen deutschen, französischen, englischen Kathedern vorgetragene und mit den unwiderstehlichsten Beweisen ausgerüstete Lehre in den letzten Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts ihrem Urheber, der ein Neapolitaner war, den unversöhnlichen Haß der römischen Priesterschaft habe zu Wege bringen können? Allein, so empfindlich war in diesem Zeitraume das Priesterthum gegen jede Abweichung von der Erdlehre geworden, daß es selbst diejenigen zu zerschmettern trachtete, die, mit gänzlicher Beseitigung der einzelnen Dogmen, nur das allgemeine Fundament bedroheten, worauf diese gestützt waren, wenn man anders im Uebernatürlichen jemals eine Stütze

vor-

voraussetzen darf. Bruno entzog sich seinen Verfolgern, und begab sich nach Deutschland, wo er, mehrere Jahre hindurch, an dem Hofe des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig und Lüneburg lebte *); allein als er am Schlusse des sechzehnten Jahrhunderts nach Italien zurückgekommen war, bemächtigte sich die Inquisition seiner ohne Zeitverlust, und verbrannte ihn als einen Gottesläugner, wiewohl die von ihm behauptete Weltordnung durch das Daseyn einer Weltseele von ihm selbst bedingt war. Doch sein Gott war nicht der Gott der Kirche; und weil man nur in sofern ein guter Unterthan derselben ist, als man sich nicht einfallen läßt, eigene Meinung und einen eigenen Willen zu haben, so mußte er den Scheiterhaufen besteigen. Erst um diese Zeit scheint die Regierung der allgemeinen Kirche die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß die Astronomie des Copernikus ein ihr gefährliches Werk sei. Es hatte seit mehr als 70 Jahren den Geistern eine andere Richtung gegeben, als es im Jahre 1616 wegen der ketzerischen Lehren, die es enthielt, öffentlich zu Rom verdammt wurde. Wir werden bald sehen, daß diese Verdammung viel zu spät kam, weil die Astronomie inzwischen Fortschritte gemacht hatte, die sie, nach kurzer Frist, zum Range einer positiven Wissenschaft erhoben.

Was Anfangs auffällt, aber, bei einer genaueren Kenntniß der italiänischen Halbinsel, sehr bald als höchst

---

*) Diesem Fürsten widmete er sein Buch: de innumerabilibus immenso et infigurabili, seu de universo et mundis libri octo, das zuerst im Jahre 1591 zu Frankfurt gedruckt wurde.

natürlich einleuchtet, ist, daß die physischen Wissenschaften, während des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, ihren Hauptwohnsitz in diesem Lande aufschlagen konnten, obgleich Rom, im Mittelpunkt desselben gelegen, ein so starkes Interesse hatte, ihre Entstehung und Ausbreitung zu verhindern.

Zuvörderst muß man bedenken, daß, wenn ganz Italien den Kirchenstaat gebildet hätte, jene Erscheinung in sich selbst unmöglich gewesen seyn würde; denn, um Regierung in einer so großen Gesellschaft zu bleiben, hätte die kirchliche Regierung, an deren Spitze der Pabst stand, ihre ganze Kraft aufbieten müssen, der von den physischen Wissenschaften herrührenden Entwikkelung diejenige Gränze zu setzen, worin sie zu dem theologischen und metaphysischen System wenigstens in sofern gepaßt hätten, daß dieses von ihnen nicht bedroht worden wäre. Hiernach wurde also die Erscheinung nur dadurch möglich, daß Italien in mehreren Staaten zerfiel, von denen, den Kirchenstaat allein ausgenommen, kein einziger ein rein theologisches oder metaphysisches Interesse hatte. Dazu kam alsdann, daß unter diesen Staaten, mehrere vermöge ihrer republikanischen Form, eine Kraft in sich trugen, die gerades Weges zum Widerstand gegen die Forderungen der Priesterschaft hinleitete. In diesem Falle befanden sich Venedig, Genua, Florenz, so lange es Republik war, und mehrere andere kleinere Staaten. Dem Gewerbe und dem Handel ergeben, und fortdauernd darauf bedacht, wie sie, troz ihrer Kleinheit, eine große Macht ausüben, oder sich wenigstens in dem einmal gewonnenen Seyn behaupten

wollten, konnten diese Staaten nichts zurückweisen, wovon sie sich eine verstärkte Macht versprachen; und da die Cultur der physischen Wissenschaften allein die Macht der Gesellschaft verstärken kann, so mußten sie die Professoren der Physik immer höher stellen, als die der Theologie und Metaphysik, welcher Titel diesen auch eigen seyn mochte. Eine natürliche Folge davon war, daß es in allen diesen Staaten Lehrstühle der physischen Wissenschaften gab, ohne daß man ängstlich fragte, welche Wirkungen daraus für die Regierung der allgemeinen Kirche hervorgehen würden. Und so geschah es, daß, während diese Regierung in allen Theilen Europa's die Ketzerei mit Stumpf und Stiel auszurotten beflissen war, das Fundament ihrer Macht, vor ihren Augen untergraben, von einem Tage zum andern immermehr dahin schwand, ohne daß sie irgend ein Mittel hatte, die Gefahr von sich abzuwenden, außer etwa sofern sie die unmittelbaren Angriffe abschlug, was indeß im Großen keine andere Wirkung hervorbrachte, als daß die mittelbaren verstärkt und vervielfacht wurden.

Nie aber war die Summe menschlicher Entdeckungen und Erfindungen größer, als in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts; beide unterstützten sich auf eine wunderbare Weise, und daraus gingen Wirkungen hervor, welche dem menschlichen Geiste eine ganz neue Richtung gaben. Im Allgemeinen könnte man sagen, daß, während im sogenannten Alterthume, bis auf diese so eben bezeichnete Epoche die Natur der Kunst gedient habe, das umgekehrte Verhältniß mit dem siebzehnten Jahrhunderte eingetreten sei und einen neuen Himmel

und eine neue Erde, d. h. durchaus veränderte Gegenstände der Betrachtung und des vernünftigen Denkens herbeigeführt habe.

Die folgereichste Erfindung dieses Zeitraums war, über allen Widerspruch hinaus, die der Ferngläser und Mikroskope. Welchen Antheil der Zufall an dieser Erfindung hatte, mag hier unerörtert bleiben; genug, daß sie soweit vorbereitet war, daß sie kaum noch länger ausbleiben konnte. Die Bedingungen des Sehens waren von Porta und Maurolicus erforscht und von Kepler festgestellt worden; letzterer hatte die Bestimmung der Cristall-Linse und der Netzhaut nachgewiesen. Der geschwächten Sehkraft aufzuhelfen, waren Brillen erfunden, mit deren Anfertigung sich Künstler eifrig beschäftigten. Unter diesen Umständen bedurfte es nur eines kleinen Schrittes, um Ferngläser und Mikroscope ins Leben zu rufen; und diesen Schritt that Zacharias Jansen, ein gemeiner Brillenmacher zu Middelburg, indem er zwei Gläser an einander brachte, von welchen das eine convex, das andere concav geschliffen war. Die Wirkung dieser Zusammenstellung war, daß entfernte Gegenstände nicht bloß näher gebracht, sondern auch vergrößert schienen. Es kam jetzt nur darauf an, diese Gläser in eine Röhre zu fassen, um ein ganz neues Werkzeug für die Beobachtung zu erhalten; aber auch diese Erfindung war nicht schwer, und die Geschichte sagt, daß der Prinz von Oranien das erste Fernrohr erhalten habe, um davon in dem Kriege Gebrauch zn machen, welchen die Niederlande mit Spanien zu führen hatten.

Gern hätte die Selbstsucht des ersten Erfinders

der Fernröhre diese Schöpfung als Geheimniß bewahrt; allein dies war unmöglich bei den Fortschritten, welche die physischen Wissenschaften in allen europäischen Ländern bereits gemacht hatten. Die Neugierde war angeregt, und unter denen, welche große Anwendungen von der Erfindung des Brillenschleifers zu Middelburg ahneten, nahm Galileo Galilei, der sich damals gerade in Venedig aufhielt, den ersten Platz ein. Ungewiß, was er davon halten sollte, wendete er sich nach Paris, um der Erfindung als Thatsache gewiß zu werden; und kaum hatte er die Bestätigung erhalten, als er, wie er selbst erzählt, mit Hülfe der Theorie der Strahlenbrechungen, eifrig darüber nachdachte, wie das neue Werkzeug zusammengesetzt seyn könnte, und diese Zusammensetzung wirklich ausmittelte. Er versah die äußeren Enden einer Röhre mit zwei Gläsern, von welchen das eine convex, das andere concav war; und indem er dies Werkzeug auf Gegenstände richtete, bemerkte er, daß sich ihr Durchmesser dreimal vergrößerte. Aufgemuntert durch diesen Erfolg, schuf er ein zweites Fernrohr, welches ungefähr achtmal vergrößerte; und indem er weder Mühe noch Kosten sparte, verschaffte er sich zuletzt ein Fernrohr, welches den Durchmesser des Gegenstandes, auf den es gerichtet wurde, ungefähr dreißigmal vermehrte. Und mit Hülfe des letzteren entdeckte er die Trabanten des Jupiter, die Nebelsterne, die Sonnenflecken u. s. w. Nicht also als Erfinder, wohl aber als Anwender des neuen Werkzeuges auf das Weltall, verdient demnach Galileo Galilei die Achtung, welche Zeitgenossen und Nachwelt ihm geweihet haben.

So viel von der ersten Erfindung der Fernröhre, welche in das Jahr 1610 fällt.

Die zusammengesetzten Vergrößerungsgläser, Mikroskope genannt, wurden bald nach jenen erfunden, nur daß der Urheber dieser Erfindung minder bekannt ist. Das einfache Mikroscop, das nur aus einer einzigen Glaslinse besteht, ist ohne Zweifel eben so alt, als man erhabene Gläser zur Vergrößerung der Sachen gebraucht hat; und weil die Brillengläser schon lange vor den Fernröhren bekannt waren, so kann man daraus folgern, daß die erhabenen Linsengläser, um kleine Sachen dadurch zu betrachten, nach und nach immer kleiner und erhabener gefertigt worden sind, bis endlich Hartsoeker und Horke den Gebrauch der kleinsten Glasküchelchen lehrten. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist derselbe Zacharias Jansen, der für den ersten Erfinder des Fernrohrs gilt, auch der Erfinder des zusammengesetzten Vergrößerungsglases; zum Wenigsten geht aus einem Schreiben des holländischen Gesandten am englischen Hofe, Wilhelm Boreel, hervor, daß jener Künstler dem Erzherzoge von Oesterreich, Albrecht, ein von ihm verfertigtes Mikroskop überrreicht habe, das im Jahre 1619 von seinem Freunde Cornelius Drebel in England vorgezeigt worden. Derselbe Boreel sagt von diesem Werkzeuge, daß es sechs Fuß lang, einen Zoll weit und von vergoldetem Kupfer gewesen sei, und auf drei messingenen Säulen auf einem Fuße von Ebenholz geruhet habe, worauf die zu beobachtenden Gegenstände wären gelegt worden. Wie es sich auch damit verhal-

ten mochte: für Deutschland kamen die Mikroskope erst im Jahre 1621 in Gebrauch, und ihre Benennung ging daraus hervor, daß sie Gelegenheit gaben, sehr kleine Gegenstände unter einem sehr vergrößerten Sehwinkel zu betrachten.

Durch die doppelte Schöpfung des Fernrohrs und des Mikroskops war die Grundlage des menschlichen Wissens aufs Wesentlichste nicht nur verändert, sondern auch zugleich vergrößert und verbessert. Was das unbewaffnete Auge, vermöge seiner natürlichen Schwäche, nie hatte entdecken können, das entdeckte das bewaffnete Auge, vermöge seiner künstlichen Stärke. Durch das Fernrohr in die entferntesten Räume eindringend, sah der Mensch seine kühnsten Ahnungen bestärkt und übertroffen; das Universum schloß sich ihm in einem sehr hohen Maße auf und er gelangte zu einer Kenntniß von Thatsachen, welche den überlegensten Geistern des Alterthums unbekannt bleiben mußten, weil sie zur Erwerbung derselben nicht mit denselben Mitteln ausgerüstet waren. Nicht geringer aber waren die Wirkungen des Mikroskops. Gegenstände, die wegen ihrer Kleinheit bis dahin nicht hatten beobachtet werden können, lagen jetzt in einer Größe da, die sie einer sorgfältigen Untersuchung fähig machte; und indem in jedem Wassertropfen, in jedem Sandkorn, in jedem noch so kleinen Körper sich eine Welt von unerwarteten Beziehungen aufschloß, war dem menschlichen Verstande ein unendlicher Stoff zu neuen Combinationen, zu neuen Systemen geben. Wie wenig war dagegen, was das so lange bewunderte Alterthum — diese eigentliche Kindheit des

menschlichen Geschlechts — auf die Nachwelt vererbt hatte! Wie schrumpften die auserlesensten Geister jetzt plötzlich zusammen! Wie erklärlich wurden ihre Philosopheme von dem Augenblick an, wo man sich sagen konnte, in welchem Mangel sie begründet waren! Was konnte doch ein Thales, ein Anaxagoras, ein Platon, ein Aristoteles gelten, sobald man zu der Einsicht gelangt war, daß alle ihre Bemühungen, das Räthsel der Welt zu lösen, unfruchtbar bleiben mußten, weil sie nie hatten verfehlen können, den Gedanken an die Stelle der Thatsache zu bringen, die Erscheinung durch den Syllogismus zu überflügeln! Wie gar anders hätte es um das Gebiet der echten Wissenschaft stehen müssen, wenn jene erhabenen Geister für die Beobachtung auf gleich vortheilhafte Weise ausgestattet gewesen wären! Und wie noch jetzt ihrer Autorität vertrauen, selbst bei der aufrichtigsten Achtung für ihren Scharfsinn und ihre Darstellungsgabe! Wie der Autorität Derjenigen, die sich, durch alle nachfolgende Jahrhunderte hindurch von ihren Philosophemen abhängig gemacht und auf diese eine Herrschaft gegründet hatten! Nur bekämpfen konnte man das Alterthum, als eine nothwendige Quelle von Irrthümern und Wahnbegriffen, wenn es für noch mehr gelten wollte, als für die Wiege wahrer Erkenntniß. Neue sichere Bahnen hatten sich allmählig gebildet, und auf diesen vorzugehen, war eben so rühmlich, als es verächtlich war, nur auf die Vergangenheit zurückblicken und ihrer Weisheit zu vertrauen.

Man begreift etwas von den politischen Erscheinungen des siebzehnten Jahrhunderts, wenn man sich den

Widerstreit vergegenwärtigt, worin die physischen Wissenschaften mit den metaphysischen und theologischen auf eine unvermeidliche Weise gerathen waren. Am meisten betheiligt in demselben war die Regierung der allgemeinen Kirche; nächst ihr waren es diejenigen Regierungen, die von ihren Aussprüchen abhängig geblieben waren. Was aber konnte, was mußte geschehen, wenn jener Widerstreit jemals ausgeglichen werden sollte? Nur allzu gut fühlte die Regierung der allgemeinen Kirche, daß hier keine Ausgleichung möglich war, und daß, da Licht und Finsterniß einander nothwendig bekämpfen, eins von beiden obsiegen muß, wenn das frühere Gleichgewicht wieder eintreten soll. Da sie sich nun mit der neuen Lehre nicht in einen Streit einlassen konnte, ohne zu unterliegen, so entwickelte sie ihre ganze Macht zur Unterdrückung derselben, indem sie, mit gänzlicher Verkennung der allgemeinen Entwickelungsfähigkeit, gebieterisch vorschrieb, was für alle Zeiten und unter allen Umständen wahr und gültig seyn sollte. Viel war auf diesem Wege freilich nicht zu gewinnen; denn, was einmal den Geist des Jahrhunderts ausmachte, ließ sich um so weniger verdrängen, da es durch ein neues Kirchenthum gehalten war, das, weil es keine Macht ausübte, sich auch nicht für gefährdet hielt durch die Fortschritte, welche die Beobachtungswissenschaften entweder schon gemacht hatten, oder noch machen konnten. Indeß ließ sich doch ein sogenannter heilsamer Schrecken über Einzelne ausüben; und dieser wurde wirklich ausgeübt, indem die Kirche alle, in ihrem Bereiche lebenden Physiker, wofern sie im Mindesten vorlaut waren, vor ihr furchtbares Tribunal

forderte und entweder am Leben strafte, oder zum Widerruf zwang.

Ein solches Schicksal hatte Galileo Galilei, der Erfinder des italiänischen Fernrohrs, der Entdecker der Trabanten des Jupiter, der Nebelsterne und unzähliger anderer Gestirne, der thätigste Kopf, den die Wissenschaften jemals in ihrem Dienste gehabt haben, der König der Geister, weil er das übte, was Bacon von Verulam, sein Zeitgenosse, vorschrieb, ohne es selbst üben zu können. Durch das von ihm erfundene Fernrohr in seiner Ueberzeugung von der Wahrheit der copernikanischen Behauptung bestärkt, wagte Galilei Gespräche über die Ptolemäische und Copernikanische Weltordnung zu schreiben; und wenn jemals ein Werk mit Vorsichtigkeit und Feinheit abgefaßt wurde, so wurden es diese Gespräche, in welchen die Rollen so vertheilt waren, daß es wenigstens zum Schein problematisch blieb, für welches System man sich zu erklären habe. Die römische Censur gestattete den Druck dieses Werks; eben so die florentinische. Nichts desto weniger erhob sich eine heftige Verfolgung gegen den Urheber, sobald es seinen Feinden (den Jesuiten) gelungen war, dem Pabste Urban dem Achten glaublich zu machen, daß er in der Rolle des Vertheidigers der Ptolemäischen Weltordnung lächerlich gemacht sei. Genöthigt, sich vor das römische Inquisitions-Tribunal zu stellen, weil der junge Großherzog von Florenz (Ferdinand der Zweite) ihn nicht zu beschützen vermochte, litt der unermüdliche Naturforscher alle die Kränkungen, welche sich für ihn damit endigten, daß er den unver-

kennbarsten Wahrheiten, als eben so vielen Irrthümern und Ketzereien, abschwören mußte — und zwar vor unwissenden Mönchen auf den Knieen liegend, die Hand aufs Evangelium gestützt. Die Barbarei der kirchlichen Regierung bewies sich hauptsächlich darin, daß sie in einer Sache, wovon sie nichts verstand, (und nichts verstehen durfte, wenn sie nicht mit sich selbst in Widerspruch treten wollte) einen schwachen Greis — denn dies war Galilei im Jahre 1633 — einem Examen rigorosum, d. h. der Folter, unterwarf. Doch, was konnte durch ein so widersinniges Verfahren geleistet werden? Die Fortschritte der Astronomie wurden dadurch nicht aufgehalten, daß Galilei seine nützliche Thätigkeit verdammte und dabei versicherte, daß er es mit aufrichtigem Herzen und unverstellter Treue thue; die Resultate seines Nachdenkens und seiner Nachtwachen waren längst in die Köpfe seiner italiänischen und nicht italiänischen Freunde übergegangen, welche sie weiter bildeten, bis sie durch Newton zu einer Evidenz erhoben wurden, die keinen weiteren Widerspruch zuließ. Derselbe Mann aber, den die römische Regierung hatte foltern lassen, erhielt nach seinem Tode die doppelte Genugthuung, daß die Acten seines Processes verschwanden, weil man sich desselben zu schämen angefangen hatte, und daß das Newton von ihm sagte: „in seinen Werken finde man alles Wissenswürdige oder den Samen zu allem Wissenswürdigen.“ Dies ist der natürliche Ausgang jedes Kampfes, in welchen die Unwissenheit mit der Wissenschaft tritt, und nur deshalb tritt — weil sie ihr Verhältniß zu

dem, im Lauf der Zeiten errungenen Civilisations-Grade nicht zu beurtheilen versteht. Die physischen Wissenschaften, deren Fortschritte die römische Regierung im siebzehnten Jahrhundert zu hemmen gedachte, standen keinen Augenblick still; und je wohlthätiger ihr Einfluß auf die bürgerliche Gesellschaft war, deren Bestrebungen sie in jeder Beziehung förderten, ja die nur durch sie stark und mächtig werden konnte — desto geschwinder kam es dahin, daß selbst ihre entschiedensten Feinde ihrer unwiderstehlichen Macht weichen mußten. Es gab im siebzehnten Jahrhundert eine Menge Köpfe, die es im vollsten Ernste für einen Verrath an der Gottheit und an dem Aristoteles hielten, wenn sie aufgefordert wurden, ihr Auge an ein Fernrohr zu bringen. Wo sind diese Begränzten jetzt? Und wenn es ihrer noch zur Stunde geben sollte, in welche Verachtung sind sie gesunken, und wie unschädlich sind sie geworden!

Wir müssen noch einige Augenblicke bei dem außerordentlichen Manne verweilen, von welchem eine unerhört schnelle Revolution der Wissenschaften ausging: eine Revolution, welche noch immer fortdauert und möglicher Weise nicht eher als beendigt betrachtet werden kann, als bis das menschliche Geschlecht auf der für immer bezeichneten Bahn zur Anschauung der letzten Ursachen der Erscheinungen gelangt ist.

Was Martin Luther für die Reformation der Kirche war, dasselbe war Galileo Galilei für die Reformation der Wissenschaften; und so wie jener die Religion in das Kirchenthum zurück zu führen strebte, eben so strebte dieser nach Zurückführung der erweislichen

Wahrheit in die menschliche Erkenntniß. Gleichgültig gegen jede Autorität, pflegte Galilei zu sagen: „die Philosophie steht geschrieben in diesem großen Buche (dem Weltall), das für alle Augen aufgeschlagen ist; allein man kann dies Buch nicht verstehen, wenn man sich nicht vorher mit der Sprache und mit den Charakteren bekannt gemacht hat, worin es geschrieben ist. Geschrieben aber ist es in der mathematischen Sprache, und die Charaktere sind Dreiecke, Cirkel und andere mathematische Figuren. Getrennt von beiden, tummelt man sich ganz vergeblich in einem dunkelen Labyrinth." So mußte er sich ausdrücken, weil die Anwendung der Algebra auf die Geometrie zu seiner Zeit noch nicht vollendet war. Um so bewundernswürdiger aber ist der Scharfsinn, womit er die verwickeltsten Erscheinungen durchdrang und auflösete, ohne sie numerischen Gesetzen unterwerfen zu können. Die Geschichte seines Geistes zerfällt in zwei große Abschnitte, welche durch die Erfindung des Fernrohrs gesondert sind. Vor dieser Erfindung nur mit den Gesetzen der Bewegung und mit der eigentlichen Mechanik beschäftigt, trat er, nachdem ihm im Jahre 1610 die Schöpfung eines Fernrohrs gelungen war, gleichsam aus sich selbst heraus, um, wenn man sich so ausdrücken darf, sich in das Universum zu verlieren und die Mechanik des Weltalls zu entdecken. Unstreitig würde er sich, sein ganzes Leben hindurch in dieser Bahn fortbewegt haben, wenn die traurige Erfahrung, die er zu Rom im Jahre 1633 machte, ihn nicht das erhabenste Studium verleidet hätten durch das erzwungene Versprechen, nur das zu lehren, was

die Kirche nicht anstößig findet. Während seines Aufenthaltes iu dem erzbischöflichen Palast zu Siena und in dem Kirchspiel Arccetri unweit Florenz, beschäftigte er sich, zurückkehrend zu seinen früheren Neigungen, nur mit dem Studium der Mechanik und Ballistik, die ihn den Verfolgungen weniger aussetzten, wiewohl sie durch ihren Einfluß auf die Gesellschaft für die Kirche und deren Lehren noch weit gefährlicher waren, als Untersuchungen über die wahre Weltordnung jemals werden konnten. Man erstaunt über die rastlose Thätigkeit dieses seltenen Geistes, wenn man ihn in einem Alter von 72 Jahren den General-Staaten der vereinigten Niederlande Erfindungen anbieten sieht, wie folgende: genaue Tafeln der mediceischen Sterne — so hatte er die von ihm entdeckten Jupiterstrabanten genannt; — ferner Fernröhre, ihre Verfinsterungen deutlich zu beobachten; ferner Mittel, die Hindernisse, welche die Bewegung der Schiffe verursacht, aus dem Wege zu räumen; endlich eine richtige Uhr. Der Staar, von welchem er um diese Zeit befallen wurde, verhinderte die Erfüllung so großer Verheißungen; dieselben Augen, welche so große Entdeckungen im Weltall gemacht hatten, sollten erblinden. Schon war das eine völlig blind, und das andere fast unbrauchbar, als er noch im Jahre 1637 die Libration des Mondes entdeckte. Taubheit, Gliederschmerzen und Schlaflosigkeit gesellten sich zu diesem Uebel, ohne seinen Kopf zur Ruhe bringen zu können, bis er im Jahre 1642 in den Armen seines jüngsten und dankbarsten Schülers Vicenzo Viviani starb — um Jahrtausende hindurch in dem Andenken

Derjenigen fortzuleben, die, mit Anerkennung seines großen Verdienstes, sich selbst gestehen, daß, ohne die von ihm ausgegangene Anregung, ihre Wissenschaft noch immer in der Wiege liegen würde. Eine spätere Zeit hat bewiesen, daß, wie in allen übrigen Dingen, so auch in den Wissenschaften nichts Absolutes ist, und daß es sich immer nur um Erweiterung der Gränzen, handelt, welche die Zeit stellt; aber um so größer ist das Verdienst eines Mannes, der seinen Zeitgenossen eine Richtung giebt, von welcher sie sich nicht loszusagen vermögen: eine Richtung, die, je mehr sie verfolgt wird, desto mehr die Köpfe erhellet, bis die Punkte gefunden sind wo man ausruhen kann! In der That nur allzu große Erscheinungen knüpfen sich an Galilei's Leben und Wirken, und wir werden in den nächsten Kapiteln sehen, wie er das Meiste dazu beitrng, daß der negative Charakter der Kirchenverbesserung sich in einen positiven verwandelte, ohne daß dies jemals in seinen Absichten liegen konnte.

Wie fand Galileo Galilei die Astronomie, als er sich ihrer anzunehmen getrieben fühlte? Sie glich auf das Vollständigste jenen aegyptischen Thieren, von welchen Herodot erzählt, daß sie zur Hälfte organisirt, zur Hälfte Schlamm sind. Mit andern Worten: die Astronomie bewegte sich noch in der Gestalt der Astrologie, und hatte kaum eine andere Aufgabe zu lösen, als den Einfluß der Sterne auf die Einzelheiten des menschlichen Lebens zu bestimmen. In welchem Zustande ließ der achtungswürdige Physiker nach seinem Hinscheiden die Astronomie zurück? Nicht in dem

einer ausgebildeten Wissenschaft; wohl aber in einem, der die Möglichkeit einer solchen Ausbildung in sich schloß. Denn indem die ganze Masse der von ihm entdeckten neuen Thatsachen auf Diejenigen überging, welche sich in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts mit Astrologie beschäftigten, konnte sie nicht verfehlen, ihren Geistern eine verstärkte Richtung nach Beobachtung zu geben; und indem zur Verdrängung einer theologischen Ansicht, der man bis dahin, mehr oder weniger gedient hatte, nichts weiter erforderlich war, als diese Richtung nach Beobachtung, mußte die Vergleichung der verschiedenen Thatsachen zu Entdeckungen führen, die früher durchaus nicht gemacht werden konnten.

Unter den Ausbildern der erhabensten aller Wissenschaften aber nimmt ein Deutscher einen so hohen Rang ein, daß wir ihn in diesem Zusammenhange nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen.

Johann Kepler, den 27. December 1571 zu Wiel von dürftigen Eltern geboren, studirte auf der Universität zu Tübingen Theologie, als er sich von dem Professor Mästlin bereden ließ, sein Glück im Studium der Astronomie zu versuchen: einer Wissenschaft, welche nur dadurch einträglich wurde, daß sie dem Aberglauben diente, d. h. durch die Horoskopie zukünftige Schicksale vorhersagte. Die Natur hatte Keplern, wie seine zahlreichen Werke zeigen, mit einem ungewöhnlichen Maß von Einbildungskraft und Scharfsinn ausgestattet. Nach Grätz berufen, um den durch Stadius erledigten Lehrstuhl der Mathematik und Moral (so sehr floß in diesen Zeiten alles in einander) auszufüllen, zeichnete er

sich

sich sehr bald durch einen Prodromus dissertationum cosmograficarum et cet. aus, worin er nach numerischen und geometrischen Aehnlichkeiten, welche denen der Platoniker und Pythagoräer gleich kamen, die Verhältnisse in den Kreisbewegungen der Planeten zu bestimmen suchte. Tycho de Brahe, der um diese Zeit an dem Hofe des Kaisers Rudolph von Prag lebte, verkannte in dieser wesentlich metaphysischen Schrift das Genie ihres Urhebers nicht, richtete aber sehr wenig aus, als er den angehenden Astronomen in die Bahn der Beobachtung zurückwies; denn es währte ziemlich lange, ehe Kepler sich von seiner Schwachheit für pythagorische Chimären befreien konnte: eine Schwachheit, welche ihn übrigens nicht verhinderte, sehr richtige und sehr erhabene Vorstellungen vom Universum zu haben. Schicksale, deren Auseinandersetzung hier am unrechten Orte seyn würde, führten ihn, nach einigen Jahren nach Prag, wo er, wie es scheint, Tycho's de Brahe Gehülfe für die astrologischen Verrichtungen wurde, welche dieser bei dem abergläubigen Kaiser Rudolph zu erfüllen hatte. Mit Mühe brachte Tycho es dahin, daß mit dem Titel eines kaiserlichen Mathematikers, den Kepler erhielt, ein Gehalt verbunden wurde; und selbst dieser war so spärlich zugetheilt, daß der kaiserliche Mathematiker, um mit Frau und Kind leben zu können, seine Zuflucht bald zur Heilkunde, von der er nichts verstand, bald zur Horoskopie, die er als die unechte Schwester der Astronomie mit der Verbindlichkeit, diese zu ernähren, betrachtete, zu nehmen genöthigt war.

Die großen Entdeckungen, welche Galileo Galilei im

Jahre 1610 machte, mußten das, was bisher für Kepler kaum noch mehr als bloßes Spielwerk gewesen war, in eine ernste Wissenschaft verwandeln; auch sehen wir, wie nach Rudolphs des Zweiten Tode, und nach seiner Anstellung als Professor der Mathematik zu Linz 1613, sein Geist einen höhern Flug nimmt, indem er nur damit beschäftigt ist, die Erscheinungen des Universums bestimmten Regeln zu unterwerfen. Wenige Köpfe haben für die Ausbildung der Wissenschaft, womit sie sich beschäftigten, so viel geleistet, als Kepler für die Astronomie, welche ihm ausschließlich die Fundamente verdankt, auf denen sie noch gegenwärtig ruht. Es sind aber besonders drei Regeln, wodurch Keplers Name unsterblich geworden ist. Die erste dieser Regeln ist: „daß die Planeten nicht in kreisrunden, sondern in elliptischen Bahnen um die Sonne laufen, in deren einem Brennpunkte die Sonne sich befindet;" eine sorgfältige Vergleichung der als richtig angenommenen kreisrunden Bahnen mit den schätzbaren Betrachtungen, welche Tycho de Brahe über den Lauf des Mars angestellt hatte, führte zu der Entdeckung dieses Gesetzes. Die zweite (mit der ersten zugleich entdeckte) Regel ist: „daß die Zeiten, welche ein Planet gebraucht, um einen Theil seiner elliptischen Bahn zu durchlaufen, sich gegen einander verhalten, wie die Sectoren oder Räume der elliptischen Fläche zwischen dem zurückgelegten Bogen und dem Brennpunkte der Sonne." Hierin wich Kepler von dem alten Systeme ab, nach welchem man die Bewegung in einem excentrischen Kreise gleichförmig, mithin die Sectoren des Kreises den Zeiten proportional angenommen

hatte; denn er fand, daß die Bewegung in der wahren Bahn wirklich ungleichförmig sei, mithin auch aus dem Mittelpunkte ungleichförmig erscheinen müsse. Die dritte Keplerische Regel ist: „daß sich bei Körpern, die sich um einerlei Hauptkörper bewegen, die Quadrate der periodischen Umlaufszeiten zweier Planeten sich gegen einander verhalten, wie die Würfel ihrer mittleren Entfernungen von dem Hauptkörper." Kepler verdankte diese Entdeckung seiner Liebhaberei für die Astrologie, welche ihn eine Uebereinstimmung zwischen den Tönen der Musik, den regelmäßigen Körpern der Geometrie und den Entfernungen und Größen der Planeten finden ließ. Die Vergleichungen, welche er über die Umlaufszeiten der Planeten um die Sonne mit ihren Entfernungen von derselben anstellte, führten zu einer Vergleichung der Quadrate der Umlaufszeiten und der Würfel der Entfernungen einiger Planeten; und obgleich ein Rechnungsfehler ihn mehrere Jahre an der Entdeckung verhinderte, die er zu machen wünschte, so war er doch den 15ten May 1618 so glücklich, ein beständiges Verhältniß zwischen den Quadratzahlen der Umlaufszeiten und den Cubikzahlen der Entfernungen zweier Planeten zu finden. Diese drei Regeln, von den Astronomen mit ungetheiltem Beifalle auf- und angenommen, trugen sehr viel zur Feststellung des copernikanischen Systemes bei; und funfzig Jahre später bewies Newton, daß sie als nothwendige Folgen aus den Gesetzen der Central-Bewegung und der Gravitation betrachtet werden müßten.

Kepler's Verdienst beschränkte sich nicht auf die Astronomie: ihm verdankt die Theorie der Logarithmen

einen großen Theil ihrer gegenwärtigen Ausbildung; einen noch größeren, die Optik und die Dioptrik. Wir können hierbei nicht verweilen, und bemerken nur noch, daß die Wirksamkeit dieses ausgezeichneten Kopfes in eine Zeit fiel, wo man sich in Deutschland bis zur Vernichtung um die Frage schlug, ob die katholische oder die protestantische Kirche den Vorzug gewinnen müsse. Verscheucht durch das Waffengetümmel im südlichen Deutschland, trat er, von Nahrungssorgen gequält, mit Genehmigung Ferdinands des Zweiten, in den Dienst Albrechts, Herzogs von Friesland; doch nur auf kurze Zeit. Im Jahre 1629 als Professor der Mathematik in Sagan angestellt, begab er sich im folgenden Jahre nach Regensburg, um auf dem von Ferdinand II. gehaltenen Reichstage die Auszahlung seines rückständigen Gehaltes nachzusuchen. Doch wie ganz andere Dinge beschäftigten diesen Reichstag, als die Belohnung eines über die kirchliche und theologische Ansicht hinausführenden Gelehrten, der die Duldung in der erhabensten aller Wissenschaften gegründet hatte! Wie wenig waren Diejenigen, die, um Waldstein's Abberufung vom Kriegsschauplatze und um die vorläufige Ernennung eines deutschen Kaisers stritten, geeignet, das Verdienst eines Mannes zu würdigen, der ihre Nachkommen in den Stand setzte, menschlichere Regenten zu seyn! Kepler sah sich überall zurückgewiesen, und starb in Kummer und Elend den 5. Nov. 1630 in einem Alter von 50 Jahren. Auf dem Kirchhofe zu Regensburg beigesetzt, erhielt er, zum Andenken an seine Tugenden, ein Grabmahl mit folgender Inschrift:

Mensus eram coelos, nunc terrae metior umbras;
Mens coelestis erat, corporis umbra jacet.

Jordan Bruno lebendig verbrannt, Galileo Galilei von dem Inquisitions=Tribunal gefoltert und zum Widerruf gezwungen, Johann Kepler dem Hungertode preisgegeben — wahrlich, man muß gestehen, daß hierin keine Aufmunterung für die physischen Wissenschaften lag, wodurch die Gesellschaft allein sich zu einem höheren Grade von Aufklärung und Macht erheben konnte! Doch wenn irgend etwas den Geist des siebzehnten Jahrhunderts bezeichnet, so ist es der Umstand, daß die guten Köpfe sich durch so bittere Erfahrungen nicht abschrecken ließen, eine Bahn zu verfolgen, die allein zur Wahrheit führen konnte. Die pyrenäische Halbinsel allein ausgenommen, war man in allen übrigen Theilen der europäischen Welt beinah' ausschließend damit beschäftigt, das unermeßliche Feld der physischen Wissenschaften anzubauen und die Erscheinungen der Natur bestimmten Gesetzen zu unterwerfen. Die Reihe der Untersuchung kam nach und nach an alles, was der genauern Erkenntniß würdig war; und die sogenannten Elemente: Luft, Wasser, u. s. w. konnten nicht zu Gegenständen der Erforschung durch Versuche aller Art erhoben werden, ohne die Meinungen, welche die Naturforscher früher von ihnen gehegt hatten, als bloße Irrthümer darzustellen, welche nothwendig entstehen, so oft der menschliche Geist die Thatsache durch den bloßen Gedanken ersetzen will. Zwar hielt es schwer, sich von einer so schlimmen Gewohnheit loszusagen, und mehrere wegen ihrer Geistes=

kraft höchst achtbare Physiker fielen, es sei aus Ungeduld oder aus Schwäche, in den alten Fehler der Vorwegnahme zurück; zu ihnen gehörte, was diese Zeiten betrifft, besonders Decartes, einer von den glänzendsten Geistern des siebzehnten Jahrhunderts, nur daß die Hypothesen-Wuth nicht von ihm weichen wollte. Zur Entschuldigung dieser Köpfe gereicht, daß die Physiologie überhaupt in diesen Zeiten nur geringe Fortschritte gemacht hatte, und daß besonders die Physiologie des Geschlechts noch ganz im Dunklen lag; denn so lange dies der Fall war, ließ sich über die Entstehung einzelner Gedanken und Systeme keine Rechenschaft ablegen, und als angeboren, und dem menschlichen Geiste, als solchem, anklebend, mußte sehr Vieles erscheinen, was nur das Werk besonderer Umstände und der Macht, welche diese auf den Einzelnen üben, betrachtet werden sollte. Es war in dieser Hinsicht eine merkwürdige Erscheinung, daß man, von einer neuen Entdeckung zur andern fortschreitend, dennoch nicht der Abgötterei entsagte, die man mit der menschlichen Vernunft trieb, indem man gänzlich verkannte, daß sie in sich selbst, nichts weiter seyn kann, als der Ausdruck des Entwickelungsgrades, den die Gesellschaft in einer gegebenen Zeit und einem gegebenen Raume gewonnen hat, daß sie also nichts Absolutes in sich schließt, weil ihre Gränzen zugleich erweitert und zusammengezogen werden können.

Inzwischen fehlte es nicht an Einzelnen, welche, unberührt von diesem Fehler, und mit gänzlicher Verzichtleistnng auf alles, was Vorwegnahme (Prolepsis)

genannt zu werden verdient, Schritt vor Schritt der Beobachtung folgten, ohne sich jemals einen Vernunftschluß zu erlauben, der nicht von ihr gerechtfertigt war. Ein solcher war Otto von Guericke, geboren 1602 zu Magdeburg, gestorben 1686 zu Hamburg. Bei diesem seltenen Physiker müssen wir einige Augenblicke verweilen, wäre es auch nur um zu zeigen, wie langsam, ihrer Natur nach, die Fortschritte in den physischen Wissenschaften sind, und wie viel darauf ankommt, daß in ihnen nichts übereilt werde.

Galileo Galilei hatte die Entdeckung gemacht, daß in Saugpumpen das Wasser nicht über 32 Fuß Höhe gebracht werden konnte, und vorläufig daraus geschlossen, daß die Schwere der Luft die Ursache dieser Erscheinung seyn müsse. Hierüber ins Reine zu kommen, stellte sein Schüler Torricelli Versuche mit dem vierzehn Mal schwereren Quecksilber an, indem er urtheilte, daß dieselbe Ursache, welche das Wasser nur 32 Fuß hoch treibe und erhalte, auch das Quecksilber auf $\frac{1}{3}\frac{4}{2}$ F. d. h. auf $27\frac{1}{2}$ Zoll hoch treiben und erhalten werde. Doch Torricelli konnte diesen Versuch nicht zu Stande bringen. Besser gelang es dem letzten Schüler Galilei's, Vincenz Viviani. Er nahm eine gläserne Röhre von der Länge einiger Fuße, schmolz sie an dem einem Ende zu, und füllte sie durch das andere mit Quecksilber. Hierauf verschloß er diese Oeffnung mit dem Finger, kehrte sie um, und brachte sie verschlossen unter das in einem Gefäß befindliche Quecksilber! Als er nun seinen Finger wegzog, sank das Quecksilber in der Röhre wirklich so weit hinab, daß nur eine Quecksilbersäule

von $27\frac{1}{2}$ Zoll Höhe über der Oberfläche des Quecksilbers im Gefäße stehen blieb, und der obere Theil der Röhre völlig luftleer war.

Durch diesen Versuch wurde zuerst ausgemittelt, daß der Druck der Luft die wahre Ursache sei von der 27 bis 28 Zoll hohen Quecksilbersäule, mithin auch von der 32 Fuß hohen Wassersäule. Dabei aber bemerkte Torricelli gar bald, daß die Höhe des Quecksilbers in der gläsernen Röhre nicht beständig gleich sei, und schloß aus dieser Erscheinung, daß die veränderten Höhen der Quecksilbersäule mit den Veränderungen der Luftmasse in einer genauen Verbindung stehen könnten, und daß vielleicht die gläserne Röhre dazu dienen werde, die abwechselnden Veränderungen in der Luft anzugeben. So wurde die Erfindung des Barometers im Jahr 1643 eingeleitet.

Durch Michael Angelus Ricci, einen römischen Physiker, dem Torricelli seine Versuche und Beobachtungen mitgetheilt hatte, wurden dieselben in Frankreich verbreitet, wo der Pater Mersenne gewissermaßen den Mittelpunkt für die westeuropäischen Physiker bildete. Der junge Pascal wiederholte sie zu Clermont, und schrieb darüber eine kleine Abhandlung, welche, überall verschickt, auch in die Hände des Decartes gerieth, der sich gerade in Holland aufhielt. Dieser ertheilte dem jungen Pascal den Rath, mit der Quecksilbersäule auf den Bergen von Auvergne einen Versuch anzustellen, wo sich zeigen werde, ob der Druck der Luft, welcher auf dem Gipfel eines Berges nothwendig geringer seyn werde, als am Fuße desselben, oder ob der vorausge-

setzte Abscheu des in der Röhre befindlichen leeren Raumes, die Ursache der Erscheinung sei. Als der vorgeschlagene Versuch zuerst von Pascals Schwager Perrier im Jahre 1648 auf dem Berge Puy de Dome angestellt wurde, bemerkte dieser mit Vergnügen, daß das Quecksilber in der Röhre immer tiefer sank, je höher er den Berg hinauf kam, und daß es auf dem Gipfel des 500 Toisen hohen Berges 3 Zoll tiefer in der Röhre stand, als am Fuße des Berges. Freilich ein neuer Beweis von dem Druck der Luft! Pascal aber ging bald noch weiter, indem er Vorrichtungen traf, wodurch die äußere Luft ganz fortgeschafft wurde, und nun bemerkte, daß das Quecksilber in der Röhre augenblicklich bis zur Oberfläche des Quecksilbers im Gefäße, worin die Röhre stand, herabsank. Dies ließ dem Paskal keinen Zweifel übrig, daß alle Erscheinungen, welche man sonst dem Abscheu der Natur vor dem leeren Raume zugeschrieben hatte, von dem Druck der Luft herrührten. Die Schrift, die er darüber verfaßte, schlug eine Behauptung der Peripatetiker gänzlich zu Boden, indem sie zeigte, wie die Alten gänzlich außer Stande waren, über die Natur und ihre Erscheinungen durch unbewaffnete Sinne richtig zu ertheilen.

Pascals Versuche und Beobachtungen wurden in allen Ländern Europa's mit dem größten Eifer wiederholt, und ihr glücklicher Erfolg gab Veranlassung zu einer noch sicherern Erkenntniß der mechanischen Wirkungen der Luft.

Denn bei weitem mehr, als durch den ersten Barometer, wurde der Druck der Luft durch die Erfindung der Luftpumpe bestätigt, deren Urheber Otto von Gue-

ricke war. Er ließ zwei kupferne Halbkugeln, die im Durchmesser $\frac{67}{100}$ einer magdeburger Elle hielten und genau an einander paßten, verfertigen, und an einer derselben in der Mitte einen Hahn anbringen, wodurch er, bei der Vereinigung der beiden Halbkugeln, die Verbindung der innern und der äußeren Luft nach Belieben aufheben und wiederherstellen konnte; überdies waren auf der Fläche der Halbkugeln rings herum Rinken angebracht, um Seile hindurch zu ziehen und Pferde daran zu spannen. Nachdem nun Otto von Guericke die beiden Halbkugeln zusammengelegt und um die an einander passenden Ränder einen mit Wachs und Terpentinöl getränkten ledernen Ring gelegt hatte, ließ er mittelst seiner Luftpumpe durch den Hahn die Luft aus dem innern Raume schnell ausziehen, so daß beide Halbkugeln stark an einander gepreßt wurden. Hierauf den Hahn verschließend und die Kugel von der Maschine entfernend, fand er, daß die Halbkugeln so fest an einander schlossen, daß 16 angespannte Pferde sie nur mit Mühe auseinander bringen konnten, und daß im Augenblick der Oeffnung ein Knall, gleich einem Büchsenschuß, erfolgte. Oeffnete man hingegen den Hahn, so daß der innere Raum eine Gemeinschaft mit der äußeren Luft erhielt, so konnte jeder die beiden Halbkugeln sehr leicht von einander trennen. Durch diesen Versuch bewies Guericke den äußeren Druck der Luft auf die beiden Halbkugeln, und durch Rechnung suchte er hierauf die Größe des Drucks auf jede Halbkugel zu bestimmen. Freilich irrte er sich, indem er den Druck der Luft auf 2686 Pfund annahm, ohne daß jedoch dem Versuche

im Großen dadurch geschadet wurde. Denselben Versuch noch auf eine andere Weise zu machen, ließ er aus viereckigen gläsernen Flaschen die Luft durch seine Maschine ziehen, und der Erfolg zeigte, daß sie, bei einer mittelmäßigen Verdünnung der Luft, in tausend Stücke zersprangen, was ihn auf den sehr richtigen Gedanken brachte, daß vollkommen runde Glaskugeln, wenn aus ihnen die Luft gezogen würde, durch den Druck der äußeren Luft nicht zersprengt werden könnten, weil die Richtungen des Drucks, von allen Seiten her, nach dem Mittelpunkt der Kugel gehen.

Die Schwere der Luft war hierdurch außer allen Zweifel gesetzt; zugleich aber war die Elasticität der Luft durch die Wirkungen der Luftpumpe erwiesen. Nur die chemischen Bestandtheile dieses Körpers blieben fürs Erste noch unerörtert; die Entdeckungen, die in dieser Hinsicht bevorstanden, waren späteren Zeiten aufbewahrt.

Wie hätte die kirchliche Duldung zu Münster und Osnabrück als Prinzip ausgesprochen, wie dem Protestantismus durch den westphälischen Frieden ein gesetzliches Daseyn bewilligt werden können, ohne die Fortschritte in den physischen Wissenschaften zu sichern und zugleich zu beflügeln! Sechs Jahre nach dem Abschluß des eben genannten Friedens sehen wir Otto von Guericke auf dem Reichstage zu Regensburg erscheinen, um den Kaiser Ferdinand den Dritten und die übrigen dort versammelten Reichsfürsten mit den Ergebnissen seiner Versuche bekannt zu machen. Er erregt daselbst die größte Aufmerksamkeit; aber so wenig ahnen Deutsch-

lands Oberhäupter die nothwendige Einwirkung großer Erfindungen auf die gesellschaftliche Ordnung, daß der Kurfürst von Mainz, Johann Philipp, sich von Otto von Guericke eine Luftpumpe ausbittet, um damit nach seiner Weise zu spielen! Hundert und funfzig Jahre später giebt es keinen Kurfürsten von Mainz mehr; so schnell ist aus dem Pygmäen, was die Naturwissenschaft noch in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts war, ein Riese geworden, der die Metaphysik mit allem, was zu ihrer Aufrechthaltung dienen soll, unter die Füße tritt.

Guerickens Erfindung ging bald nach England über, wo sie von Boyle verbessert wurde. Ueberhaupt ist das allgemeine Streben des siebzehnten Jahrhunderts nach erweiterter Kenntniß der Natur und ihrer Gesetze keinen Augenblick zu verkennen. Zu Anfange des Jahrhunderts ist noch alles vereinzelt und die Gelehrten haben Mühe, die Meinung von sich zu erregen, daß sie, als Entdecker nützlicher Wahrheiten, echte Wohlthäter der Gesellschaft sind. Ganz anders steht die Sache um die Mitte des Jahrhunderts. In allen europäischen Ländern — Spanien allein ausgenommen — giebt es von der Gesellschaft anerkannte Naturforscher, und nicht genug, daß sie frei ihre Entdeckungen und Erfindungen nach allen Richtungen hin verbreiten dürfen, wird ihnen sogar erlaubt, in Vereine zu treten, um das große Werk einer Regeneration des menschlichen Geistes mit gemeinschaftlicher Kraft zu fördern. In dieser Beziehung sind die Akademien der Wissenschaften, die sich in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts

bildeten, nur allzu merkwürdig; und sobald von ihnen die Rede ist, darf man den ersten Keim, aus welchem sie hervorgingen, nicht unbeachtet lassen. Folgende Aufschlüsse verdienen die Beherzigung des Lesers, um der wichtigen Folgen willen, welche die Stiftung der ersten Akademie der Wissenschaften noch in der gegenwärtigen Zeit für Italien hat.

Als Galileo Galilei, dem Kerker der Inquisition entronnen, in Siena angelangt war, empfand man darüber in Florenz eine so lebhafte Freude, daß man den größten Denker seiner Zeit von allen Seiten begrüßte. Selbst der Großherzog von Toskana, Ferdinand der Zweite, rechnete es sich zur Ehre, unter den Verehrern Galilei's oben an zu stehen; und mehr, als jemals, wurde sein Bruder, der Prinz Leopold, von dieser Zeit an ein eifriger Schüler des pisanischen Naturphilosophen, der, durch das grausame Verfahren der Inquisition von der Astronomie zurückgeschreckt, sich ganz dem Studium der Mechanik ergeben hatte. Unter Aufmerksamkeiten und Tröstungen aller Art verstrichen die letzten Jahre von Galilei's Leben. Nach dem Tode des großen Meisters versammelte der Großherzog die vornehmsten Schüler desselben an seinem Hofe, und Evangelista Torricelli erhielt den ehrenvollen Auftrag, die Prinzen Leopold und Matthias in der Naturphilosophie zu unterrichten. Liebhaberei für die Sache, noch weit mehr aber die Feindschaft, worin der toskanische Hof um diese Zeit mit Innocenz dem Zehnten lebte, führte auf den Gedanken eines Instituts, das die Bestimmung hätte, die übernatürlichen Lehren, worauf die

Priesterherrschaft beruhet, auf einem indirecten Wege zu bekämpfen. So entstand die Accademia di Cimento, welche, zusammengesetzt aus Galilei's besten Schülern, die Naturphilosophie weiter zu bilden suchte, um das Unerweisliche in den menschlichen Vorstellungen immer schroffer von dem Erweislichen zu sondern. Sogar die Benennung dieses Vereins beweiset, daß gewisse Formen der Maurerei in denselben verflochten wurden, sei es, um den Arbeiten mehr Feierlichkeit zu geben, oder um über den Zweck des Instituts desto sicherer zu täuschen. Nach Torricelli's Tode, der im Jahre 1647 erfolgte, waren Niccolo Aggiunti, Vincenzio Viviani, Alessandro Marsisi, Paolo und Candido del Buono, Antonio Uliva und Francisco Redi, die angesehensten Mitglieder der Gesellschaft. An ihre Spitze stellte der Großherzog von Toskana seinen Bruder Leopold, hier gleichviel, ob als Präsidenten der Akademie, oder als Meister vom Stuhl. Man versammelte sich an festgesetzten Tagen; es wurden Versuche angestellt; die Mitglieder wetteiferten in Entdeckungen und Erfindungen; das Gebiet des Wissens erweiterte sich; der Hof, in eine Residenz der Wissenschaft verwandelt, zog noch einmal die Aufmerksamkeit der europäischen Welt auf sich, und Personen, welche, um innerer Unruhen willen, aus Frankreich und England nach Florenz kamen, verbreiteten den Ruhm Ferdinands des Zweiten und munterten ihre Landsleute zur Nachahmung auf. Wirklich entstanden, nach dem Muster der Accademia di Cimento, die Akademien der Wissenschaften in Frankreich, England und Deutschland, nur daß man die Maurerei davon sonderte, da man

ihrer, als eines Deckmantels, nicht bedurfte. Die florentinische Akademie hatte noch das Eigenthümliche, daß die Zahl ihrer Mitglieder unbeschränkt blieb, damit jeder, der neue Erfahrungen mitzutheilen hatte, Raum gewinnen möchte; die einzige Bedingung des Eintrittes in dieselbe war Verzichtleistung auf jedes vorhandene philosophische System und Beschränkung auf erweisliche Wahrheit. Das Mißtrauen des römischen Hofes nicht zu erregen, gab man vor, der Zweck des Vereins sei, die peripatetische Philosophie zu stürzen; der wahre Zweck aber war kein anderer, als das Ansehn zu untergraben, worin das römisch-katholische Kirchenthum durch übernatürliche Lehren in Italien stand.

Versetzt man sich in die Zeiten, wo die Accademia di Cimento errichtet wurde; erwägt man besonders den Abbruch, den die Regierung der allgemeinen Kirche durch den westphälischen Frieden litt: so begreift man leicht, daß der römische Hof nicht gleichgültig bleiben konnte gegen das, was in einer solchen Nähe seinen Umsturz bezweckte. Wie groß aber auch seine Erbitterung gegen Ferdinand den Zweiten, als Großherzog von Toskana, seyn mochte: so fehlte es doch, mehrere Jahre hindurch, an einem wirksamen Mittel, die Thätigkeit der Naturphilosophen zu hemmen; denn Gewalt war hier am wenigsten angebracht. Neun Jahre hatte die Accademia di Cimento bestanden und nicht wenig hatte sich während dieses Zeitraums die Zahl ihrer Mitglieder vergrößert, als es endlich der List gelang, Stillstand in eine dem Kirchenthum gefährliche Thätigkeit zu bringen. Das einfache Mittel, welches der römische Hof zu diesem Endzwecke ge-

brauchte, bestand darin, daß er den Präsidenten der Akademie durch Ertheilung der Cardinals-Würde zu sich hinüberzog. Ausschlagen ließ sich diese Ehre nicht; und da die Cardinals-Würde sich nicht mit Forschungen im Gebiete der Naturwissenschaft vertrug, so lösete sich, durch das Ausscheiden des Prinzen Leopold, der Verein der vorzüglichen Köpfe Italiens wenigstens in sofern auf, als er den Stützpunkt verlor, den er bis dahin am toskanischen Hofe gehabt hatte. Zwar hörte Ferdinand der Zweite nicht auf, seine Freunde zu begünstigen; da dies aber nicht mehr öffentlich geschehen durfte, wenn er von Seiten des römischen Hofes dem Vorwurf der Undankbarkeit entgehen wollte, so nahm der Verein, von jetzt an, einen neuen Charakter an, der es mit sich brachte, daß Maurerei die Hauptsache in seinem Wesen zu seyn schien. In dieser Form dauerte er unter der langen Regierung Cosmo's des Dritten fort, nicht ohne vielen Verfolgungen, deren Urheber die Jesuiten waren, ausgesetzt zu seyn; und wenn nicht alles täuscht, so wirkt er, bei veränderter Benennung, noch immer in derselben, nur daß er sich unermeßlich erweitert hat. Diese Erweiterung erfolgte besonders nach der Aufhebung des Jesuiten-Ordens in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts; denn dieser Orden hatte den Verein ein ganzes Jahrhundert hindurch nicht ohne Erfolg beschränkt.

Während die Regierung der allgemeinen Kirche, durch die Auflösung der Accademia di Cimento, sich in den Naturphilosophen Italiens unversöhnliche Feinde erzog, bildete sich, noch bei Lebzeiten Ferdinands des

Zwei-

Zweiten, in Europa zwei andere Vereine gleicher Art: der eine zu London, im Jahre 1660; der andere zu Paris, im Jahre 1666. Dort vereinigte ein Freibrief Karls des Zweiten alle diejenigen Gelehrten, welche, um der Tyrannei Cromwel's zu entgehen, zu Oxford sich dem Studium der physischen Wissenschaften ergeben hatten: namentlich die Doctoren Wallis, Wilkins, Wand, den berühmten Boyle, und die Herrn Rook, Hook, Wren und Petty. Hier brachte, nach dem Pyrenäen-Frieden, Colbert alle diejenigen Köpfe zusammen, die sich durch ihre Entdeckungen und Talente am meisten ausgezeichnet hatten: namentlich die Herrn Carcavi, Huygens, Roberval, Frenicle, Auzout, Picard und Buot, lauter Mathematiker, welchen in der Folge die Chemiker und Anatomiker zugesellt wurden. Fortschritte in den physischen Wissenschaften waren das Bedürfniß einer Gesellschaft geworden, welche in ihrer Entwickelung weit genug vorgeschritten war, um die Mannichfaltigkeit der Verrichtungen für die erste Bedingung ihrer Fortdauer zu erkennen. Daher die Bildung von Akademieen der Wissenschaften in den vornehmsten Staaten Europa's. Vor allen übrigen Wissenschaften bedurfte die Astronomie der öffentlichen Unterstützung; denn, da sie nur durch Beobachtungen, und zwar durch höchst genaue Beobachtungen, angebauet werden kann, diese aber nicht bloß kostbare Werkzeuge, sondern mitunter auch kostspielige Reisen voraussetzen: so reicht das Privat-Vermögen nur in höchst seltenen Fällen zu einem solchen Anbau aus. Die Sternwarten zu Paris und Greenwich würden schwerlich je entstanden seyn, wenn sie

ihren Ursprung nicht in königlicher Municenz erhalten hätten. Wie viel echte Wissenschaft aber knüpft sich an das Daseyn einer Sternwarte! Ist sie nicht unter allen Umständen der Mittelpunkt der Akademieen?

Es lag in der Natur der Sache, daß die Mitglieder der ersten Akademieen ungleich thätiger waren, als die Akademiker späterer Zeiten sich bewiesen haben: jene brachten den unermüdlichen Fleiß strebsamer Gelehrten in den Verein, und fühlten kaum einen anderen Beruf, als den zu entdecken und zu erfinden, während diese sich hinlänglich beschäftigt glauben, wenn sie die gesammelten Schätze bewahren. Nichts desto weniger sind die Akademieen der Wissenschaften auch noch gegenwärtig von großer Bedeutung für den, der ihre Bestimmung gehörig auffaßt; denn, als lebendige Tropäen des Sieges, den die Erfahrungswissenschaften über die metaphysischen und erträumten davon getragen haben, versinnlichen sie den Unterschied der Gegenwart von der Vergangenheit, und haften gleichsam mit ihrer Ehre für jeden Rückfall des menschlichen Geschlechts in Unwissenheit und Barbarei. Ihr ewiger Beruf ist Anbau der positiven oder Erfahrungswissenschaften, und der Stillstand, den man darin wahrzunehmen glaubt, ist unstreitig mehr scheinbar, als wirklich, weil das, was einmal von physischer Wissenschaft in der Gesellschaft thätig ist, nothwendig zu immer höherer Entwickelung führen muß.

Doch genug über diesen Gegenstand! Wir wenden uns jetzt zu zwei Umwälzungen, welche wesentlich daraus

entſprangen, daß Die, von welchen ſie ausgingen, ſich hartnäckig dem in der Zeit errungenen Civiliſations-Grade widerſetzten, und Dinge vereinigen wollten, die nicht mehr zu vereinigen waren.

(Fortſetzung folgt.)

Grundlinien einer nicht = metaphysischen Staatswissenschaft.

(Aus dem Französischen.)

(Beschluß.)

Um die summarische Prüfung derjenigen Anstrengungen, wodurch man bisher die Staatswissenschaft zu dem Range positiver Wissenschaften zu erheben versucht hat, zu vervollständigen, müssen noch zwei andere Versuche in Betracht gezogen werden, welche zwar nicht, wie die beiden vorhergehenden, in der echten Bahn der Fortschritte des menschlichen Geistes, hinsichtlich der Staatswissenschaft, gemacht sind, deshalb aber nicht minder ausgezeichnet zu werden verdienen.

Das Bedürfniß, die Wissenschaft der Gesellschaft zum Range einer positiven Wissenschaft zu erheben, ist heut zu Tage so reell, und dieses große Unternehmen ist dergestalt zur Reife gelangt, daß mehrere überlegene Geister versucht haben, diesen Zweck dadurch zu erreichen, daß sie die Staatswissenschaft als eine Anwendung anderer bereits positiver Wissenschaften behandelten, in deren Domän sie dieselbe zurückführen zu können glaubten. Da diese Versuche, ihrer Natur nach, unausführbar waren: so sind sie bei weitem mehr entworfen, als fortgeführt werden. Es wird demnach hinreichend seyn, sie aus dem allgemeinsten Gesichtspunkte zu betrachten.

Der erste Versuch hat in den Bemühungen bestanden, die mathematische Analysis im Allgemeinen, besonders aber denjenigen ihrer Zweige, der sich auf den Probabilitäts-Calcul bezieht, auf die Wissenschaft der Gesellschaft anzuwenden. Condorcet hat zuerst diese Richtung genommen, und sie auch am weitesten verfolgt *). Andere Mathematiker sind in seine Fußstapfen getreten, und haben seine Hoffnungen getheilt, ohne seinen Arbeiten etwas Wesentliches hinzuzufügen — wenigstens nicht in philosophischer Beziehung. Alle stimmen übrigens darin überein, daß sie diese Art des Verfahrens für die einzige halten, wodurch die Staatswissenschaft einen positiven Charakter gewinnen könne.

Die in diesem Kapitel angestellten Betrachtungen haben, glauben wir, hinlänglich dargethan, daß eine solche Bedingung keinesweges nothwendig sei, um die Staatswissenschaft zu einer positiven Wissenschaft zu machen. Doch noch mehr: diese Art, die Wissenschaft der Gesellschaft anzuschauen, ist rein chimärisch, und folglich durchaus fehlerhaft, wie sich leicht erkennen läßt.

Handelte es sich hier um ein umständliches Urtheil über die, in dieser Gattung bisher zu Stande gebrachten Arbeiten: so würde zunächst daraus hervorgehen, daß sie zu der Masse der erworbenen Ideen keinen Be-

*) Ein solcher Entwurf beweiset, der vorangegangenen Prüfung gemäß, daß Condorcet weit davon entfernt war, die vorzügliche Wichtigkeit der Civilisations-Geschichte gehörig aufgefaßt zu haben; denn, wenn er in einer philosophischen Anschauung der Vergangenheit das Mittel, die Wissenschaft der Gesellschaft positiv zu machen, deutlich erkannt hätte: so würde er es nicht anderwärts gesucht haben.

griff von irgend einer Wichtigkeit hinzugefügt haben. Man würde zum Beispiel wahrnehmen, daß die Bemühungen der Mathematiker, den Probabilitäts-Calcul über seine natürliche Anwendungen zu erheben, in ihrem wesentlichsten und positivesten Theile dahin ausgelaufen sind, daß sie, hinsichtlich der Theorie von der Gewißheit, als Endziels einer langen und beschwerlichen algebraischen Arbeit, nur einige beinahe abgedroschene Sätze dargeboten haben, deren Richtigkeit von Jedem, der gesunden Menschenverstand hat, auf den ersten Anblick mit vollkommener Evidenz erkannt wird. Doch wir müssen uns darauf beschränken, das Unternehmen an und für sich und in seiner größten Allgemeinheit zu prüfen.

Wir bemerken demnach zunächst, daß die Betrachtungen, wodurch mehrere Physiologen, vorzüglich aber Bichat, die radicale Unmöglichkeit, irgend eine reelle und wichtige Anwendung von der mathematischen Analysis auf die Phänomene organisirter Körper zu machen, nachgewiesen haben, sich auf eine directe und besondere Weise anwenden lassen auf die sittlichen und politischen Erscheinungen, die immer nur ein besonderer Fall der ersteren sind.

Diese Betrachtungen gründen sich darauf, daß, wenn Phänomene auf mathematische Gesetze zurückgebracht werden sollen, die unumgängliche Vorbedingung keine andere ist, als daß ihre Quantitäts-Grade bestimmt sind. Nun aber ist, bei allen physiologischen Erscheinungen, jede Wirkung, sie sei partiel oder total, unermeßlichen Quantitäts-Veränderungen unterworfen,

welche, mit der größten Schnelligkeit und auf eine durchaus unregelmäßige Weise, unter dem Einfluß von verschiedenen Ursachen, die sich mit keiner genauen Schätzung vertragen, auf einander folgen. Diese ungemeine Veränderlichkeit ist eine von den großen Charakteren der Erscheinungen, welche organisirten Körpern eigen sind; sie constituirt eine von den auffallendsten Verschiedenheiten, wodurch sie sich von den anorganischen Körpern unterscheiden. Und so untersagt sie jede Hoffnung, jene jemals der Berechnung zu unterwerfen, d. h. einer Berechnung, wie die der astronomischen Erscheinungen zum Beispiel, welche von allen am besten geeignet sind, in Vergleichungen dieser Art als Typus zu dienen.

Dies vorausgesetzt, begreift man ohne Mühe, daß diese ununterbrochene Veränderlichkeit von Wirkungen, als herrührend von der ungemeinen Verwickelung der Ursachen, welche bei ihrer Hervorbringung zusammentreffen, am allergrößten seyn muß in den sittlichen und politischen Erscheinungen des menschlichen Geschlechts; denn gerade diese bilden die allerverwickeltste Klasse physiologischer Erscheinungen. In Wahrheit, sie sind von allen diejenigen, deren Quantitäts-Grade die ausgedehntesten, vielfachsten und unregelmäßigsten Variationen darbieten.

Erwägt man diese Betrachtungen gehörig: so wird man, glauben wir, selbst ohne die Furcht, daß man eine zu schwache Meinung von der Kraft des menschlichen Geistes habe, kein Bedenken tragen, zu behaupten, daß nicht bloß bei dem gegenwärtigen Zustande unserer Erkenntniß, sondern auch bei dem höchsten Grade von Vollkommenheit, den sie zu erreichen fähig ist, jede

große Anwendung des Calculs auf die Wissenschaft der Gesellschaft nothwendig unmöglich ist und bleiben wird.

Zweitens: selbst wenn man voraussetzen wollte, daß eine solche Hoffnung zu irgend einer Zeit erfüllt werden könnte, würde es unbestreitbar bleiben, daß, um dahin zu gelangen, die Staatswissenschaft zunächst auf eine directe Weise studirt werden müsse, d. h. so, daß man sich einzig damit beschäftigt, die Reihe der staatlichen Erscheinungen neben einander zu ordnen.

In der That, von welcher hohen Wichtigkeit die mathematische Analysis, wenn sie gehörig angewendet wird, auch seyn möge: so darf man doch nicht aus dem Auge verlieren, daß sie eine bloß instrumentale, d. h. eine methodische Wissenschaft ist. Durch sich selbst lehrt sie nichts Reelles; sie wird erst dann zu einer ergiebigen Quelle positiver Entdeckungen, wenn sie auf beobachtete Erscheinungen angewendet wird.

In dem Kreise derjenigen Erscheinungen, die sich mit dieser Anwendung vertragen, kann sie niemals unmittelbar Platz greifen. In der entsprechenden Wissenschaft setzt sie immer einen vorläufigen Grad von Cultur und Vervollkommnung voraus, deren natürliches Ziel die Kenntniß von genauen Gesetzen ist, welche hinsichtlich der Quantität der Erscheinungen durch die Beobachtung entschleiert sind. Wie unvollkommen solche Gesetze auch seyn mögen: sind sie einmal entdeckt, so findet die mathematische Analysis ihre Anwendung auf dieselben. Von jetzt an erlaubt sie, vermöge der mächtigen Deductions-Mittel, welche sie darbietet, daß diese Gesetze

auf eine sehr geringe Zahl, bisweilen auf ein einziges, zurückgebracht werden können; und alsdann ordnen sich, auf das Bestimmteste, eine Menge von Erscheinungen, die sie Anfangs nicht umfassen zu können schienen, ihnen unter. Mit einem Worte: die mathematische Analysis bringt in der Wissenschaft eine vollkommene Coordination zu Stande, die auf keinem anderen Wege in demselben Grade hätte erreicht werden können. Allein es ist einleuchtend, daß jede Anwendung der mathematischen Analysis, welche vor Erfüllung dieser Vorbedingung, d. h. vor der Entdeckung gewisser berechenbarer Gesetze, angestellt würde, durchaus zu Täuschungen führen müßte. Weit entfernt, irgend einen Zweig unserer Erkenntniß positiv machen zu können, würde sie nur darauf abzwecken, das Studium der Natur in das Gebiet der Metaphysik zurückzustürzen, indem sie die ausschließende Rolle der Beobachtungen den Abstractionen zutheilte.

Man begreift demnach z. B. daß die mathematische Analysis mit großem Erfolge angewendet ist auf die Astronomie, die Optik, auch auf die Akustik, und neuerdings auf die Theorie von der Wärme, seitdem die Fortschritte der Beobachtung diese verschiedenen Theile der Physik so weit geführt hatten, daß genaue Quantitäts-Gesetze unter den Erscheinungen festgestellt werden konnten; während vor diesen Entdeckungen, eine solche Anwendung keine reelle Grundlage, keinen positiven Abgangspunkt gehabt haben würde. Auf gleiche Weise glauben die Chemiker noch heut zu Tage an die Möglichkeit einer ausgedehnten und zugleich positiven Anwendung der mathematischen Analysis auf chemische

Erscheinungen; allein sie hören deshalb nicht auf, diese direct zu erforschen, fest überzeugt, daß nur eine lange Reihe von Beobachtungs- und Erfahrungs-Untersuchungen die numerischen Gesetze entschleiern könne, auf welche diese Anwendung gegründet werden muß, wenn sie Realität erhalten soll.

Die so eben angedeuteteu unumgängliche Nothwendigkeit ist um so schwerer zu erfüllen, sie erfordert in der entsprechenden Wissenschaft einen um so höheren Grad vorläufiger Cultur und Vervollkommnung, als die Erscheinungen derselben verwickelter sind. Auf diese Weise ist die Astronomie, zum wenigsten in ihrem geometrischen Theile, ein Zweig der angewendeten Mathematik vor der Optik, diese vor der Akustik, geworden, und die Theorie von der Wärme hat den letzten Platz eingenommen. Aus demselben Grunde ist die Chemie heut zu Tage noch weit von diesem Zustande entfernt, wenn sie jemals dahin gelangen soll.

Urtheilt man, nach diesen unbestreitbaren Grundsätzen, über die Anwendung des Calculs auf physiologische Erscheinungen im Allgemeinen, und auf die gesellschaftlichen Erscheinungen des menschlichen Geschlechts im Besonderen: so sieht man sogleich, daß, selbst wenn die Möglichkeit dieser Anwendung zugegeben wird, sie auf keine Weise von dem directen Studium der Erscheinungen freisprechen würde, daß sie, vielmehr, dasselbe als vorläufige Bedingung vorschreibt. Noch mehr: wenn man die Natur dieser Bedingung aufmerksam betrachtet, so wird man leicht fühlen, daß sie in der Physik der organischen Körper im Allgemeinen, und vor Allen in

der gesellschaftlichen Physik, einen Grad von Vervollkommnung fordert, der, auch wenn er nicht chimärisch seyn sollte, offenbar erst nach Jahrhunderten von Cultur erreicht werden könnte. Die Entdeckung genauer und berechenbarer Gesetze in der Physiologie würde einen Grad von Vorschritt repräsentiren, der denjenigen bei weitem überträfe, den selbst die Physiologen für möglich halten, welche die kühnsten Hoffnungeu über das künftige Geschick dieser Wissenschaft nähren. In Wahrheit, aus den oben angeführten Gründen muß ein so vollkommener Zustand für unbedingt chimärisch, für unverträglich mit der Natur der Erscheinungen, und für ganz unverhältnißmäßig zu der wahren Fassungskraft des menschlichen Geistes betrachtet werden.

Dieselben Gründe finden, und zwar mit vermehrter Stärke, ihre Anwendung auf die Staatswissenschaft, sobald man Rücksicht nimmt auf den höheren Grad von Verwickelung, der ihren Erscheinungen eigen ist. Sich vorstellen, daß es einstens möglich seyn werde, etwelche Quantitäts-Gesetze unter den Erscheinungen dieser Wissenschaft zu entdecken, hieße, sie in einem so hohen Grade vervollkommnet voraussetzen, daß, selbst ehe sie diesen Punkt erreicht hätte, alles wahrhaft Anziehende, das sie auffinden kann, in einem Verhältnisse erreicht wäre, welches alle vernünftige Wünsche, die man in dieser Hinsicht haben darf, bei weitem überträfe. Die mathematische Analysis würde demnach erst anwendbar werden zu einer Zeit, wo ihre Anwendung keine reelle Wichtigkeit mehr haben würde.

Aus diesen Betrachtungen geht hervor: einerseits,

daß die Natur der staatswissenschaftlichen Erscheinungen unbedingt jede Hoffnung, daß die mathematische Analysis auf sie angewendet werden könne, unterdrückt; andererseits, daß diese Anwendung, wenn man sie auch für möglich halten wollte, keinesweges dazu dienen könnte, die Staatswissenschaft zum Range positiver Wissenschaften zu erheben, weil sie die Vollendung der Wissenschaft selbst voraussetzen würde, ehe sie vollzogen werden könnte.

Die Mathematiker haben bisher jene große Theilung unserer positiven Kenntnisse, sofern anorganische oder organische Körper die Gegenstände derselben sind, nicht genug beachtet. Diese Theilung, welche der menschliche Geist den Physiologen verdankt, beruhet, heut zu Tage, auf unerschütterlichen Grundlagen, und verstärkt sich, je mehr und mehr, nach Maßgabe des Nachdenkens, das man darauf verwendet. Sie beschränkt, auf eine genaue und unwiderrufliche Weise, die wahren Anwendungen der Mathematik in ihrer möglich größten Ausdehnung. Als Prinzip kann man aufstellen, daß die mathematische Analysis sich niemals über die Physik der anorganischen Körper hinaus erstrecken wird; denn ihre Erscheinungen sind die einzigen, welche den Grad von Einfachheit und Stätigkeit darbieten, der erforderlich ist, um sie numerischen Gesetzen zu unterwerfen. Bedenkt man, wie unsicher und verlegen der Gang der mathematischen Analyse, selbst bei den einfachsten Anwendungen, wird, so oft sie den abstracten Zustand dem concreten Zustande gehörig annähern will, und wie sehr diese Verlegenheit steigt, je nachdem die Erscheinungen sich verwickeln: so wird

man fühlen, daß der Kreis ihrer wirklichen Attribute, durch obiges Prinzip mehr ausgedehnt, als zusammengezogen ist.

Der Gedanke, die Wissenschaft der Gesellschaft als eine Anwendung der Mathematik zu behandeln, um dieselbe positiv zu machen, hat seinen Ursprung in dem metaphysischen Vorurtheile gefunden, daß es außerhalb der Mathematik keine echte Gewißheit geben könne. Dies Vorurtheil war natürlich zu einer Zeit, wo alles Positive sich im Bereich der angewendeten Mathematik befand, wo folglich alles, was sie nicht umfaßte, unbestimmt und nur Gegenstand der Vermuthung war. Allein, seit der Bildung jener großen positiven Wissenschaften, von welchen die eine Chemie, die andere Physiologie genannt wird — Wissenschaften, in welchen die angewendete Mathematik gar keine Rolle spielt, welche aber gleichwohl für eben so zuverläßig erkannt werden, wie die übrigen — würde ein solches Vorurtheil durchaus nicht zu entschuldigen seyn.

Gar nicht als Anwendungen der mathematischen Analysis sind Astronomie, Optik u. s. w. positive und zuverlässige Wissenschaften. Diesen Charakter haben sie durch sich selbst, und er entspringt daraus, daß sie auf beobachtete Thatsachen gegründet sind. Wie könnte er wohl einen anderen Ursprung haben, da die mathematische Analysis, geschieden von der Beobachtung der Natur, nur einen metaphysischen Charakter hat! Nur das ist gewiß, daß man in Wissenschaften, auf welche die Mathematik sich nicht anwenden läßt, die strenge directe Beobachtung weit weniger aus den Augen verlieren darf;

die Deductionen können mit Sicherheit nicht gleich sehr verlängert werden, weil die Räsonnements-Mittel minder vollkommen sind. Dies abgerechnet ist ihre Gewißheit eben so vollständig, indem sie sich in die schicklichen Gränzen einschließt. Unstreitig erhält man eine minder gute Zusammenstellung; allein sie ist hinreichend für die wirklichen Bedürfnisse der Anwendungen der Wissenschaft.

Die chimärische Aufsuchung einer unmöglichen Vollkommenheit würde kein anderes Ergebniß gewähren, als daß die Fortschritte des menschlichen Geistes aufgehalten würden dadurch, daß große geistige Kräfte für nichts und wieder nichts verloren gingen, und daß die Bemühungen der Gelehrten eine Richtung nähmen, die jede positive Wirksamkeit ausschlösse. So verhält es sich mit dem letzten Urtheile, das wir fällen zu können glauben in Hinsicht der gemachten, oder noch zu machenden Versuche, die mathematische Analysis auf die gesellschaftliche Physik anzuwenden.

Ein zweiter Versuch, seiner Natur nach unendlich weniger fehlerhaft, als der vorhergehende, aber vollkommen eben so unausführbar, ist der, bei welchem man sich vorgesetzt hat, die Wissenschaft der Gesellschaft dadurch positiv zu machen, daß man sie dahin zurückführen will, nichts mehr und nichts weniger zu seyn, als eine einfache directe Folge der Physiologie. Cabanis ist der Urheber dieses Gedankens, und Er vorzüglich hat ihm Ausbildung zu geben versucht. Der wahre philosophische Zweck seines berühmten Werkes über das Verhältniß des Physischen und Morali-

schen im Menschen, ist kein anderer in den Augen Desjenigen, der die, in diesem Werke entwickelte Lehre als organisch, und nicht als bloß kritisch betrachtet hat.

Die in diesem Kapitel angestellten Betrachtungen über den Geist der positiven Staatswissenschaft, beweisen in Hinsicht des cabanisschen Versuchs, wie in Hinsicht des vorhergehenden, daß er nothwendig falsch gedacht sei; allein es kommt gegenwärtig darauf an, das Fehlerhafte desselben mit Bestimmtheit nachzuweisen.

Dieses besteht darin, daß eine solche Art des Verfahrens die directe Beobachtung der gesellschaftlichen Vergangenheit, welche der positiven Staatswissenschaft zur Grundlage dienen muß, gänzlich vernichtet.

Da die Ueberlegenheit des Menschen über die sämmtlichen Thiere keine andere Ursache haben kann, noch jemals gehabt hat, als die relative Vollkommenheit seiner Organisation: so muß alles, was das menschliche Geschlecht geleistet hat und noch leisten kann, ganz offenbar, in letzter Auflösung, als eine nothwendige Folge seiner, in ihren Wirkungen durch den Zustand des Aeußeren modificirten Organisation betrachtet werden. In diesem Sinne ist die gesellschaftliche Physik, d. h. das Studium der Gesammtentwickelung des menschlichen Geschlechts, wirklich ein Zweig der Physiologie, d. h. des Studiums des Menschen, dieses in seiner ganzen Ausdehnung gedacht. Mit anderen Worten: die Geschichte der Civilisation ist nichts weiter, als die unabtreibliche Folge und Vollendung der Naturgeschichte des Menschen.

Allein, so wichtig es ist, diese unbestreitbare Ent-

wickelung richtig aufzufassen, und nie aus dem Auge zu verlieren, so würde es gleichwohl unbesonnen seyn, wenn man daraus schließen wollte, daß zwischen der gesellschaftlichen Physik und der eigentlich so genannten Physiologie keine scharfe Sonderung zu machen sei.

Wenn die Physiologen die Naturgeschichte eines mit Gesellschaftlichkeit begabten Thiergeschlechts, z. B. die Naturgeschichte der Biber, studiren: so begreifen sie darin mit Recht die Geschichte der Gesammtthätigkeit, welche von der Gemeine ausgeübt wird. Sie halten es nicht für nothwendig, eine Sonderungslinie zu ziehen zwischen dem Studium der gesellschaftlichen Erscheinungen der Gattung, und dem derjenigen Erscheinungen, die sich auf das vereinzelte Individuum beziehen. Dieser Mangel an Genauigkeit hat in dem voliegenden Falle keinen wesentlichen Nachtheil, wenn gleich die beiden Ordnungen von Erscheinungen verschieden seyn mögen; denn da die Civilisation der klügsten gesellschaftlichen Thiergattungen, theils vermöge der Unvollkommenheit ihrer Organisation, theils vermöge der Ueberlegenheit des menschlichen Geschlechts, beinahe in ihrem Ursprunge gehemmt ist: so empfindet der Geist kein Unbehagen, in einer so wenig verlängerten Verkettung, alle Gesammterscheinungen an die individuellen Erscheinungen anzuknüpfen. Dem gemäß fällt alsdann der allgemeine Beweggrund weg, der, zur Erleichterung des Studiums, Sonderungen erheischt, nämlich die Unmöglichkeit, worin sich der menschliche Verstand befindet, einer allzu ausgedehnten Kette von Deductionen zu folgen.

Man nehme dagegen an, die Gattung der Biber

sei

sei klüger geworden und ihre Civilisation könne sich so frei entwickeln, daß es eine anhaltende Kette von Fortschritten gebe, die sich von Einer Generation zur anderen zieht: so wird man die Nothwendigkeit, die Geschichte der gesellschaftlichen Erscheinungen der Gattung abgesondert zu behandeln, sehr bald empfinden. Wohl könnte man in Hinsicht der ersten Generationen dieses Studium noch an das Studium der Erscheinungen des Individuums knüpfen; allein je weiter man sich von dem Ursprunge entfernen wird, desto schwieriger wird die Deduction werden, bis es endlich ganz unmöglich seyn wird, ihr zu folgen. Und gerade dies ist es, was im höchsten Maße in Beziehung auf den Menschen eintritt.

Unstreitig liegt den Collectiv-Erscheinungen der menschlichen Gattung, wie den individuellen Erscheinungen, keine andere letzte Ursache zum Grunde, als die besondere Beschaffenheit ihrer Organisation. Allein der Zustand der menschlichen Civilisation hängt für jedes neue Geschlecht unmittelbar nur von demjenigen ab, welcher dem vorangegangenen Geschlecht eigen war, und bringt unmittelbar nur den des nachfolgenden hervor. Es ist möglich, dieser Verkettung, von ihrem ersten Ursprunge an, mit der nöthigen Bestimmtheit zu folgen, indem man, indirecter Weise, jedes Glied nur mit dem vorhergehenden und dem folgenden verbindet. Dagegen würde es unbedingt die Kräfte unseres Geistes übersteigen, wenn wir irgend ein Glied der Reihe, mit Unterdrückung alles dessen, was dazwischen liegt, an den ursprünglichen Abgangspunkt anknüpfen wollten.

Die Verwegenheit eines solchen Unternehmens im

Studium der Gattung könnte im Studium des Individuums verglichen werden mit der Verwegenheit eines Physiologen, der, voll des Gedankens, daß die verschiedenen Erscheinungen der auf einander folgenden Altersstufen nur die nothwendige Folge und Entwickelung der ursprünglichen Organisation sind, sich die Mühe geben wollte, die Geschichte irgend einer Epoche des Lebens aus dem mit großer Genauigkeit bestimmten Zustande des Individuums bei dessen Geburt herzuleiten, und der hinterher glauben möchte, daß er nicht nöthig habe, die verschiedenen Altersstufen direct zu erforschen, um die Total-Entwickelung kennen zu lernen. Der Irrthum ist in Beziehung auf die Gattung sogar um vieles größer, als er in Beziehung auf das Individuum seyn würde; denn in dem ersten Falle sind die auf einander folgenden Zeitabschnitte, welche zusammengestellt werden sollen, zugleich viel verwickelter und viel zahlreicher, als im zweiten. Wollte man diese holprichte Bahn mit Hartnäckigkeit verfolgen, so würde man die Geschichte der Civilisation nicht bloß ohne alle Genugthuung studiren, sondern man würde auf ihr ganz unvermeidlich zu den größten Irrthümern verführt werden. Denn bei der unbedingten Unmöglichkeit, die verschiedenen Civilisations-Zustände an den ursprünglichen und allgemeinen Abgangspunkt, der in der besonderen Natur des Menschen gegeben ist, anzuknüpfen, würde man sich bald dahin gebracht sehen, das, was eine entfernte Folge von den Fundamental-Gesetzen der Organisation ist, abhängig zu machen von abgeleiteten organischen Umständen.

Auf diese Weise sind mehrere achtungswerthe Physiologen verleitet worden, den National-Charakteren eine Wichtigkeit beizulegen, die in der Erklärung politischer Erscheinungen offenbar übertrieben ist. Ihnen haben sie die Verschiedenheiten unter den Völkern beigemessen, die in beinahe allen Fällen nur von ungleichen Civilisations-Epochen herrühren. So ist es denn geschehen, daß man etwas, das gewiß nur vorübergehend war, als unveränderlich betrachtet hat. Dergleichen Abweichungen, deren Zahl sich ohne Mühe vermehren ließe, und die sammt und sonders ihren Grund in demselben ursprünglichen Fehler des Verfahrens haben, bekräftigen die Nothwendigkeit, das Studium der gesellschaftlichen Erscheinungen von dem der gewöhnlichen physiologischen Erscheinungen zu sondern.

Mathematiker, die sich zu philosophischen Ideen erhoben haben, fassen alle Erscheinungen des Universums, sie mögen von organisirten oder nicht organisirten Körpern herrühren, im Allgemeinen als solche auf, welche mit einer kleinen Anzahl gemeinschaftlicher, unveränderlicher Gesetze in Verbindung stehen. Die Physiologen bemerken in dieser Hinsicht sehr richtig, daß, wenn auch diese Gesetze einst vollkommen bekannt wären, die Unmöglichkeit, sämmtliche Erscheinungen aus ihnen zu erklären, gleichwohl die Menschen nöthigen würde, bei dem Studium der lebendigen und der todten Körper dieselbe Sonderung beizubehalten, welche gegenwärtig auf die Verschiedenheit der Gesetze gegründet ist. Ein gleicher Beweggrund spricht für die Trennung der gesellschaftlichen Physik und der eigentlich sogenannten Physiologie d. h.

der Physiologie der Gattung und der des Individuums. Unstreitig ist der Abstand zwischen beiden geringer, weil es sich nur um eine abgeleitete Sonderung handelt, während jene von dem Prinzip selbst herrührt. Allein die Unmöglichkeit der Herleitung bleibt dieselbe, wenn sie auch dem Grade nach verschieden seyn sollte.

Die totale Unzulä glichkeit dieser Art des Verfahrens tritt noch mehr ins Licht, wenn man, anstatt sie nur in Beziehung auf die Theorie der positiven Staatswissenschaft zu betrachten, sie in Hinsicht des gegenwärtigen praktischen Zwecks dieser Wissenschaft ins Auge faßt; nämlich in Hinsicht des Systemes, nach welchem die Gesellschaft heut zu Tage reorganisirt werden muß.

Ohne Zweifel kann man nach physiologischen Gesetzen feststellen, was, im Allgemeinen, den Civilisations-Zustand bildet, der dem Wesen des menschlichen Geschlechts am besten entspricht. Allein aus allem, was früher bemerkt worden ist, geht hervor, daß man mit diesem Mittel nicht weiter kommt. Eine solche Anschauung gehört, wenn sie vereinzelt bleibt, der reinen Spekulation an, und kann in der Praxis zu keinem wesentlichen und positiven Resultate führen. Denn sie setzt uns auf keine Weise in den Stand, zu erkennen, in welcher Entfernung das menschliche Geschlecht sich von jenem Zustande befindet; und eben so wenig bezeichnet sie die Bahn, auf welcher man dahin gelangen kann, am wenigsten aber giebt sie den allgemeinen Plan einer entsprechenden Organisation der Gesellschaft. Diese unumgänglichen Bestimmungen können nur aus einem direkten Studium der Civilisations-Geschichte hervorgehen.

Will man gleichwohl seine ganze Kraft aufbieten, um dieser speculativen und nothwendig unvollständigen Anschauung ein practisches Daseyn zu geben: so wird man schwerlich der Gefahr entgehen, sogleich ins Unbedingte zu fallen. Denn man setzt alsdann die ganze wirkliche Anwendung der gesellschaftlichen Wissenschaft in die Bildung eines unveränderlichen Typus unbestimmter Vollkommenheit, ohne irgend eine Unterscheidung der Epochen, ganz im Geiste der Conjectural-Politik. Ganz unstreitig sind die Bedingungen, nach welchen die Vortrefflichkeit dieses Typus festgestellt wird, bei weitem positiver, als diejenigen, welche der theologischen und metaphysischen Staatswissenschaft zur Führerin dienen. Allein diese Modification verändert nicht den unbedingten Charakter, der einer solchen Frage, in welchem Sinne sie auch behandelt werden möge, beiwohnt. Die Staatswissenschaft würde also, bei dieser Art des Verfahrens, nie wahrhaft positiv werden können.

Es ist demnach, sowohl aus dem theoretischen, als praktischen Gesichtspunkte, gleich fehlerhaft, die gesellschaftliche Wissenschaft als eine bloße Folge der Physiologie aufzufassen.

Das wahre directe Verhältniß zwischen der Kenntniß menschlicher Organisation, und der Staatswissenschaft, so wie dies Kapitel sie charakterisirt hat, besteht darin, daß die erstere der letztere ihren Abgangspunkt gewähren muß.

Der Physiologie kommt es ausschließend zu, auf eine positive Weise die Ursachen festzustellen, wodurch das menschliche Geschlecht einer standhaft vorschreitenden

Civilisation fähig wird, so lange der Zustand des von ihm bewohnten Planeten kein unübersteigliches Hinderniß in den Weg legt. Sie allein kann den wahren Charakter und den allgemeinen Gang dieser Civilisation zeichnen; sie allein erlaubt, die Bildung der ersten Menschenvereine aufzuklären, und die Geschichte der Kindheit unserer Gattung bis zu der Epoche fortzuführen, wo sie dahin gelangt ist, ihrer Civilisation durch die Schöpfung einer Sprache Aufschwung zu geben.

Hier findet die Rolle, welche physiologische Betrachtungen in der gesellschaftlichen Physik spielen, ihre natürliche Gränze. Diese muß sich, von jetzt an, einzig auf die unmittelbare Beobachtung der Fortschritte des menschlichen Geschlechts stützen. Weiter vorwärts würde die Schwierigkeit, richtige Folgerungen zu ziehen, allzu groß seyn, weil von dieser Epoche aus, der Civilisations-Gang plötzlich weit mehr Geschwindigkeit gewinnt, so daß die an einander zu reihenden Epochen sich rasch vervielfältigen. Auf der andern Seite würden die Verrichtungen, welche die Physiologie im Studium der gesellschaftlichen Vergangenheit zu erfüllen hat, alsdann nicht mehr nothwendig seyn; sie würde nicht mehr den nützlichen Zweck haben, den Mangel directer Beobachtungen zu ersetzen. Denn von der Einführung einer Sprache an, giebt es über die Entwickelung der Civilisation unmittelbare Data, so daß in dem Ganzen der positiven Betrachtungen keine Lücke anzutreffen ist.

Um zu einer vollständigen Ansicht der Rolle zu gelangen, welche die Physiologie in der gesellschaftlichen

Physik spielt, muß man zu dem Vorigen noch hinzufügen, daß, wie Condorcet es sehr richtig empfunden hat, die Entwickelung des Geschlechts nichts weiter ist, als die Summe der individuellen Entwickelungen, die sich von einer Generation zur andern verketten; daß sie folglich nothwendig allgemeine Aehnlichkeitszüge mit der Naturgeschichte des Individuums darbieten muß. Vermöge dieser Analogie gewährt das Studium des vereinzelten Menschen noch gewisse Berichtigungs- und Räsonnements-Mittel für das Studium der Gattung, verschieden von denen, die bereits angedeutet worden sind, und so angethan, daß sie, obgleich minder wichtig, sich über alle Epochen verbreiten.

Um alles zusammenzufassen: obgleich die Physiologie der Gattung und die des Individuums zwei Wissenschaften derselben Ordnung, oder vielmehr zwei gesonderte Theile einer einigen Wissenschaft sind, so ist es deshalb nicht minder unumgänglich nothwendig, sie getrennt aufzufassen und zu behandeln. Die erste muß ihre Grundlage und ihren Abgangspunkt in der zweiten haben, um wahrhaft positiv zu seyn. Alsdann aber muß sie auf eine abgesonderte Weise studirt werden, indem sie sich auf die directe Beobachtung der gesellschaftlichen Erscheinungen stützt.

Es war natürlich, daß man die gesellschaftliche Physik gänzlich in das Gebiet der Physiologie hineinzwängte, so lange man kein anderes Mittel kannte, ihr einen positiven Charakter aufzudrücken. Allein dieser Irrthum würde jetzt nicht mehr zu entschuldigen seyn: jetzt, wo es so leicht geworden ist, die Ueberzeugung zu gewin-

nen, daß es möglich sei, die Staatswissenschaft zum Range einer positiven Wissenschaft dadurch zu erheben, daß man sie auf die unmittelbare Beobachtung der gesellschaftlichen Vergangenheit gründet.

Nur noch eine Bemerkung! In dem Augenblicke, wo das Studium der geistigen und affectiven Verrichtungen aus dem Gebiete der Metaphysik in das der Physiologie trat, war es höchst schwer, jede Uebertreibung bei Bestimmung des physiologischen Wirkungskreises zu vermeiden, und die Erforschung der gesellschaftlichen Erscheinungen nicht in denselben aufzunehmen. Die Zeit der Eroberungen kann nicht die genauer Gränzen seyn; und Cabanis, der einer von den vornehmsten Urhebern dieser großen Umwälzung gewesen ist, verdient besonders entschuldigt zu werden, sofern er sich in dieser Hinsicht getäuscht hat. Doch heut zu Tage, wo eine strenge Analyse dem Fluge folgen muß, den der erste Anstoß bewirkte, darf nichts in der Welt uns abhalten, die Nothwendigkeit einer Sonderung anzuerkennen, welche die Schwäche des menschlichen Geistes gebieterisch fordert.

Kein wesentlicher Beweggrund kann uns länger verführen, beim Studium des Individuums die ausdrücklich sogenannten sittlichen Erscheinungen von den übrigen zu sondern. Die Umwälzung, die sie alle unter einander verbunden hat, muß als der wesentlichste Fortschritt betrachtet werden, den die Physiologie bisher in philosophischer Hinsicht gemacht hat. Betrachtungen von der höchsten Wichtigkeit beweisen dagegen die unbedingte Nothwendigkeit, das Studium der Gesammter-

scheinungen des menschlichen Geschlechts von dem der individuellen Erscheinungen zu trennen, indem man übrigens zwischen diesen beiden großen Abtheilungen der Physiologie im Ganzen ihre natürliche Beziehung feststellt. Wollte man diese unumgänglich nothwendige Sonderung durchaus aufheben: so würde man in einen Irrthum verfallen, ähnlich, obgleich untergeordnet, demjenigen, der von allen wahren Physiologen mit vielem Rechte bekämpft wird: ein Irrthum, der das Studium lebendiger Körper als Folge und als einen Anhang des Studiums todter Massen darstellt.

So verhält es sich mit den vier Hauptversuchen, welche bis jetzt gemacht worden sind, die Staatswissenschaft zum Range der Beobachtungswissenschaften zu erheben. Alle zusammengenommen bestätigen auf das Entscheidendste, die Nothwendigkeit und die Reife dieser großen Unternehmung. Die spezielle Prüfung jedes einzelnen Versuchs aber verstärkt, unter einem gesonderten Gesichtspunkte, die in diesem Kapitel früher aufgestellten Prinzipe über das wahre Mittel, der Staatswissenschaft einen positiven Charakter zu geben, und folglich den allgemeinen Gedanken des neuen gesellschaftlichen Systems, wodurch die gegenwärtige Krisis des civilisirten Europa's allein beendigt werden kann, mit Sicherheit festzuhalten.

Man kann also, als dargethan durch reelle Beweise a priori und a posteriori, mit Sicherheit annehmen, daß, zur Erreichung dieses Hauptzweckes, die Staatswissenschaft als eine besondere Physik betrachtet werden muß, die auf die directe Beobachtung aller der Erschei-

nungen gegründet ist, welche sich auf die Gesammtentwickelung des menschlichen Geschlechts beziehen, und die Zusammenstellung der gesellschaftlichen Vergangenheit zum Gegenstande, und die Bestimmung desjenigen Systems, das der Civilisations-Gang heut zu Tage hervorzubringen strebt, zum Resultate hat.

Diese gesellschaftliche Physik ist offenbar eben so positiv, als jede andere Beobachtungswissenschaft. Ihre innere Gewißheit ist vollkommen eben so reell *). Da die Gesetze, welche sie entdeckt, für das Ganze der beobachteten Erscheinungen ausreichen, so verdient ihre Anwendung volles Vertrauen.

Wie alle andere Wissenschaften, so besitzt auch diese, noch außerdem, allgemeine Berichtigungsmittel, unabhängig sogar von ihrer nothwendigen Beziehung mit der Physiologie. Diese Mittel gründen sich darauf, daß, in dem gegenwärtigen Zustande des menschlichen Geschlechts, wenn man dieses in seiner Gesammtheit auffaßt, alle Civilisations-Grade auf den verschiedenen Punkten des Erdballs beisammen angetroffen werden, von dem der Wilden Neu-Seelands an, bis zu dem der Franzosen und Engländer. Folglich kann die Verkettung, welche

*) Unstreitig ist es überflüssig, jene unendlich übertriebenen Einwendungen zu widerlegen, welche mehrere Schriftsteller, vorzüglich aber Volney, gegen die Gewißheit historischer Thatsachen gemacht haben. Selbst, wenn man diesen Einwendungen die volle Ausdehnung geben wollte, welche diese Schriftsteller ihr beigelegt haben, so würden sie auf keine Weise die Thatsachen eines gewissen Grades von Wichtigkeit und Allgemeinheit treffen; diese aber sind die einzigen, welche beim Studium der Civilisation in Betrachtung kommen.

nach der Zeitfolge festgestellt ist, durch die Vergleichung der Oerter berichtigt werden.

Auf den ersten Anblick scheint diese neue Wissenschaft auf die bloße Beobachtung beschränkt, und gänzlich des Beistandes der Erfahrungen beraubt, wodurch sie keinesweges verhindert wird, positiv zu seyn, wie die Astronomie bezeugt. Allein in der Physiologie sind, unabhängig von den Erfahrungen über die Thiere, die pathologischen Fälle ein wirkliches Aequivalent für directe Erfahrungen über den Menschen, weil sie die gewöhnliche Ordnung der Erscheinungen stören. Auf gleiche Weise, und aus einem ähnlichen Beweggrunde, müssen die wiederholten Epochen, wo politische Combinationen, mehr oder weniger, darauf abgezweckt haben, die Entwickelung der Civilisation zu hemmen, als solche betrachtet werden, die der gesellschaftlichen Physik wahre Erfahrungen dargeboten haben: Erfahrungen, welche noch mehr, als die reine Beobachtung, zur Entschleierung und Bestätigung der natürlichen Gesetze dienen, die dem Entwickelungs-Gange des menschlichen Geschlechts zum Grunde liegen.

Wenn, wie wir zu hoffen wagen, die in diesem Kapitel dargelegten Betrachtungen die Gelehrten von der Wichtigkeit und Möglichkeit, die Staatswissenschaft in dem von uns angedeuteten Geiste positiv zu machen, überzeugen: so werden wir alsdann unsere Meinung über die Art und Weise, diese erste Reihe von Arbeiten auszuführen, umständlicher darlegen. Wir halten es aber für nützlich, am Schluß daran zurück zu erinnern, daß sie, vor allen Dingen, in zwei Ordnungen getheilt werden muß,

von welchen die erste das Allgemeine, die andere das Besondere umfaßt. Die erste Ordnung muß darauf ausgehen, den allgemeinen Gang des menschlichen Geschlechts festzustellen, und zwar so, daß dabei keine Rücksicht genommen wird auf alle die Ursachen, welche die Geschwindigkeit seiner Civilisation modificiren können. Es ist folglich in dieser Ordnung auch keine Rücksicht zu nehmen auf die beobachteten Verschiedenheiten von Volk zu Volk, wie groß diese auch seyn mögen. In der zweiten Ordnung wird man darauf ausgehen, den Einfluß dieser modificirenden Ursachen zu würdigen, und folglich ein definitives Gemälde zu entwerfen, worin jedes Volk den besonderen Platz einnimmt, der seiner eigenthümlichen Entwickelung entspricht.

Beide Klassen von Arbeiten, vorzüglich aber die letztere, sind übrigens, in ihrer Vollbringung, mehrerer Grade von Allgemeinheit fähig, deren Nothwendigkeit sich dem Gelehrten wahrscheinlich fühlbar machen wird.

Die Verpflichtung jene erste Ordnung von Arbeiten vor der zweiten zu behandeln, gründet sich auf das einleuchtende Prinzip, das eben so anwendbar ist auf die Physiologie der Gattung, wie auf die des Individuums: daß die Idiosynkrasieen nicht eher studirt werden dürfen, als bis die allgemeinen Gesetze feststehen. Wenn diese Regel verletzt werden sollte, so würde man unbedingt darauf Verzicht leisten müssen, zu irgend einem klaren Begriffe zu gelangen.

Was die Möglichkeit eines solchen Verfahrens anlangt, so entspringt sie daraus, daß es heut zu Tage eine so große Menge von aufgehellten Punkten giebt,

daß man sich mit einer allgemeinen Coordination direct befassen kann. Um sich eine Vorstellung von dem Ganzen der Organisation zu machen, haben die Physiologen nicht darauf gewartet, daß alle besonderen Functionen bekannt wurden; und auf gleiche Weise muß in der gesellschaftlichen Physik verfahren werden.

Faßt man die vorhergegangenen Betrachtungen etwas schärfer auf, so sieht man, daß sie darauf abzwekken, den Satz festzustellen: daß, bei der Bildung der Staatswissenschaft, vom Allgemeinen zum Besonderen geschritten werden müsse. Prüft man nun diese Vorschrift auf eine directe Weise: so ist es leicht die Richtigkeit derselben zu erkennen.

Der Gang, den der menschliche Geist bei Auffindung jener Gesetze nimmt, welche die natürlichen Erscheinungen regieren, bietet in der Beziehung, die uns beschäftigt, eine wichtige Verschiedenheit dar, je nachdem er die Physik der rohen oder die der organischen Körper studirt.

Indem der Mensch, beim Studium der Physik unorganischer Körper, sich als den unmerkbaren Theil einer unermeßlichen Folge von Erscheinungen erkennt, deren Ganzes in sich aufzunehmen er ohne thörigte Anmaßung durchaus nicht hoffen darf, ist er, sobald sein Studium dieser Erscheinungen seinen Anfang in einem positiven Geiste genommen hat, genöthigt, zunächst die besondersten Thatsachen zu betrachten, um sich demnächst stufenweise zur Entdeckung einiger allgemeinen Gesetze zu erheben, welche später der Abgangspunkt seiner Erforschungen werden. Da, im Gegentheile, in der Phy-

sik organischer Körper der Mensch selbst der allervollständigste Typus des Ganzen der Erscheinungen ist: so beginnen seine positiven Entdeckungen nothwendig mit den allgemeinsten Thatsachen, die ihm alsdann zur Aufhellung des Studiums einer Gattung von Einzelnheiten ein Licht gewähren, das ihm nothwendig ist, wäre es auch nur, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß eine genaue Kenntniß dieser Einzelnheiten ihm, vermöge der Natur derselben, für immer versagt sei. Mit einem Worte: in beiden Fällen schreitet der Mensch vom Bekannten zum Unbekannten; allein in diesem ersteren erhebt er sich von dem Besonderen zum Allgemeinen, weil die Kenntniß der Einzelheiten ihm näher liegt, als die der Massen; während er, im zweiten Falle, damit beginnt, daß er vom Allgemeinen zum Besonderen herabsteigt, weil er das Ganze directer kennt, als die Theile. Die Vervollkommnung jeder dieser beiden Wissenschaften besteht, in philosophischer Beziehung, wesentlich darin, daß ihm erlaubt sei, die Methode der andern anzunehmen, ohne daß ihm diese jedoch jemals so eigenthümlich werde, als seine ursprüngliche Methode.

Nachdem man dieses Gesetz aus dem höchsten Gesichtspunkte der positiven Philosophie betrachtet hat, kann man sich von der Richtigkeit desselben am leichtesten dadurch überzeugen, daß man den Gang beobachtet, den die Entwickelung der natürlichen Wissenschaften seit dem Augenblicke genommen hat, wo jede von ihnen aufhörte, den theologischen oder metapysischen Charakter zu haben *).

*) Auf diese Beschränkung muß man nothwendig achten; denn

In der That, wenn man im Studium unorganischer Körper, dieses zunächst von Seiten seiner Hauptabtheilungen untersucht, so sieht man, daß Astronomie, Physik und Chemie damit beginnen, unbedingt von einander gesondert zu seyn, und sich dann, in je mehr und mehr vervielfältigten Beziehungen, einander nähern, dergestalt, daß man heut zu Tage an ihnen die unverkennbare Tendenz wahrnehmen kann, nur eine einzige Doctrin zu bilden. Betrachtet man jede von ihnen besonders: so sieht man sie, auf gleiche Weise, aus dem Studium Anfangs unzusammenhängender Thatsachen hervorgehen, und stufenweise zu den gegenwärtig bekannten Allgemeinheiten gelangen. Nur in der Astronomie und in einigen Abtheilungen der Erd-Physik ist es dem menschlichen Geiste bisher gelungen, unter Fundamental-Beziehungen den entgegengesetzten Gang zu nehmen. Man darf sogar behaupten, daß in der Astronomie der ursprüngliche Gang durch das Gesetz der allgemeinen Gravitation nur in einer wesentlich abgeleiteten Beziehung verändert sei, nämlich in Hinsicht des Ganzen der Erscheinungen, obgleich dieses für uns die Hauptsache ist. Denn dieses Gesetz umfaßt in seinen Anwendungen noch nicht die allgemeinsten astronomischen Thatsachen, welche in den Beziehungen der verschiedenen Sonnensysteme bestehen: Beziehungen von denen wir bis jetzt keine Kenntniß haben. Wahrscheinlich wird es sie auch nie umfassen. Und so gewährt diese Bemerkung, die sich auf den vollkommensten Zweig der nicht organischen Physik bezieht,

---

wir glauben nicht, daß dieses Gesetz genau anwendbar sei auf die theologische oder metaphysische Epoche, welche bestimmt ist, die positive Epoche für jede Wissenschaft vorzubereiten.

eine in die Augen springende Berichtigung des Prinzips, das wir betrachten.

Prüft man gegenwärtig denjenigen Theil dieses Prinzips, der sich auf das Studium lebendiger Körper bezieht: so ist die Bestätigung desselben eben so fühlbar. Zuvörderst ist die allgemeine Verkettung der Verrichtungen, aus welchen eine Organisation besteht, gewiß heut zu Tage besser bekannt, als die partielle Wirksamkeit jedes Organs, und auf gleiche Weise ist, unter einem ausgedehnteren Gesichtspunkte, das Studium der allgemeinen Beziehungen, welche unter den verschiedenen Organisationen, diese mögen animalische oder vegetale seyn, ohne Zweifel weiter vorgeschritten, als das Studium jeder besonderen Organisation. Zweitens: die Hauptzweige, welche heut zu Tage die organische Physik bilden, sind Anfangs vermengt worden, und nur vermöge der Fortschritte in der positiven Physiologie ist man dahin gelangt, die verschiedenen allgemeinen Gesichtspunkte, aus welchen ein lebendiger Körper betrachtet werden kann, mit Bestimmtheit zu analysiren, so daß auf diese Unterscheidungen eine rationelle Abtheilung der Wissenschaft gegründet werden kann. Dies ist sogar so genau, daß, Rücksicht genommen auf die kurze Zeit, seit welcher die Physik der organischen Körper wahrhaft positiv geworden ist, die Vertheilung ihrer Haupttheile noch nicht auf eine vollkommen klare Weise festgestellt ist. Diese Thatsache leuchtet noch mehr ein, wenn man von der Wissenschaft zu den Trägern derselben übergehet; denn diese sind in der Ordnung ihrer Arbeiten bei weitem weniger speziell, als diejenigen Gelehrten, die sich dem

dem Studium der nicht organischen Körper hingegeben haben.

Man kann also als durch Beobachtung und Vernunftschluß festgestellt betrachten, daß der menschliche Geist in der nicht organischen Physik vom Besonderen zum Allgemeinen, und, im Gegentheil, in der organischen Physik vom Allgemeinen zum Besonderen vorschreitet; daß zum Wenigsten, seit dem Augenblicke, wo die Wissenschaft den positiven Charakter angenommen hat, alle ihre Fortschritte seit langer Zeit in dieser Bahn erfolgt sind.

Wenn der zweite Theil dieses Gesetzes bis jetzt verkannt worden ist; wenn man also geglaubt hat, der menschliche Geist schreite in jeder Art von Untersuchung nothwendig immer vom Besonderen zum Allgemeinen fort: so erklärt sich dieser Irrthum auf eine sehr natürliche Weise, wenn man bedenkt, daß, da die Physik der rohen Körper sich nothwendig zuerst entwickelte, auf die Beobachtung des ihr eigenthümlichen Ganges ursprünglich die Vorschriften der positiven Philosophie gegründet werden mußten. Allein die Verlängerung eines solchen Irrthums würde aufhören Entschuldigung zu verdienen, weil, heut zu Tage, die philosophische Beobachtung sich auf die beiden Ordnungen natürlicher Wissenschaften beziehen kann.

Wendet man das, von uns so eben festgestellte Prinzip auf die gesellschaftliche Physik an, die nur ein Zweig der Physiologie ist: so beweiset es die augenscheinliche Nothwendigkeit, im Studium der Entwickelung des menschlichen Geschlechts mit der Coordination der

allergemeinsten Thatsachen zu beginnen, um hierauf stufenweise zu einer immer engeren Verkettung herabzusteigen. Doch, um keine Unsicherheit über diesen wesentlichen Punkt bestehen zu lassen, geziemt es sich, das Prinzip auf eine directe Weise in diesem besonderen Falle zu berichtigen.

Alle geschichtlichen Werke, die, bis auf den heutigen Tag, zum Vorschein gekommen sind, die empfehlungswerthesten gar nicht ausgenommen, haben wesentlich den Charakter von Annalen gehabt, und keinen anderen haben können. Dies will sagen, sie haben den Charakter der chronologischen Anordnung und Beschreibung einer gewissen Folge von besonderen Thatsachen gehabt, die mehr oder minder wichtig, mehr oder minder genau, unter sich aber beständig vereinzelt waren. Ohne Zweifel sind die Betrachtungen, die sich auf die Zusammenstellung und die Abstammung der politischen Erscheinungen bezogen, darin nicht ganz vernachlässigt worden; am wenigsten seit einem halben Jahrhundert. Allein es ist klar, daß diese Beimischung den Charakter dieser Art von Compositionen noch nicht umgeschmolzen hat *). Es giebt bis jetzt keine, in einem wissenschaftli-

*) Es kommt hier nur darauf an, eine Thatsache festzustellen, und nicht das Richteramt zu üben. Wir sind außerdem sehr überzeugt von der Nützlichkeit und selbst von der unbedingten Nothwendigkeit dieser Klasse von Schriften, als einer vorläufigen Arbeit. Man wird nicht den Verdacht gegen uns hegen, als glaubten wir, es könne Geschichte ohne Annalen geben. Allein es ist gleich gewiß, daß Annalen eben so wenig Geschichte sind, als eine Reihe meteorologischer Beobachtungen Physik sind.

chen Geiste abgefaßte Geschichte, d. h. keine, welche die Auffindung derjenigen Gesetze, welche bei der gesellschaftlichen Entwickelung des menschlichen Geschlechts vorwalten, zum Zweck hätte. Dies aber ist gerade der Gegenstand jener Reihe von Arbeiten, die wir in diesem Kapitel betrachten.

Die so eben gemachte Unterscheidung reicht hin, um zu erklären, warum man bisher beinahe allgemein geglaubt hat, daß in der Geschichte von dem Besonderen zum Allgemeinen geschritten werden müsse, und warum man, dagegen, heute zu Tage vom Allgemeinen zum Besonderen vorschreiten muß, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen will, kein Resultat zu erhalten.

Denn, wenn es bloß darauf ankömmt, die allgemeinen Annalen des menschlichen Geschlechts mit Genauigkeit zu verfassen: so muß man offenbar damit anfangen, die Annalen der verschiedenen Völker zu bilden, und diese können nur auf Chroniken von Provinzen und Städten oder selbst auf einfache Biographieen gegründet werden. Auf gleiche Weise ist, in einer anderen Beziehung, um die vollständigen Annalen jedes Bruchtheils einer Bevölkerung zu Stande zu bringen, unumgänglich nöthig, eine Reihe von abgesonderten Urkunden zu vereinigen, die sich auf jeden Gesichtspunkt beziehen, aus welchem dieser Bruchtheil betrachtet werden kann. So muß man nothwendig verfahren, wenn man dahin gelangen will, die allgemeinen Thatsachen, welche die Materialien der politischen Wissenschaft, oder vielmehr den Gegenstand bilden, auf den sich ihre Combinationen beziehen im Zusammenhang darzustellen. Allein ein

ganz entgegengesetzter Gang wird unvermeidlich nothwendig, sobald man zur directen Bildung der Wissenschaft, d. h. zum Studium der Verkettung der Erscheinungen gelangt.

In der That, alle Klassen von gesellschaftlichen Erscheinungen entwickeln sich, ihrer Natur gemäß, gleichzeitig, die eine unter dem Einfluß der anderen, so daß es unbedingt unmöglich ist, sich den, von irgend einer unter ihnen befolgten Gang zu erklären, ohne vorher das Fortschreiten des Ganzen auf eine allgemeine Weise gefaßt zu haben.

Jeder erkennt heut zu Tage z. B. daß die gegenseitige Einwirkung der europäischen Staaten allzu wichtig ist, als daß ihre Geschichten wahrhaft gesondert werden könnten. Allein dieselbe Unmöglichkeit tritt in Beziehung der verschiedenen Ordnungen politischer Thatsachen hervor, die man in einer einigen Gesellschaft beobachtet. Stehen die Fortschritte einer Wissenschaft oder einer Kunst nicht in offenbarem Zusammenhange mit den Fortschritten anderer Wissenschaften und anderer Künste? Hangen die Vervollkommnung des Studiums der Natur und die der Einwirkung auf die Natur nicht von einander ab? Sind beide nicht aufs Innigste verbunden mit dem Zustande der gesellschaftlichen Organisation, und gegenseitig? Also, um die wirklichen Gesetze der speziellen Entwickelung des einfachsten Zweiges an dem gesellschaftlichen Körper mit Genauigkeit zu kennen, müßte man nothwendig zugleich dieselbe Genauigkeit für alle übrigen Zweige erringen, was eine offenbare Abgeschmacktheit in sich schließt.

Man muß sich also, im Gegentheil, gleich Anfangs vorsetzen, das Phänomen von der Entwickelung des menschlichen Geschlechts in seiner höchsten Allgemeinheit aufzufassen, d. h. die wichtigsten Fortschritte, die es, nach und nach, in den verschiedenen Hauptrichtungen gemacht hat, zu beobachten und zu verketten. Man muß alsdann darauf ausgehen, diesem Gemälde allmählig eine immer größere Bestimmtheit zu geben, indem man die Zwischenräume der Beobachtung und die Klassen der zu beobachtenden Erscheinungen immer mehr abtheilt. Auf gleiche Weise wird, in praktischer Beziehung, der Anblick der gesellschaftlichen Zukunft, anfänglich als Resultat eines ersten Studiums der Vergangenheit auf eine allgemeine Weise bestimmt, je mehr und mehr vollständig werden, so wie die Kenntniß des früheren Ganges der menschlichen Gattung sich mehr entwickeln wird. Die letzte Vollkommenheit der Wissenschaft, die wahrscheinlich nie auf eine vollständige Weise erreicht werden wird, würde, in theoretischer Hinsicht, darin bestehen, daß man die Aufeinanderfolge der Fortschritte von einer Generation zur andern, sei es in Hinsicht des ganzen gesellschaftlichen Körpers, oder in Hinsicht jeder Wissenschaft, jeder Kunst und jedes Theiles der politischen Organisation, mit Genauigkeit darstellte. In praktischer Beziehung aber, würde sie darin zum Vorschein treten, daß man das System, das der natürliche Gang der Civilisation vorherrschend machen muß, in allen seinen wesentlichen Einzelnheiten streng bestimmte.

So verhält es sich mit der, von der Natur der gesellschaftlichen Physik streng vorgeschriebenen Methode.

Ueber

Napoleons Feldzug in Rußland; aus dem Französischen (des Marq. v. Chambray) übersetzt und mit neuen Planen, Charten und Erläuterungen versehen durch L. Blesson.

Die europäische Litteratur (frühere und spätere zusammen genommen) ist eben nicht reich an meisterhaften Beschreibungen wichtiger Feldzüge und Kriege. Streng genommen würde die Zahl derselben sich auf drei zurückführen lassen; namentlich auf Xenophons Rückzug der zehntausend Griechen, welche dem jüngern Cyrus nach Persien gefolgt waren, auf Cäsars Commentarien, die Eroberung Galliens betreffend, und auf Friedrichs des Zweiten Geschichte des siebenjährigen Krieges. Alle diese Werke haben aber das mit einander gemein, daß ihre Urheber auch die Vollbringer der von ihnen beschriebenen Thaten waren, so daß man annehmen darf, jene würden nie entstanden seyn, wenn die Aufgabe eine andere gewesen wäre, als das Andenken an ruhmwürdige Begebenheiten der Nachwelt zu empfehlen.

Erst seit Jahr und Tag hat sich an diese drei Meisterwerke ein viertes angeschlossen: der Feldzug Napoleons in Rußland, von dem Marquis von Chambray. Doch bildet dies Werk in gewissem Betracht seine eigene Gattung.

Sich nur im Gelungenen gefallend, wirft der Mensch das Gegentheil desselben nur allzu gern hinter sich; und ist das Mißlungene vollends von einer solchen Beschaffenheit, daß auch Andere dabei zu Schaden gekommen sind, so möchte er selbst das Andenken daran, wo möglich, vertilgen. So wirken Eigenliebe und Scheu vor nachtheiligem Urtheil. Gleichwohl liegt im Mißlungenen oft unendlich mehr Belehrung, als im Gelungenen, sofern nämlich eine freimüthige und wahrhafte Darstellung des fehlerhaften Verfahrens, aus welchem der Fehlschlag hervorging, wesentlich dazu beitragen kann, daß gewisse Versuche entweder gänzlich unterbleiben, oder mit größerer Umsicht und richtiger Beurtheilung der Nebeneinwirkungen angestellt werden. Wären Karls des Zwölften Feldzüge in Rußland von einer geschickten, der Aufgabe ganz gewachsenen Feder dargestellt worden: so ist tausend gegen eins darauf zu wetten, daß Napoleons Feldzug vom Jahre 1812, wenn er überhaupt Statt gefunden hätte, ganz andere Resultate gegeben haben würde. Es war daher nichts wünschenswerther, als daß irgend Jemand den Beruf fühlen möchte, jenes von dem ehemaligen Kaiser der Franzosen geleitete Unternehmen mit voller Sachkenntniß nach seinen Ursachen und Wirkungen zu schildern. Wer dies auf eine, die Zeitgenossen befriedigende Weise that, erwarb sich ein Verdienst um die ganze Menschheit, und schrieb ein Werk, das selbst künftigen Jahrhunderten zu Statten kommen konnte. Dies Verdienst aber hat sich der Marquis von Chambray (französischer Oberst-Lieutenant und Artillerie Commandant zu Vincennes), wie uns scheint, in einem so hohen Maße

erworben, daß ihm die Palme nicht leicht streitig gemacht werden wird.

Den Feldzug Napoleons in Rußland gehörig zu beschreiben, war nicht bloß erforderlich, daß man ihn mitgemacht und überdauert hatte; denn in diesem Falle befanden sich Tausende, ohne deshalb etwas Belehrendes darüber sagen zu können. Es reichte zu diesem Endzweck nicht einmal hin, daß man, als Marschall oder als Chef eines Generalstabes, auf einem Punkt gestanden hatte, von welchem aus sich Vieles übersehen ließ. Wer auf volle Glaubwürdigkeit Anspruch machte, mußte so gestellt seyn, daß er das ganze große Drama nach allen seinen Theilen überschauen konnte. Mit Einem Worte: da man, um die ersten Keime der Begebenheiten und Ereignisse kennen zu lernen, in dem Besitz des Briefwechsels zwischen Napoleon und dem Fürsten von Neufchatel und Wagram, als General-Major der Armee, so wie in dem des Briefwechsels dieses Fürsten mit den verschiedenen Marschällen Frankreichs seyn mußte: so war dies die Hauptbedingung einer jeden Geschichte des russischen Feldzugs, welche Befriedigung gewähren sollte. Nächst der wunderbaren Rettung dieser Briefwechsel ist also ihre Mittheilung an den Verf. für einen höchst glücklichen Umstand zu halten. Je wichtiger aber diese Materialien waren, desto mehr erzwangen sie, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, den Geist, worin das Werk wirklich abgefaßt ist: einen Geist, nach welchem man sich nur an den Thatsachen hält und diesen, nachdem sie gehörig geordnet sind, weder etwas leihet, noch etwas nimmt; einen Geist, nach welchem

man nichts anderes seyn will, als das Organ der Wahrheit, und, ohne irgend eine Schöngeisterei geltend zu machen, das Anziehende und Schöne nur im Richtigen und Einfachen findet. Und gerade von dieser Seite würde das Werk, von welchem hier die Rede ist, zu den größten Mustern neuerer Zeit gerechnet werden dürfen; seine Aehnlichkeit mit Xenophons Rückzug der zehn Tausend ist so groß, daß man sich darüber wundern müßte, wenn die Größe und Schwierigkeit des Gegenstandes, den Herr von Chambray zu behandeln hatte, nicht die ganze Erscheinung erklärte.

Auf dem verfehlten Feldzuge in Rußland beruht Europa's gegenwärtige Gestalt; denn wer möchte leugnen, daß diese eine ganz andere seyn würde, wenn jener Feldzug sich eben so geendigt hätte, wie die früheren Feldzüge Napoleons in Italien und in Deutschland? Noch weit auffallender wird dies Ergebniß nach einem halben Jahrhundert geworden seyn. In dieser Betrachtung aber ist es von der höchsten Wichtigkeit, die Ursachen kennen zu lernen, um derentwillen Napoleons größtes Unternehmen fehlschlagen mußte. Je vollständiger und entwickelter nun diese Ursachen in Chambray's Geschichte angegeben sind: desto mehr hat er sich den Dank Derer verdient, welche künftig einmal fragen werden, was den Erscheinungen in der europäischen Welt zum Grunde liege. Doch selbst die Zeitgenossen, wenn sie von den Begebenheiten, die unter ihren Augen geschehen sind, gründlicher unterrichtet seyn wollen, müssen diese Geschichte zur Hand nehmen; sie giebt ihnen alle die Aufschlüsse, deren sie

bedürfen können, hierin sehr verschieden von allen einseitigen Berichten, wobei es nur darauf angelegt wird, die öffentliche Meinung noch mehr irre zu leiten, als sie es durch sich selbst ist.

Chambray's Werk zerfällt in vier Bücher, von welchen die beiden ersten die Begebenheiten des Feldzuges bis nach dem Brande von Moskau, die beiden letzteren die Begebenheiten der großen Armee von Napoleons Ausmarsch aus Moskau, auf der alten Straße von Kaluga, bis zum Einzug der Russen in Warschau, enthalten. In der Vorrede sagt der Verfasser: „er habe sich darauf beschränkt, seine Meinung über die militärichen Operationen auszusprechen, und es der Nachwelt überlassen, die Menschen zu beurtheilen; doch habe er sich genöthigt gesehen, in Ansehung Napoleon's, dessen Charakter einen so ungemeinen Einfluß auf die Ergebnisse des Feldzugs gehabt habe, von dieser Regel abzuweichen.“ Der Erzählung sind Anmerkungen und Beläge beigefügt, welche ein Drittel des ganzen Werks ausmachen, aber nicht wenig zur Aufhellung der darin mitgetheilten Thatsachen dienen. An den Anmerkungen hat der Uebersetzer einen wesentlichen Antheil, sofern sie die Eigenthümlichkeit des gesellschaftlichen Zustandes in Rußlaud betreffen, den er genauer kennen zu lernen vor wenigen Jahren Gelegenheit gehabt hat. Der Uebersetzung sind in einem besonderen Hefte hinzugefügt: 1) Tabellen, welche eine Uebersicht von den beiderseitigen Heeren und den dieselben befehligenden Generalen geben; 2) eine Charte vom nördlichen Deutschland, nebst dem Königreich Preußen und einem Theil von Polen; 3) eine Ueber-

sicht des Kriegsschauplatzes vom Niemen bis zur Moskwa, zusammengetragen aus drei Blättern des Originals; 4) die Gegend von Smolensk zur Uebersicht des Terräns und der Befestigungen; 5) das Schlachtfeld von Borodino. Außerdem enthält das Titelkupfer des ersten Bandes den Plan von Moskau vor dem Brande. Man sieht hieraus, daß auch die Verlagshandlung nichts gespart hat, was dazu beitragen konnte, den Werth des Werks zu vermehren. Im Großen genommen dürfte, was bei Werken dieser Art, wenn sie in geschickte Hände fallen, leicht geschehen kann, die Uebersetzung den Vorzug vor dem Original behaupten, selbst wenn die Bescheidenheit des Uebersetzers, wie wir glauben, mit uns vollkommen einverstanden ist in Hinsicht der Vortrefflichkeit des Werks, als historischer Composition.

Doch wir müssen eilen, dem Leser tiefer in dies Werk einzuführen.

Nachdem der Verfasser über die Ursachen des Krieges mit Rußland geredet, den Geist und die Zusammensetzung der beiderseitigen Heere geschildert und die Begebenheiten des Ueberganges über den Niemen bis zur Einnahme von Wilna fortgeführt hat, fährt er also fort:

„Gleich beim Beginnen des Feldzugs erkannten die Franzosen die Schwierigkeiten eines Invasions-Krieges mit einem zahlreichen Heere in einem wenig bevölkerten Lande, wo der Bauer, als Leibeigner, nur das Nothdürftigste besitzt und sich keine neue Vorräthe verschaffen kann, wenn die seinigen erschöpft sind. Die große

Menge Wagen, die bei jeder Brücke Stockungen veranlaßten, führten Verzögerungen herbei, welche die Strapatzen der Märsche sehr vermehrten. Häufig mußte man das grüne Futter für die Pferde sehr weit herholen; dieser Dienst war besonders den Artillerie- und Train-Soldaten und Packknechten sehr beschwerlich, die zwei Pferde zu verpflegen haben und gewöhnlich mehr Zeit als die Reiterei gebrauchen, um denselben Weg zurückzulegen. Die Zahl der Combattanten und die Schnelligkeit der Märsche machten es unmöglich, Vertheilungen von Lebensmitteln anzuordnen. Die Transporte, die dem Heere folgten, waren um mehrere Tagemärsche zurück, und hätten überdies nicht ausgereicht. Es war den Regimentern kaum möglich, ihre Heerden und ihre eigenen Wagen nachzutreiben; daher packte man den Soldaten Lebensmittel für mehrere Tage auf. Wenn solche bei einem Regimente ausgingen, so schickte es eine Abtheilung auf's Marodiren aus. Diese, in die Nothwendigkeit gesetzt, in das Innere des Landes einzudringen, um noch „neue Dörfer" zu finden, hatten große Strapatzen auszustehen und stießen mitunter erst einige Tage nachher wieder zum Corps. Eine so schwierige und ungewisse Art zu leben hatte üble Folgen: viele Soldaten wurden krank; viele andere, in die Unmöglichkeit versetzt, zu folgen — warfen sich, von Hunger getrieben, ins Land; eine noch größere Menge aber zerstreute sich, um zu plündern und sich den Entbehrungen, Strapatzen und Gefahren des Krieges zu entziehen. Die meisten, statt ihre Corps wieder aufzusuchen, vereinigten sich in Banden, wählten Anführer und quartierten

sich in Dörfer und Schlösser ein, wo sie sich mit allen im Kriege üblichen Sicherheitsmaßregeln einrichteten. Diese Unordnungen brachten nicht der Mannszucht allein einen empfindlichen Stoß bei, sondern erzeugten überdies noch andere Uebel: das Heer wurde dadurch geschwächt und die Masse der Nachzügler, die es hinter sich ließ, brachte es durch die Verheerung des Landes, um sehr kostbare Hülfsquellen. Die Dörfer und Schlösser an der Landstraße erlitten dasselbe Schicksal: der Soldat begnügte sich nicht damit, das zu entnehmen, was zu seinem Unterhalte nöthig war, sondern er mißhandelte die Einwohner, raubte alles, was ihm einigen Vortheil bringen, und zerschlug alles, was er nicht mitnehmen konnte; die Zerstörung schien ihm eine Erleichterung seiner Qualen zu seyn. Man hätte freilich diese großen Excesse durch einige Beispiele von Strafen, wie es sonst geschieht, mindern können; in der Lage, worin man sich befand, wär' es nie möglich gewesen, sie ganz zu unterdrücken, weil, aus Mangel an ordentlichen Vertheilungen, und weil der Einwohner nicht im Stande war, ihn zu ernähren, dem Soldaten nichts weiter übrig blieb, als die Häuser zu durchwühlen, um Lebensmittel aufzusuchen. So behandelten wir die Litthauer, die uns als Befreier erwartet hatten. Die Flucht der öffentlichen Beamten, der Mangel an ordentlicher Fourage, als Folge des eben verflossenen trocknen Jahres, und die Jahreszeit, in der Napoleon den Feldzug eröffnet hatte, waren lauter Umstände, welche die Schwierigkeit dieser Kriegführung erhöheten. Die Strenge des Klima erlaubte ihm freilich nicht, mit

Anfang des Winters in Rußland einzudringen, wie er es in Oesterreich und in Preußen gethan; hätte er jedoch die Feindseligkeiten im Mai angefangen, so würde er zwei Monate für seine Operationen gewonnen und mehr Hülfsmittel, sein Heer zu ernähren, angetroffen haben.

„Napoleon wünschte zwar, seine Bewegungen mit gleicher Geschwindigkeit fortzusetzen; doch der Regen, der die Armee überschüttet hatte, verbunden mit den Strapatzen eines schnellen Marsches, zwang ihn, Halt zu machen. Wenige Soldaten hätten ihren Fahnen weiter folgen können, und die Bespannung der Batterien mußte wieder vollzählig gemacht werden. Letzteres bewirkte man dadurch, daß man die besten Pferde der Lebensmittel-Wagen und der Reserve-Artillerie-Parcs dazu verwendete; und doch mußte schon in Wilna Geschütz stehen bleiben. Die Rast war nur sehr kurz, und bald gingen die Operationen mit neuer Kraft fort.“ —

Der nächste Gegenstand derselben war die Vertreibung der Russen aus den Verschanzungen bei Drissa, und als diese durch die Uebermacht des französischen Heeres bewirkt war, galt es eine Verfolgung der Russen, die sich auf Smolensk zurückzogen, womit Napoleon die Absicht verband, die Vereinigung Bagrations mit Barcley de Tolly zu verhindern. Die Anstrengungen, welche zu diesem Endzweck gemacht werden mußten, waren, im eigentlichsten Sinne des Worts, erschöpfend; und folgendes ist das Gemählde, das unser Verf. von dem Heere um die Zeit entwirft, wo es bei Witepsk angelangt war.

„Ich habe, sagt er, schon ein Bild von den Schwierigkeiten entworfen, welches der Krieg in Rußland darbot, der unendlichen Leiden, welche, gleich seit den ersten Tagen des Einbruchs, das Heer überschütteten, der ungeheuren Verluste, welche die unzertrennliche Folge davon waren. Das Marodiren verschaffte weder Brod, noch Mehl, noch Branntwein in erforderlicher Menge; es fehlte an Zeit, das Korn zu mahlen; die an den Straßen befindlichen Mühlen wurden durch keine Sauve-Garden sicher gestellt, und daher ein Raub der Flammen und der Zerstörung. Die Lebensmittel-Transporte blieben zurück, und kamen gar nicht wieder heran. Fleisch und ein morastiges Wasser waren häufig die einzige Nahrung des Soldaten. Die Strapatzen, die Entbehrungen, ungesunde Lebensmittel, eine brennende Sonne während der sehr langen Tage, und der, obwohl in der schönen Jahreszeit den dumpfigen stinkenden Bauerhütten vorzuziehende Biwuak, waren die Ursachen vieler Krankheiten, und namentlich der Ruhr. Es mußten eine Menge Hospitäler angelegt werden; sie waren aber stets unzureichend und schlecht eingerichtet: kaum war es möglich, den Kranken die unentbehrlichsten Lebensmittel zu reichen, geschweige ihnen die Pflege zukommen zu lassen, deren sie bedurften. Litthauen bot für Anstalten dieser Art gar keine Hülfsmittel dar; die Vorräthe waren auf eine so große Menge Kranker gar nicht berechnet worden, und hatten sich überdies eben so verspätet, wie alle übrigen Transporte. Das Heer erlitt eine Schrecken erregende Abnahme, sowohl durch Krankheiten, als durch die große Menge der Nachzügler; be-

sonders hatten die alliirten Truppen den meisten Abgang. Das russische Heer, an eine für uns so neue Lebensart gewöhnt, weniger mit Entbehrungen kämpfend und tägliche Verstärkungen an sich ziehend, sah mit jedem Augenblick die numerische Ungleichheit zwischen sich und dem französischen sich verringern. Da sich viele Nachzügler in der Gegend umher einquartiert hatten, so ließ man sie theils von Wilna, theils von Minsk aus, durch bewegliche Colonnen verfolgen und berechtigte die Edelleute, sie zu verhaften, zu entwaffnen und durch Bauern nach den beiden genannten Städten geleiten zu lassen. Es war ein auffallendes Schauspiel, litthauische Leibeigene unsere entwaffnete Soldaten transportiren zu sehen. Zwar hatte Napoleon den Befehl ertheilt, alle Die erschießen zu lassen, welche ohne gültige Ursache zurückgeblieben waren; hätte man aber diesen Befehl strenge befolgt, so wären Tausende von Soldaten todtgeschossen worden, da man in dem Mangel an Kraft, so große Strapatzen aushalten zu können, keine gültige Ursachen anerkennen wollte. Man stellte daher vor ein Militär-Gericht nur Die, bei welchen man geplünderte Gegenstände fand; es wurden ihrer bis achtzig auf einmal gerichtet und zum Tode verurtheilt, jedoch nur die zwei oder drei der Schuldigsten wirklich hingerichtet. Die Zahl der auf diese Weise zurückgebliebenen Soldaten ist unglaublich; durch Wilna und Minsk sind Tausende gezogen, die sich theils meldeten, theils von den beweglichen Colonnen, theils von den Bauern herangebracht wurden. Nachdem man sie mittelst der Offiziere, die zur Verfügung waren, in Bataillone

formirt hatte, wurden sie dem Heere nachgesendet; da ihr Schicksal aber um nichts gebessert war, so zerstreuten sie sich von neuem, und nur eine geringe Anzahl kam wieder zu den Fahnen." —

„Die Umstände, deren ich eben erwähnte, führen zur Aufsuchung der Gründe, welche die Unordnungen in diesem Feldzuge veranlaßten.

„Rußland ist weniger bevölkert, als die Länder, welche Napoleon bisher bekriegt hatte; an einigen Stellen gehen die Straßen durch unermeßliche Wälder, wo man nur einzelne erbärmliche Weiler, sechs bis acht Stunden von einander entfernt, antrifft. Diese Gestaltung des Landes macht es unmöglich, wenn zahlreiche Corps es durchziehen, sie bei jedem Nachtquartiere unterzubringen; sie müssen nothwendig biwuakiren, während es in Frankreich und in Deutschland, wenn man nicht gerade vor dem Feinde stehet, immer Dörfer genug um den Etappen-Ort giebt, die Truppen einzuquartieren. Aus demselben Grunde findet bei den russischen Truppen keine tägliche Lebensmittel-Vertheilung Statt; sondern sie tragen selbst ihren Vorrath, oder lassen si h solchen auf Wagen für mehrere Tage nachschleppen. Im Verhältniß seiner Ausdehnung hat Rußland wenig schiffbare Ströme, und diese sind durch eine sehr geringe Anzahl von Kanälen verbunden. Die Schifffahrt dauert nur kurze Zeit, weil sechs Monate des Jahres hindurch die Flüsse festgefroren oder ausgetreten sind, und während der großen Hitze nicht Wasser genug behalten. Daher ist dort der Transport auf der Axe wichtiger, als irgendwo. In dieser Hinsicht bietet das Land auch große

Hülfsmittel dar; da es aber wenig bevölkert ist, so müssen die Requisitionen auf weite Strecken ausgedehnt werden, was große Schwierigkeiten mit sich führt. Man darf annehmen, daß diese Umstände Napoleon nicht unbekannt waren, und daß er den Beschluß, Gegenden, wo die französischen Waffen nie eingedrungen waren, mit Krieg zu überziehen, nicht gefaßt hatte, ohne über alle Verhältnisse des Landes genaue Nachrichten eingezogen zu haben. Und doch möchte man das Gegentheil glauben; er ließ zwar schon aus Alt-Preußen eine große Menge Pferde, Vieh und Getreide wegnehmen: da aber die Schnelligkeit der Märsche die Truppen von ihren Vorräthen entfernte, so wurde Litthauen noch mehr mitgenommen, obgleich es von der größten Wichtigkeit war, diese Provinz zu schonen und vorzüglich die Transport-Mittel dort unversehrt zu erhalten. Ohne Zweifel versäumte es Napoleon, die Maßregeln zu treffen, die ein Land, das von denen, worin er bisher Krieg geführt hatte, so verschieden war, erheischte, weil er auf sein Glück, auf die Tapferkeit seiner Truppen und auf die Unmöglichkeit einer Niederlage bauend, überzeugt war, daß er den Krieg schnell endigen würde, und es daher nicht für nöthig erachtete, auf das, was hinter ihm vorging, eine große Aufmerksamkeit zu verwenden; vorzüglich weil er auf die Conscription rechnete, die es ihm bisher stets möglich gemacht hatte, seine Heere wieder vollständig zu machen, wie viel Verlust sie auch erlitten haben mochten. Eben so verlangte er auch, daß die Länder, in welchen er Krieg führte, die Bedürfnisse

seiner Soldaten hergeben sollten, unbekümmert, ob es ausführbar sei, oder nicht.

„Die schlechte Verwaltung der Armee war eine andere Ursache der Unordnung. Die Intendanten, fast alle aus den Auditoren des Staatsraths genommen, waren zu jung, und hatten keine Erfahrung. Sie bekamen ein sehr schwieriges Amt zu versehen, und kannten kaum die Anfangsgründe der Verwaltung; ihre große Jugend war anstößig, und entzog ihnen einen Theil der Macht und des Ansehns, die ihre Stellung erheischte. Mancher, der in der militärischen Laufbahn kaum die ersten Grade erreicht haben würde, hatte den Namen eines Divisions-Generals, und kam mit dem Guvernör der Provinz und den durchmarschirenden Marschällen, Generalen und Corps-Chefs in Berührung.

„Die Remonte-Pferde zog man aus Frankreich heran; aber die meisten fielen unterweges, und die, welche ihre Bestimmung erreichten, waren so erschöpft, daß sie bald unterlagen. Litthauen und Curland treiben Pferdezucht; Volhynien, Podolien und vorzüglich die Ukraine, die dem Kriegsschauplatz so nahe war, ziehen deren noch mehr, die besser sind, als die französischen, und in gewöhnlichen Zeiten sechs mal weniger kosten. Wenn man also die Geldgier der Juden, die diesen Handel treiben, benutzte, so konnte man an Ort und Stelle sich Pferde für einen viel geringern Preis verschaffen, als jene kosteten, die man von so weit herkommen ließ. Dasselbe ist in Hinsicht des Hornviehes zu bemerken. Man hatte eine große Menge Ochsen, vor kleine Wagen gespannt, von

Italien aufbrechen lassen; nicht ein Zehntheil davon hat den Niemen erreicht. Statt aus weiter Ferne die unentbehrlichsten Lebensmittel zur Anlegung von Magazinen heran zu ziehen, hätte man sie in der Umgegend auffaufen sollen, wo sie im Ueberfluß und wohlfeil waren. Mit dem Gelde, welches der Transport von Königsberg bis Wilna und Minsk gekostet hat, um Mehl, das doch nur verdorben anlangte, hinzuschaffen, hätte man in beiden Städten eine größere Menge gesundes angekauft. Diese Ankäufe hätten freilich viel Geld aus Frankreich gezogen; aber es war dies das einzige Mittel, sich Getreide in Ueberfluß zu verschaffen, wozu keine Hoffnung war, wenn es aus Frankreich, Deutschland und Italien — Länder, die zu weit vom Kriegsschauplatz entfernt waren — kommen sollte, oder wenn es durch Requisitionen aus den Gegenden, die das Heer verwüstet hatte, herbeigeschafft werden mußte. Abgesehen davon, daß es wichtig war, die ehemalig polnischen Provinzen gut zu behandeln, hätte man auch, da ihr vorzüglichster Reichthum in Getreide und Vieh besteht, einen Theil dieses Geldes durch Contribution wieder erhalten können, wenn man dort aufkaufte. Es wäre eine große Erleichterung für diese Landstriche, so wie für die auf dem Wege von Frankreich belegenen, daraus entstanden; denn letzteren war die Ernährung der mit dem Transporte beschäftigten Mannschaft, so wie die der Pferde und Ochsen, eine drückende Last. Endlich blieb auch die, seit Napoleons Regierung, unter den Generalen, Administratoren und Beamten eingerissene Gier nach Reichthum nicht ohne Einfluß. Die reiche-

ren und bevölkerten Länder, welche sonst der Kriegsschauplatz gewesen waren, hatten die Armeen erhalten und dem Raube genügen können; in Polen und Rußland war es unmöglich; die geringsten Erpressungen mußten dem Soldaten nachtheilig werden." —

Auf diese Weise wurde der Untergang des Heeres eingeleitet, ohne daß es möglich war, demselben eine Gränze zu setzen. Napoleon wünschte und hoffte, durch eine entscheidende Schlacht die verlornen Vortheile wieder zu gewinnen; doch selbst die blutigen Auftritte bei Smolensk leisteten nicht was er sich davon versprochen hatte, und nachdem das russische Heer ihm auf Seitenwegen entwischt war, blieb ihm nichts anderes übrig, als das bisherige Verfahren fortzusetzen, was auch daraus entstehen mochte.

„Seit dem Aufbruch aus Smolensk — so fährt unser Verfasser fort — wurde das Land, bei der Annäherung des französischen Heeres, zur Wüste; man mußte mehrere Stunden von der Straße ab suchen, um Einwohner zu finden, und traf sie nicht in ihren Dörfern, sondern in den benachbarten Wäldern, wohin sie mit ihren Vorräthen und Heerden geflüchtet waren. Nach den Begriffen des französischen Soldaten war Smolensk der Punkt, wo das alte polnische Gebiet aufhörte und das russische anfing; daher schonte er auch nichts mehr, und die Machthaber trafen gar keine Anstalten, um die Hülfsmittel des Landes zu retten; sie wurden ein Raub der Flammen, oder verschleudert. Die Russen selbst legten an mehreren Orten Feuer an, stets aber war ein besonderer Zweck damit verbunden: bald wollten sie

die Franzosen aufhalten, wie zu Smolensk und in mehrern Dörfern, wo man sich schlug; oder sie wollten den Feind um große, auf einem Punkt gesammelte Vorräthe bringen, wie zu Wjäsma, wo sie den Bazar verbrannten. Hätten sie die Absicht gehabt, das Land zu verheeren, so hätten sie es mit der größten Leichtigkeit gekonnt. Gshat und Dorogobusch waren unversehrt, als die Franzosen einrückten. Die erstere dieser Städte, wo die Häuser dichter an einander standen, als es in Rußland gewöhnlich ist, brannte, in der Nacht nach dem Einzuge der Franzosen, ganz ab; die andere erlitt dasselbe Schicksal den 27. August. Junot, der die Arriere-Garde führte, bewohnte im Schlosse gerade die Gemächer, die der Kaiser am vorigen Tage inne gehabt hatte; er war vier Stunden-lang vom Brande darin umzingelt. Der Verfasser dieser Geschichte marschirte, seit dem Aufbruche aus Smolensk, beim Centrum der Colonne, die auf der Hauptstraße zog; er hat sich stets von Flammen umringt gesehen; auch ward selten ein Dorf bis zur Ankunft des Nachtrabes verschont. Zwei Hauptursachen veranlaßten die zufälligen Brände: die Nothwendigkeit, Brod in den Oefen zu backen, die sich in den Stuben der Einwohner befanden, und die Aufstellung des Biwuaks nahe bei den Häusern. Der Soldat heizte die Oefen ohne Vorsicht, und verließ seinen Biwuak ohne das Feuer auszulöschen; häufig fing das Biwuak-Stroh Feuer und zündete die Häuser an, die sehr niedrig waren, aus Holz bestanden und ein Strohdach hatten. Was aber die aus böslicher Absicht angestifteten Brände anbetrifft, so waren diese unglück-

licher Weise nur zu häufig, ohne daß man einen anderen Grund anführen könnte, als die Lust Böses zu thun, oder sich auf eine rohe Weise an den Einwohnern für die Leiden zu rächen, die man ausstehen mußte. Da der Unordnung nicht gesteuert wurde, so überließ sich der Soldat derselben, als wäre er dazu berechtigt, und das ganze Land wurde ein Raub der Flammen. Kurz, von Smolensk an hatte der Marsch auf Moskau den Charakter eines Krieges nach Art der Barbaren angenommen.

„Dieser Zustand der Dinge hatte traurige Folgen. Die Cavallerie, deren Pferde schon sehr erschöpft waren, verlor eine große Menge, die man nicht ersetzen konnte, auch wenn man deren im Lande genug gefunden hätte, weil diese zu klein waren. Man hatte nicht allein Mühe, sich Mehl zu verschaffen, sondern es fehlte auch noch an Zeit und Oefen, um Brod zu backen, und der Soldat mußte sich gewöhnlich mit Brei und Fleisch behelfen. Diese Nahrungsart, verbunden mit dem schlechten Trinkwasser und den ununterbrochenen Märschen und Biwuaks, verursachte viele Krankheiten, und namentlich Ruhren. Der Soldat, der seinem Corps nicht mehr folgen konnte, war für das Heer verloren; denn blieb er auf der Heerstraße, so kam er vor Hunger um, und drang er in das Land ein, so wurde er von den Bauern oder Kosaken gefangen oder erschlagen. Die Transporte konnten nur mit vieler Mühe wieder heran kommen, weil man noch im Innern und in einiger Entfernung von der Straße, Lebensmittel für Menschen und Pferde fand. Die Armee hatte nur noch

für Eine Schlacht Munition bei sich, und war im Begriff, an Allem Mangel zu leiden, während der Feind Ueberfluß daran hatte und an nichts Mangel litt. Napoleon trieb, in diesem Feldzuge, den während der Revolutions-Kriege ins Leben gerufenen Grundsatz: daß man von den Menschen mehr fordern müsse, als sie leisten können, um so viel als möglich von ihnen zu erlangen, auf das Aeußerste. Seit dem Aufbruche aus Smolensk beobachtete er nicht einmal die gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln. Es wäre zu seinem Vortheil und ihm leicht gewesen, die Kirchen vor Zerstörung zu bewahren; er konnte, wie in Litthauen, den Feuersbrünsten, so weit sie nicht Folge der Ereignisse waren, Einhalt thun. Aber er traf keine Anstalten, um diesen Zweck zu erreichen: er schien zu wähnen, daß die Verwüstung des Landes den Frieden beschleunigen würde; er verfuhr, als hätte er die Gewißheit gehabt, ihn in einigen Tagen zu schließen, und als ob ihn unmöglich eine Niederlage treffen könnte. Uebrigens kam sein Verfahren dem russischen Monarchen zu Statten, sofern es benutzt werden konnte, die Russen zu überzeugen, daß Napoleon nicht einen gewöhnlichen, sondern einen Vernichtungskrieg führe, um das russische Volk aus der Reihe der Nationen zu streichen."

"An der Spitze eines Heeres von 120,000 Mann rückte Napoleon, die Russen verfolgend, nach den Ufern der Moskwa vor. Hier fand er den Feind verschanzt, d. h. bereit, eine Schlacht anzunehmen, die, wenn Moskau vertheidigt werden sollte, nicht länger vermieden werden durfte. Sein Oberfeldherr war der Fürst Ku-

tusow, abberufen von dem Kriege mit dem Türken. Die Masse, welche er befehligte, mochte ungefähr 92,000 regelrechter Truppen betragen. Den 5. September begann der Kampf mit dem Angriff der Franzosen auf eine Vorschanze, welche genommen wurde. Der folgende Tag verstrich unter Anordnungen zur bevorstehenden Schlacht. Diese hob den 7. Morgens um 6 Uhr an und dauerte bis in die Nacht. Als die Russen aus allen ihren Schanzen vertrieben waren, beschloß Kutosow, einen Angriff auf das Centrum der Franzosen zu versuchen, das nur aus Reiterei bestand. Doch die Einleitungen zu dieser großen Bewegung wurden so langsam ausgeführt, daß man auf mehreren Punkten der französischen Stellung die Gewitterwolke sich zusammenziehen sah. Sorbier, der sie zuerst gewahr wurde, ließ die Reserve-Batterie der Garde im Centrum auffahren und auf die sich bildenden Massen der Russen feuern. Von Murat unterstützt, vereinigte er in kurzer Zeit achtzig Feuerschlünde; und von dem heftigsten Artillerie-Feuer getroffen, rückten die Russen, wiewohl langsam, vor. Ihre Reiterei hieb wiederholt auf die Batterieen ein, und mehrere derselben fielen in ihre Hände. Doch die unterstützende französische Reiterei nahm sie sogleich wieder weg. Ungeheuren Verlust erleidend, fing die russische Infanterie an, langsamer vorzurücken; dann hielt sie an, und als bald nachher Unordnung einriß, zog sie sich, durch ihre Artillerie und Reiterei gedeckt, zurück.

So endigte diese Schlacht. Die Kanonade dauerte fort bis zur Nacht. Mehr als 70,000 Menschen waren auf beiden Seiten, theils getödtet, theils verwundet.

Bei den Russen litt die Infanterie verhältnißmäßig mehr, als die Cavallerie; im französischen Heere erfolgte das Gegentheil. Die Folge davon war, daß, als Kutosow in der nächsten Nacht den Rückzug beschloß und zur Ausführung brachte, sein Nachtrab unter Platof die Kraft hatte, jeden Angriff der französischen Reiterei zurückzuweisen. Ohne also den gewünschten Erfolg errungen zu haben, war Napoleon als Sieger aus einer Schlacht getreten, die, seit Erfindung des Schießpulvers unstreitig die blutigste von allen war. Seine Lage war sogar schwieriger geworden. Denn drang er noch tiefer in Rußland ein, so vermehrte er nur die Gefahr derselben; und zog er sich zurück, so standen ihm große Verluste bevor und sein Feind erlangte durch den Eindruck, den dies bewirkte, ein nicht zu berechnendes Uebergewicht. Bis hieher hatte sein Talent am meisten auf dem Schlachtfelde geglänzt; hier schien er, so zu sagen, das Glück zu regieren. An der Moskwa sah man ihn, ohne Regsamkeit, fast während der ganzen Schlacht auf einer Stelle verweilen, die zu entfernt vom Schauplatz der Begebenheiten war, als daß er diese mit eigenen Augen hätte beurtheilen können, und von wo aus er oft zu spät erfolgende Befehle ertheilte. In den wichtigsten Augenblicken zeigte er Unentschlossenheit. Kurz er blieb hier unter seinem Rufe und war seinem Glücke nicht gewachsen."

Wir können nicht umhin, das Bild zurückzugeben, das der Verfasser von Napoleon auf Veranlassung der Schlacht an der Moskwa entwirft. Er sagt:

„Als Napoleon diese riesenhaften Entwürfe (nach

der Besiegung Rußlands die Türken zu bekriegen und aus Europa ein einziges Föderativ-Reich, dessen Haupt er seyn wollte, zu bilden) umher trug, genoß er einer festen Gesundheit und hatte eben sein drei und vierzigstes Jahr erreicht. Er war von kleiner Statur, breit, hochschulterig und kurzhalsig, und hatte einen starken Kopf und schweren Gang. Sein Gesicht war breit, seine Gesichtsfarbe bleich; die Haare schwarz und glatt, die Augen falb und von dichten Augenbraunen beschattet. Er hatte schöne Zähne, und sein griechisches Profil, wie das der meisten Corsikaner, ließ kaum ahnen, wie sein Gesicht, von vorn betrachtet, war. Sein Blick war durchdringend, seine Züge schienen unbeweglich, ihr Ausdruck verschlossen. Nur zwei Gemüthsbewegungen malten sich lebhaft auf seinem Gesichte ab: Freude und Zorn. Er sprach in einem harten und barschen Tone, in kurzen abgebrochenen Sätzen. In seiner Unterredung bemerkte man zuweilen Spuren seiner fremden Abkunft, die von der Zeit noch nicht verwischt waren. Er trug gewöhnlich die Uniform von einem der Corps seiner Garde, und einen kleinen dreieckigen Hut, wie man sie vor der Revolution hatte. Das ganze eigenthümliche Wesen in seinem Aeußeren, und sein Hut, der einzige dieser Art im Heere, machten ihn in großer Ferne kenntlich. — Während der Schlacht an der Moskwa befand er sich bei der am 5. September genommenen Schanze, ein wenig links von derselben, und ging mit Berthier am Rande eines Ravins, das sich nach Schewarkino zieht, auf und nieder. Hinter ihm stand die Infanterie der

alten Garde, vor ihm und ein wenig links, befanden sich die übrigen Truppen der Garde. Gegen seine Gewohnheit unentschlossen, hatte er noch keine Befehle ertheilt, als einer seiner Ordonnanz-Offiziere, den er an Ney gesandt hatte, um durch ihn Nachricht von den Operationen dieses Generals zu erhalten, zurück kam, und ihm meldete, daß Bagration wieder die Offensive ergriffen habe, und daß es dringend werde, Ney zu Hülfe zu eilen. Napoleon hatte an Infanterie nur noch die Division Friant zur Verfügung bei sich, da Junot eben, zur Unterstützung von Poniatowsky, abgegangen war. Diese neue Meldung vermehrte seine Unentschlossenheit. Er berathschlagte mit Berthier und gab keine Befehle. Der Ordonnanz-Offizier wiederholte ihm mehrere Male, daß kein Augenblick zu verlieren, und Ney im Begriff sei, erdrückt zu werden. Napoleon beauftragte ihn endlich, Claparede den Befehl zu bringen, daß er Ney zu Hülfe marschiren sollte. Der Offizier ging pfeilschnell ab; Napoleon aber rief ihn zurück und berathschlagte aufs Neue mit Berthier. Endlich entschloß er sich, Friant zur Unterstützung Ney's zu senden. Durch seine Unentschlossenheit hatte er eine halbe Stunde verloren; und diese Zögerung hat sicher einen großen Einfluß auf das Schicksal der Schlacht und auf Napoleons ferneres Geschick gehabt."

Es giebt gewiß nur wenige geschichtliche Werke, welche von Anfang bis zu Ende so anziehend wären, wie diese Geschichte des Feldzugs in Rußland. Das französische Heer erscheint darin als ein unwiderstehlicher Waldstrom, der sich in eine unermeßliche Ebene er-

gießt und dann verschwindet. Die Begebenheiten sind so glücklich an einander gereihet, daß man sieht, wie die eine aus der andern entspringt. Kutusow's Rückzug auf Moskau, Napoleons Begierde, in den Besitz dieser Hauptstadt zu kommen, der Brand derselben, als sich die Franzosen ihrer bereits bemächtigt haben, die Verlegenheit des Eroberers bei diesem unerwarteten Ereignisse, seine Vorschritte, um zu einem erträglichen Frieden zu gelangen, die Vergeblichkeit derselben, die Nothwendigkeit eines Rückzugs, wenn man nicht an Ort und Stelle verderben will, die beunruhigenden Nachrichten von dem, was im Rücken des Heeres theils schon vollbracht ist, theils noch bevorsteht, der endliche Antritt des Rückzuges, nachdem alle Erwartungen fehlgeschlagen sind, Kutusow's Ueberfall bei Winkewo, das Gefecht bei Malojaroslavez, um mit einiger Sicherheit bis nach Smolensk zu kommen, der erste Schnee am 4. November, die Drangsale und Entbehrungen des Heeres, der Uebergang über den Wop, die Ankunft in Smolensk: dies alles bildet ein Gemählde, das in allen Theilen gleich anziehend, kaum irgend ein anderes Gefühl erregt, als das des Abscheues vor dem rasenden Ehrgeiz eines Eroberers, der seine Befriedigung nur in der Vernichtung findet. Die Hindernisse und Gefahren vermehren sich, je weiter er zurückgeht. Mit 104,000 M. ist er aus Moskau ausgerückt; mit 37,000 M. Fußvolk und 5100 Mann Reiterei langt er in Smolensk an: so viele sind durch Gefechte, Frost und Hunger zu Grunde gegangen. Zugleich sind auf diesem Zuge 350 Geschütze aus Mangel an Bespannung stehen geblieben. Zwischen Koritnia

und Krasnoi muß drei Tage hinter einander gekämpft werden; und als Napoleon, nach seiner Ankunft in Orsza, den Uebergang über den Dnieper benutzen will, um seine Infanterie wieder zu sammeln, macht er die Entdeckung, daß seine militärische Kunst ihre Kraft verloren hat, und daß er sich dem Strome der Ereignisse überlassen muß. Zu Toloczin erfährt er, daß Tsitschagof im Besitz von Borisow ist. Die Vereinigung dieses Generals mit Witgenstein ist kaum noch zweifelhaft; und kommt sie zu Stande, so muß der traurige Ueberrest eines unermeßlichen Heeres das Gewehr strecken. Alles wird also aufgeboten, ein so verderbliches Ereigniß abzuwenden, und vieles gelingt dadurch, daß Oudinot sich wieder Borisows bemächtigt. Nun ist es möglich, Brücken über die Beresina zu schlagen, und nach Wilna und Kowno zu entkommen. In Smorgoni verläßt Napoleon das Heer und geht über Warschau, Glogau und Dresden nach Paris zurück. Niemand will sich mit der Führung des Heeres befassen. Neue Ereignisse treten ein, die dasselbe vermindern. Es beträgt den 14. Decbr. nach seiner Ankunft in Preußisch-Litthauen noch 400 Mann Infanterie der alten Garde, und 600 Mann Cavallerie der Garde, die Marschregimenter mitgerechnet, die man damit vereinigt hat. Die Corps werden durch ihre Adler vorgestellt, die von einigen Offizieren und Unteroffizieren eskortirt werden, und die ganze Artillerie besteht aus 9 Geschützen, die man aus Kowno mitgenommen hat. —

Dies alles ist zuletzt nur eine schwache Empfehlung der Chambrayschen Geschichte des Feldzugs von 1812.

Um von dem echt philosophischen Geiste derselben durchdrungen zu werden, muß man sie von Anfang bis zu Ende lesen. Alsdann sieht man, wie das 29ste Bülletin der Proclamation Napoleons vom 22. Juni, wie der Rückzug im Winter der Invasion im Sommer entspricht. Alsdann entdeckt man die Gränzen, in welche die Kriegskunst eingeschlossen ist, so wie die Gefahr, diese Gränzen zu verkennen, oder wohl gar zu verachten. Alsdann begreift man, wie der Kühne, der darauf ausging, die europäische Welt seinem Ehrgeize zu unterwerfen, damit endigen mußte, erst nach Elba und dann nach St. Helena zu wandern. Mit Einem Wort: das größte Experiment, das in neuerer Zeit gemacht worden, ist in Chambray's Werke niedergelegt; und indem dies Werk eine unendliche Belehrung in sich schließt, verdient es eine allgemeinere Beherzigung.

Ueber Ultraismus und Liberalismus.

Das Sprichwort sagt: „die beste Lunge erschöpft sich. Dem Partheigeiste geht es nicht besser. Wie heftig er auch im ersten Beginnen seyn möge: nach und nach kommt er zur Besinnung. Der Gesichtskreis erweitert sich; am meisten in der Bekämpfung der Gegner. Ganz unvermerkt gelangt man zu der Ueberzeugung, daß in den Behauptungen derselben wenigstens das Eine und das Andere nicht zu verwerfen sei; ist es aber erst dahin gekommen, so legt sich der Parthei-Eifer, und man fängt an zu begreifen, „daß es Gränzen giebt, über welche man nicht hinausgehen und hinter welchen man nicht zurückbleiben darf, wenn das eben Rechte nicht aufgeopfert werden soll."

Welche Veränderung ist in den letzten zwei Jahren mit den Ultras und Liberalen der französischen Wahlkammer vorgegangen! Kaum ist man im Stande, beide von einander zu unterscheiden, so viel haben diese von jenen, jene von diesen angenommen. Von ihrem ursprünglichen Seyn ist nichts weiter übrig geblieben, als die Ueberzeugung, daß es in einer constitutionellen Monarchie eine Widerseite geben müsse. Es hat demnach ganz den Anschein, als werde sich das, das die Charte beabsichtigte — nämlich eine dem Civilisations-Grade Frankreichs angemessene Regierungsform — gerade durch den Kampf der beiden, dem ersten Anscheine nach durchaus unversöhnlichen Partheien feststellen.

In

In einer Untersuchung, deren Gegenstand Partheien sind, ist die Erörterung ihrer Benennungen wenigstens in sofern von Gewicht, als zunächst aus diesen hervorzugehen pflegt, was die schwache Seite der Partheien selbst ausmacht. Wir beginnen demnach mit dieser Erörterung.

Bekanntlich traten die Ultras in die Schranken, ehe es eine Gegenparthei gab, die man Liberale nannte. Worin nun war jene Benennung gegründet? Die Charta war erschienen. Sie bezeichnete den Geist, in welchem Frankreich für die Zukunft regiert werden sollte; und was man mit Wahrheit hinzufügen kann, ist, daß dieser Geist den Bedürfnissen der Gesellschaft im neunzehnten Jahrhundert entsprach. Dies aber wurde nicht von Denjenigen erkannt, die, weil sie sich gegen diese Bedürfnisse verblendeten, nicht zugeben wollten: daß eine Zeit nicht wie die andere sei; daß, vermöge eines in jede menschliche Brust niedergelegten Entwickelungs-Prinzips, die Gesellschaft, wenn nicht unüberwindliche Hindernisse entgegen stehen, nach und nach dahin gelangt, ihre ersten Einrichtungen und Gesetze verändern zu müssen, wofern sie fortdauern will; daß alle Weisheit einer Regierung zuletzt darin bestehe, hierbei auf eine so geschickte Weise nachzugeben, daß ihre Uebereinstimmung mit den Regierten gerettet bleibe. Sie erklärten sich demnach gegen den wesentlichen Inhalt der Charta, die nicht nach ihrem Sinne war. Was aber thaten sie dadurch? Gingen sie über die Charta hinaus? Keinesweges! Diese als eine Linie gedacht, welche die Gedanken und Gesinnungen des königlichen Gesetzgebers be-

zeichnete, wollten sie damit nichts zu schaffen haben; doch anstatt darüber hinaus zu gehen, bleiben sie dahinter zurück; und gerade hierauf beruhete die Fehlerhaftigkeit ihrer Benennung. Anstatt sie nämlich Ultras zu nennen, hätte man sie Citras nennen und die Benennung Ultras für ihre Gegner aufsparen sollen. Da dies nun nicht geschehen war, so bedurfte es für die Gegenparthei einer gleich fehlerhaften Benennung. Um nämlich den richtigen Gegensatz für das ultra zu finden, hätte man seine Zuflucht zu dem citra nehmen müssen; weil man aber fühlte, daß diese Benennng, als Bezeichnung der Gegner der einmal vorhandenen Parthei, abgeschmackt seyn würde: so griff man zu der Benennung, „Liberale.“ Von diesem Augenblick an stand die Sache so, daß der eigentliche Gegensatz in der Benennung wegfiel: weil die Citras zu Ultras gestempelt waren, so mußten die eigentlichen Ultras zu Liberalen gestempelt werden.

Nach dieser Erörterung, die durch das Nachfolgende an Wichtigkeit gewinnen wird, behalten wir die hergebrachten Benennungen bei, denken dabei aber immer an ein Disseits und Jenseits des eben Rechten, weil nur bei einer Auffassung dieser Art das Wesen der Ultras und der Liberalen in das gehörige Licht treten kann.

Die Frage ist: was ist in der Gesetzgebung das eben Rechte?

Am besten haben Solon und Montesquieu diese Frage beantwortet: jener, indem er die angemessenste Gesetzgebung der unbedingt guten (die ihm nur als eine chimärische erschien) vorzog; dieser, indem

er sagte, „die besten Gesetze wären diejenigen, welche den Bedürfnissen eines Volks in der Zeit am meisten entsprächen.“

Will man sich hierüber noch bestimmter ausdrücken, so muß man sagen: das eben Rechte in der Gesetzgebung ist das, was dem, in der Zeit errungenen Civilisations-Grade einer gegebenen Gesellschaft entspreche. Die Richtigkeit dieser Definition wird durch die Erfahrung aller Zeiten, so wie durch eine unbefangene Beobachtung der verschiedenen Gesellschaftszustände bestätigt, welche unter den Bewohnern des Erdballs angetroffen werden: denn nicht genug, daß einzelne Völker, deren Geschichte genau bekannt ist, von einer Zeit zur andern ihre Gesetzgebung verändert haben, um sie den, in ihrem Gesellschaftszustande vorgegangenen Veränderungen anzupassen, liegt zugleich am Tage, daß man den, in der Civilisation zurückgebliebenen Völkern einen sehr schlechten Dienst erweisen würde, wenn man sie mit einer, dem Vorgeben nach besseren, der Wirklichkeit nach aber ihren gesellschaftlichen Verhältnissen durchaus nicht entsprechenden Gesetzgebung beglücken wollte. Mit einem Worte: im Fache der Gesetzgebung ist alles relativ, nichts absolut; und jede Täuschung, die wir uns in Hinsicht ihrer Gemeingültigkeit machen, rührt einerseits daher, daß wir den zuletzt erreichten Civilisations-Grad für den höchst erreichbaren halten, andererseits aber daher, daß, da nur die Gewalt zur Unterwerfung unter die Gesetze zwingen kann, wir, bei der Unwiderstehlichkeit derselben, geneigt werden, auf eine unbedingte Güte dieser Gesetze zurückzuschließen. Inzwischen wird diese Täuschung durch jeden

reellen Fortschritt in der Civilisation erschüttert, und im Verlaufe der Zeit gelangt die Gesellschaft ganz unabtreiblich auf einen Punkt, wo sie sich nicht länger gegen die Nothwendigkeit einer veränderten Gesetzgebung verblenden kann — vorausgesetzt, daß sie in ihrem Innern keine solche Einrichtungen getroffen hat, wodurch plötzlichen und gewaltsamen Abänderungen vorgebauet ist.

Es giebt demnach eine, in der menschlichen Organisation eingeschlossene Entwickelungsfähigkeit, die, nachdem sie dahin gelangt ist, gesellschaftlich, d. h. mit vereinten Kräften wirken zu können, von Stufe zu Stufe weiter führt, bis ein Civilisations-Grad erreicht ist, den Niemand vorhersehen oder berechnen kann; und weil dem so ist, so liegt in keiner Gesetzgebung irgend etwas, das nicht, über kurz oder lang, von dem erreichten Civilisations-Grade mehr oder minder modifizirt wird — aus dem sehr nothwendigen Grunde modifizirt wird, weil eine menschliche Gesetzgebung, welche auf Absolutheit Anspruch macht, nicht bloß alle jemals vorhanden gewesene, sondern auch alle noch künftige Civilisations-Grade umfassen müßte, was in sich selbst unmöglich ist, da alles, was von Menschen herrührt, nothwendig nur in einer gewissen Zeit, also auch nur unter dem Einfluß eines gewissen Civilisations-Grades zu Stande gebracht werden kann.

Hiernach aber läßt sich genau feststellen, wer in der Zeit die besten Gesetzgeber, oder, wenn man will, die brauchbarsten Gehülfen bei dem Gesetzgebungsgeschäfte seyn werden.

Dafür können, wenn es die Wahrheit gilt, weder Diejenigen gelten, die weil sie hinter dem von der Gesellschaft erreichten Civilisations-Grade zurückgeblieben sind, aus Unmuth und Verdruß zu Anklägern desselben werden, und das, was ihnen hinderlich ist, vernichten möchten, um denjenigen Zustand hervorzubringen, worin sie sich wohlbefinden würden; noch auch Diejenigen, die, im Streben nach einer, der Wirklichkeit Hohn sprechenden und rein chimärischen Vollkommenheit, weit über den gegebenen Entwickelungsgrad hinausgehen und durch die bloße Idee etwas feststellen wollen, was durch nichts gestützt werden kann.

Wir haben hierdurch auf der einen Seite die sogenannten Ultras, auf der andern die sogenannten Liberalen bezeichnet; doch nur ganz im Allgemeinen. Um ihre Unbrauchbarkeit für das Gesetzgebungsgeschäft vollständiger nachzuweisen, müssen wir mehr ins Einzelne eingehen. Die Sache selbst erfordert dies, wenn gewisse Erscheinungen der gegenwärtigen Zeit in das nöthige Licht treten sollen.

Was nun zuvörderst die sogenannten Ultras betrifft, so kann man dadurch, das sie es mit der Erfahrung zu halten scheinen, verführt werden, sich aufrichtig an sie anzuschließen. Ihr natürlicher Wahlspruch ist: Stemus super vias antiquas, atque circumspiciamus, quae sit bona via et recta, et ambulemus in ea. Allein so viel Schätzbares dieser Wahlspruch auch in sich schließen möge: so muß man sich doch dafür entscheiden, daß das, was sie Erfahrung nennen, auf keine Weise dafür gelten kann. Ohne es zu ahnen — denn wir

sind weit davon entfernt, ihrem bösem Willen das Mindeste zuschreiben zu wollen — machen sie einen gesellschaftlichen Zustand, der nur für einen bestimmten Zeitraum seine Gültigkeit haben konnte, zum bleibenden Typus für alle gesellschaftlichen Zustände, die es jemals geben kann; und in diesem ersten Irrthum versunken, finden sie für sich keine andere Rettung, als alles, was von ihrem Typus abweicht, unbedingt zu verdammen als etwas, das nur eine Verschlechterung in sich trägt. Was ihnen abgeht, ist klar: es ist nämlich nichts weiter, als die Kenntniß der Uebergänge oder Zwischenzustände, durch welche die Gesellschaft auf denjenigen Punkt der Entwickelung gelangt ist, auf welchem sie sich jetzt befindet: denn, wenn ihnen diese Kenntniß nicht fehlte, so würden sie eingestehen, daß es sich um nichts weiter handele, als um solche Gesetze, wodurch der einmal erreichte Civilisations-Grad gesichert und weiter geführt wird. Weil ihnen nun diese Kenntniß fehlt, so können sie es auf nichts Anderes anlegen, als — mirabile dictu! — die Gegenwart und die ganze Zukunft in die Vergangenheit zurückzustürzen. Daß dies ihnen nicht gelingen kann — woher sollten sie dies wissen, da ihnen gänzlich unbekannt geblieben ist, durch welche Veränderungen der gesellschaftliche Zustand, den sie als typisch empfehlen, herbei geführt worden, und da sie in ihrer Beschränktheit jede Entwickelung leugnen, und, sich selbst etwa ausgenommen, alle übrige Menschen den Thieren gleichsetzen, die keine andere Bestimmung haben, als — Zweck und Mittel für Andere zu seyn? Sie hassen die Willkühr

ihrer Gegner; wie könnten sie anders! Allein entfernen sie sich im Mindesten von dieser Willkühr, wenn sie einen gegebenen Civilisations-Grad — denn von etwas Anderem kann gar nicht die Rede seyn — zum Mustergrad erheben und die ganze Entwickelungsfähigkeit des menschlichen Geschlechts in diesen Mustergrad bannen? Sind sie nicht, indem sie also verfahren, die ärgsten Zwingherrn, welche es geben kann? Indem sie die Entwickelungsfähigkeit des Menschen und, in dieser, das nothwendige Fortschreiten in der Civilisation streitig machen, können sie als Gesetzgeber nie auf den Gedanken verfallen, durch genaue Erforschung dessen, was die Vergangenheit mit sich brachte, das Bedürfniß der Gegenwart und der nächsten Zukunft auszumitteln; und da hierauf, wenn anf irgend etwas, alle Einsicht und Weisheit eines Gesetzgebers zurückgeführt werden kann: so sieht man klar und deutlich, warum sie nicht Diejenigen sind, an welche man sich zu wenden hat, wenn es die Herbeiführung einer, dem einmal errungenen Civilisations-Grade angemessenen gesellschaftlichen Organisation gilt; sie können von einer solchen nur entfernen. Sie würden, in der That thörigter, als thörigt seyn, wenn sie gewissen Doctrinen und Institutionen, welche die Zeit mehr oder weniger zerstört hat, nicht einen unbedingten Werth beilegten, den nichts Menschliches haben soll, und wenn sie das, was den Stolz des Jahrhunderts ausmacht, nicht verachteten und herabsetzten. Allerdings entgehen sie dadurch dem Widerspruche nicht; dieser aber rührt nicht sowohl von ihnen, als von dem Geiste des Jahrhunderts her, dem sie nun einmal

angehören und dessen unwiderstehlichem Einflusse sie sich auf keine Weise entziehen können. Im Ganzen mißbrauchen sie die Einsicht, die sie nur ihrem Zeitalter verdanken können, zur Erhebung eines Zeitraums, der, wenn in ihren Vorstellungen die mindeste Wahrheit wäre, unverändert derselbe geblieben seyn und ihnen eben dadurch jede Veranlassung, seine Lobredner zu werden, geraubt haben würde.

Um die Liberalen steht es nicht besser. Ohne mit ihrem Zeitalter zerfallen zu seyn, entziehen sie sich demselben dadurch, daß sie, voll thörigter Wünsche in Beziehung auf die Zukunft, die Mühe verabscheuen, durch ein sorgfältiges Studium der Vergangenheit das wahre Bedürfniß der Gegenwart auszumitteln, um so die gesellschaftliche Ordnung sicher zu stellen. Durch allgemeine Ideen, von welchen sie keine Rechenschaft zu geben wissen, wollen sie diese Aufgabe lösen. Wie viel man auch ihren Gesinnungen einräumen möge, so muß man sich doch dafür entscheiden, daß ihnen unbekannt geblieben sei, nach welchem Gesetz, wie in der ganzen Natur, so in der Gesellschaft, alles wächset und gedeihet; nämlich im Fortgange vom Kleinen zum Großen. Sie möchten, soviel an ihnen ist, dies Gesetz umkehren, und das Kleine durch das Große, das Besondere durch das Allgemeine bestimmen: ein ewig vergebliches Bestreben, wodurch man zu einem Prediger in der Wüste wird, dessen herrliche Reden nur eine Luft erschüttern, deren Gleichgewicht sich sogleich wiederherstellt. Berauscht von den Vorzügen des neunzehnten Jahrhunderts, haben sie nie darüber nachgedacht, auf welchem

Wege diese Vorzüge erworben sind, was seit zwei Jahrhunderten die Grundlage aller Civilisation ausmacht, welchen Grad von Unzerstörbarkeit diese Grundlage in sich schließt, und weshalb, was einen Gegenstand ihrer vernünftigen Wünsche bildet, sich ganz von selbst, auch ohne ihr Zuthun einstellen muß.

Vergleicht man die Ultras und Liberalen unter einander, so entdeckt man leicht, daß der Unterschied zwischen beiden nicht bedeutend ist. Beide haben keine deutliche Vorstellung von dem Gesetz, das der menschlichen Entwickelung zum Grunde liegt; und weil diese ihnen abgeht, so verkennen sie gleich sehr die Nothwendigkeit des in der Zeit erreichten Entwickelungsgrades, der ganz allein das Fundament bildet, auf welchem die gesellschaftliche Ordnung sich feststellen kann. Indem die Ultras nicht in der Vergangenheit überhaupt, sondern nur in einem abgesonderten Theile derselben leben und durch das, was in ihm die Regel war, die Gegenwart und die Zukunft bestimmen wollen, müssen sie als Gesetzgeber immer fehlgreifen; und indem die Liberalen, obgleich ihrem Zeitalter zugethan, den eigentlichen Charakter desselben verkennen und ihn deshalb an keine Wirklichkeit anzuknüpfen verstehen, sind sie für das Gesetzgebungsgeschäft wenigstens eben so unbrauchbar, wie ihre Gegner. Jene, wie diese, müssen den Geist des Jahrhunderts haben, dem sie ihre Bildung verdanken; und daher rührt es unstreitig, daß sie sich von einer Zeit zur andern in Ideen begegnen, die sie sich gegenseitig nicht zugetraut haben. Allein die Trennung zwischen beiden ist deshalb nicht minder nothwendig; denn wenn sie

aufhören sollte, so müßten sie in den Ergebnissen desselben Studiums zusammentreffen, und dies Studium könnte kein anderes seyn, als gerade dasjenige, das beide, um sich in ihrem Seyn bewahren zu können, am meisten verabscheuen; ich meine das Studium des Entwickelungsganges der europäischen Menschheit, um auf diesem und keinem anderen Wege zu erforschen, was den Civilisations-Grad herbeigeführt hat, den beide, aus gleich schlechten Beweggründen entweder bekämpfen oder vertheidigen. Auf dem Mangel dieses Studiums beruhet selbst das Verhältniß beider Partheien zur Regierung. Wie könnte es anders seyn? Immer mit der Ausbildung des Einzelnen und Besonderen beschäftigt, weil hierauf ihr ganzes Verdienst beruht, bedarf die Regierung solcher Köpfe, welche ihr hierbei reelle Dienste leisten können. Wenn sie nun auf lauter Widerwärtige stößt, die die Gegenwart entweder zur Vergangenheit oder zur Zukunft machen möchten: wie sollte sie sich nicht von ihnen abgeschreckt, wie sich jemals versucht fühlen, sie bei Prüfung ihrer Gesetzvorschläge in Commissionen zu benutzen? Die Eitelkeit kann hier Forderungen machen; aber die Klugheit muß sich diesen Forderungen versagen, wofern die Verwirrung nicht überhand nehmen soll. Stände es um die positiven Kenntnisse der brittischen Oppositions-Parthei eben so schlecht, wie es um die der französischen bis jetzt noch steht: so würde jene dasselbe Schicksal haben, während sie, bei ihrer besseren Eigenthümlichkeit, das Vertrauen der Regierung in einem so hohen Grade besitzt, daß ihre

Mitglieder unbedenklich zu allen Prüfungen von Gesetzvorschlägen hinzugelassen werden.

Wir haben durch alles bisher Bemerkte nur die Verbindlichkeit übernommen, uns ausführlicher über das zu erklären, was, in unserer Ansicht, den eigentlichen Charakter des laufenden Jahrhunderts ausmacht; und so möge denn, im Vertrauen auf die gute Absicht, welche wir damit verbinden, Folgendes ununterdrückt bleiben.

Wenn irgend etwas das gegenwärtige Zeitalter von jedem früheren unterscheidet, so sind es die Fortschritte welche die physischen Wissenschaften seit etwa zwei Jahhunderten gemacht haben, und das Verhältniß, worin sie dadurch zu den metaphysischen getreten sind. Ob die letzteren überhaupt einer Vervollkommnung fähig sind, da sie kein anderes Fundament haben, als die menschliche Einbildungskraft mit ihren willkührlichen Schöpfungen, kann in Zweifel gezogen werden; genug daß von dem Augenblick an, wo der Grundsatz feststand, daß nur das auf Beobachtung und Erfahrung Gegründete für echte Wissenschaft gelten könne, der Grund zu einer gänzlichen Umwandlung aller früheren Vorstellungen gelegt war. Da die Gesellschaft sich wesentlich nur von dem angezogen fühlt, was ihr höheres Wohlseyn und freiere Bewegung verspricht: so hat es nicht fehlen können, daß sie sich der physischen Wissenschaften vorzugsweise vor denjenigen angenommen hat, welche auf dem entgegengesetzten Prinzip ruhen. Die Folgen davon sind seit zwei Jahrhunderten unermeßlich gewor-

den; vorzüglich in einzelnen Ländern. Wenn z. B. Großbritannien behauptet, daß es in Folge der Cultur der physischen Wissenschaften und dessen, was in Entdeckungen und Erfindungen von denselben ausgegangen ist, bei einer Bevölkerung von etwa 12 Millionen, die Kraft von 400 Millionen vereinige, welche genöthigt sind, auf den Beistand künstlicher Werkzeuge zu verzichten: so liegt hierin keine Uebertreibung. Dasselbe ist der Fall mit allen übrigen europäischen Ländern, die allein ausgenommen, welche kraft besonderer Institutionen, die nur auf Verewigung der Unwissenheit abzweckten, die physischen Wissenschaften entweder gänzlich oder doch mit großem Erfolge von sich ausgeschlossen haben. Wenn nun in diesen der gesellschaftliche Zustand derselbe bleiben konnte, der er in früheren Jahrhunderten gewesen war: so war nichts natürlicher, als daß er da, wo die physischen Wissenschaften freien Spielraum gewannen, sich wesentlich veränderte. Nicht genug, daß in den letztern die Bevölkerung auf eine erstaunenswerthe Weise wuchs, bildeten sich auch in derselben ganz neue Verhältnisse, welche die Gesetzgebung nicht aus der Acht lassen konnte: denn diese, weit entfernt, nicht vorhandene Beziehungen schöpferisch hervorrufen zu können, ordnet und bestimmt immer nur diejenigen, welche in Kraft des allgemeinen Entwickelungs-Prinzips sich gebildet haben.

Dies also ist die große Thatsache, gegen welche man sich nicht verblenden darf, wenn man weder über den einmal vorhandenen Entwickelungsgrad hinausgehen, noch hinter demselben zurückbleiben will. Um zu erfahren, wodurch sich das gegenwärtige Zeitalter von jedem

früheren unterscheidet, darf man nur fragen: wie weit in jedem früheren die physischen Wissenschaften ausgebildet waren; denn sie allein geben den Maßstab für die gesellschaftlichen Erscheinungen, indem sie in letzter Instanz nicht bloß die Form, sondern auch den Geist der Regierungen bestimmen. Ehe gewisse Entdeckungen und Erfindungen gemacht waren, gab es kein anderes Mittel, die gesellschaftlichen Vereine ihrer Bestimmung gemäß zu leiten, als — die Theokratie; und weil es kein anderes gab, so hatte das ganze Alterthum und ein großer Theil des Mittelalters hierin seinen Charakter. Jetzt nun, wo diese Entdeckungen und Erfindungen gemacht sind, und sich so vieles an sie angeschlossen hat, dasselbe Mittel in der Voraussetzung, daß seine Wirksamkeit dieselbe geblieben, anwenden zu wollen, würde, was auch die übrigen Folgen seyn möchten, wenigstens nicht zur Vermehrung der Autorität dienen; denn diese erwirbt man nicht dadurch, daß man im Geiste entfernter Jahrhunderte, wohl aber dadurch, daß man im Geiste desjenigen regiert, das sich mit den ihm eigenthümlichen Mitteln zu vollenden strebt. Die Gesellschaft gleicht in sehr vieler Beziehung einem Individuum, dessen Organismus leicht zerrüttet ist. So wie nun einem solchen Individuum nicht dadurch geholfen wird, daß man ihm die erste beste Arznei reicht, wohl aber dadurch, daß man ihm die einzig angemessene nicht versagt: so wird auch der Gesellschaft nicht durch Mittel geholfen, die einem früheren Zustande angemessen waren, wohl aber dadurch, daß man ihrem Bedürfniß in der Zeit folgt und Raum giebt. Alle politische

Weisheit beruht zuletzt darauf, daß man Zeiten von Zeiten zu unterscheiden versteht und dem errungenen Civilisations-Grade gemäß handelt; denn Alle, die das Gegentheil hiervon gethan haben, sind auf die eine oder andere Weise gescheitert, und nur Diejenigen, welche sich in die Bestrebungen ihres Zeitalters zu finden und diese zu fördern verstanden, haben die Benennung der Großen oder auch der Heiligen davon getragen. Nie war ihre Kraft eine bloß persönliche; denn unter dieser Voraussetzung würden sie sogar aufgehört haben, Menschen zu seyn. Allein sie verstanden die Kunst, sich dem herrschenden Geiste anzuschmiegen, und indem sie, auf diese Weise, alles mit sich fortrissen, gelangten sie zu einem Glanze, der selbst die Nachwelt verblendete.

Physische und metaphysische Wissenschaften als solche betrachtet, welche nothwendig im umgekehrten Verhältniß stehen, ist, nach den bereits gemachten Fortschritten der ersteren, durchaus nicht zu erwarten, daß die letzteren jemals wieder empor kommen werden. Was ist demnach zu thun? Das Beste in jedem Falle würde seyn, das natürliche Verhältniß zwischen beiden nicht zu stören, d. h. die Sache so zu nehmen, wie sie einmal liegt, und dem Schicksale vertrauen, das bisher alles so geleitet hat, daß daraus nur Gutes für die Gesellschaft hervorgegangen ist. Auch geschieht dies im Grunde, wenn es auch hie und da den Anschein gewinnen sollte, als ob es nicht mit der vollen Ueberzeugung geschehe, daß kein besseres Theil zu wählen sei. Ein doppelter Umstand ist hierbei von entscheidender Wirksamkeit: der,

daß die physischen Wissenschaften Gemeingut für ganz Europa geworden sind, und daß die Staaten dieses Erdtheils in einem solchen Zusammenhange unter einander stehen, daß jeder sich die Erfindungen und Entdeckungen, die auf irgend einem anderen Punkte gemacht worden sind, sofern sie eine Vermehrung der Kraft in sich schließen, aneignen muß, wofern er sich nicht durch Zurückbleiben schaden will. Und ist es in den letzten Zeiten nicht sogar dahin gekommen, daß Leo der Zwölfte es seinen Jesuiten zur Pflicht gemacht hat, in der Physik und Chemie zu unterrichten? Dies ist unstreitig eine der wichtigsten Erscheinungen der neuesten Zeit. Denn, wenn die Jesuiten, der päbstlichen Vorschrift gemäß, wirklich in den physischen Wissenschaften unterrichten: so können sie dies nur nach Maßgabe des gegenwärtigen Zustandes dieser Wissenschaften; und da dieser aus einem Prinzip herstammt, das den Gegensatz von dem der theologischen und metaphysischen Wissenschaften bildet: so läßt sich nicht begreifen, wie die Jesuiten, als Lehrer, beide vereinigen wollen. Dem Argwohne Raum gebend, könnte man auf den Gedanken gerathen, die wahre Bestimmung der Jesuiten sei, den metaphysischen Wissenschaften den Triumph über die physischen zu verschaffen; allein da die Gesellschaft wesentlich nur durch die letzteren fortdauert und durch die ersteren nur ihre Farbe erhält: so ist von dieser Seite nichts zu befürchten, und der Erfolg allein kann zeigen, wohin die Jesuiten, zwischen zwei durchaus entgegengesetzte Prinzipe gestellt, sich wenden werden. Die Probe, auf welche sie gebracht

sind, ist eine entscheidende zu nennen, von welcher man bloß nicht begreift, wie sie von dem ersten Träger alles Theologischen und Metaphysischen ausgehen konnte.

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Neuntes Kapitel.

Ueber die Befreiung Portugals von dem spanischen Joche.

Zwei europäische Umwälzungen, von welchen die eine auf Wiederherstellung verlorner National-Unabhängigkeit, die andere auf Verbesserung der politischen Gesetzgebung abzweckte, begleiteten, seit dem Jahre 1640, die letzten Acte des dreißigjährigen Krieges. Jene stand mit dem eben genannten Krieg im engsten Zusammenhange: sie wurde von ihm, zwar nicht hervorgebracht, aber doch eingeleitet und unterstützt. Diese ging unmittelbar aus dem Geiste des Jahrhunderts hervor, und war, wie der dreißigjährige Krieg, ein Versuch, Staat und Kirche in ein solches Verhältniß zu setzen, wobei die Gesellschaft eine Bürgschaft für ihre freiere Entwickelung haben möchte. Muß hinzugefügt werden, daß die Bühne der ersten dieser Umwälzungen Portugal, die der letzten Großbritannien war?

Wir heben mit einer historischen Zergliederung der portugiesischen an.

Als Philipp der Zweite auf dem Reichstage zu Tomar sich endlich verpflichtete, die Privilegien Portugals zu achten, dessen Einkünfte, Handel und Verwaltung nicht mit denen des Königreichs Spanien zu vermengen und zu den vornehmsten Aemtern nur Portugiesen zu ernennen: da verband er sich zu etwas, das schwerlich zu erfüllen war. Gab es nämlich für die Portugiesen ein National-Interesse, das besonders beachtet werden mußte, so konnte diese Beachtung nicht von einem spanischen Könige ausgehen. Als König von Spanien konnte Philipp der Zweite es nur darauf anlegen, Portugal zu einer spanischen Provinz zu machen; jedes andere Verfahren setzte ihn in Widerspruch mit ihm selbst, indem es ihn nöthigte, eine doppelte Richtung zu nehmen. Auch empfanden die Portugiesen gar bald, daß sie sich hatten täuschen lassen — daß Unterordnung ihr unvermeidliches Loos sei. Von den spanischen Ministern als erobertes Land behandelt, das nur durch die äußerste Strenge in der Bahn des Gehorsams erhalten werden könne, kam Portugal, schon unter der Regierung Philipps des Zweiten, von Einem Jahre zum anderen in seinem Wohlstande zurück; und seine Lage war um so beklagenswerther, weil es, von seinen Erinnerungen gequält, nicht wußte, weder wie es ihnen gemäß handeln, noch wie es sich davon befreien sollte. Die Periode des Glanzes, die es unter Emanuel dem Großen durchlebt hatte, war zu einer Folter geworden, die sich kaum ertragen ließ, weil sie jeden Aufschwung verhinderte und nur das Gefühl

der Schwäche lebendig erhielt: ein Zustand, der ein lebhaftes Volk leicht zur Verzweiflung treibt.

Unter Philipp dem Dritten d. h. in der Periode von 1598 bis 1621 verschlimmerte sich Portugals Lage nicht wenig. Die spanische Regierung dieser Zeit hatte keine Ahnung davon, daß man, um die Staatseinkünfte zu vermehren, die Thätigkeit eines Volks erhöhen muß; sie wollte, ganz im Geiste theokratischer Regierungen, nur genießen, und folglich auch da ernten, wo sie nicht gesäet hatte. Schonungen, welche unter Philipp dem Zweiten Statt gefunden hatten, weil dieser Monarch an seinen Eid erinnert werden konnte, wurden von dem Herzog von Lerma, diesem ersten Minister Philipps des Dritten, sorglos aus den Augen gesetzt. Hinaus über alles Sittliche und nur im Unbedingten lebend, fragte die spanische Regierung, von diesem Minister geleitet, nie nach den unvermeidlichen Folgen ihres Verfahrens; sie überließ sich, im Vertrauen auf ihr göttliches Recht, dem Schicksale, und sorgte bloß dafür, daß nichts durch Wort und Schrift zur öffentlichen Kenntniß gebracht werden konnte: ein Kunstgriff, worin sie von der portugiesischen Inquisition gar mächtig unterstützt wurde. Während sie den portugiesischen Adel aus allen Staatsämtern entfernte, unterdrückte sie das Volk durch übermäßige und schlecht vertheilte Steuern: in diesem doppelten Verfahren fand sie das einzige wirksame Mittel, einem Verhältnisse, gegen dessen Gefährlichkeit sie sich nicht länger verblenden konnte, Dauer zu geben; sie rechnete, wie es scheint, darauf, daß die allmählige Gewöhnung an das aufgelegte Joch, die Por-

tugiesen zu guten und getreuen Unterthanen der spanischen Monarchie machen würde. Philipp der Dritte, geistesschwach und kränklich zugleich, verlor seine Bestimmung als König, wenn er sie je geahnet hatte, über seine körperlichen Angelegenheiten aus den Augen. Um so ungehinderter waltete Lerma. Als die Erbitterung der Portugiesen gegen das Jahr 1621 eine Höhe erreicht hatte, die jeden Augenblick in eine Empörung ausbrechen konnte, gerieth dieser Minister auf den Einfall, die Mißvergnügten noch einmal dadurch zu täuschen, daß er ihnen entfernte Aussichten auf eine Verbesserung ihres Zustandes eröffnete. Zu diesem Endzwecke mußte Philipp der Dritte eine Reise nach Portugal machen, gleichsam als wollte er sich durch den Augenschein von der Noth der Portugiesen überzeugen und an Ort und Stelle Abhülfe gewähren. Das Vertrauen der Völker zu ihren Erbfürsten wird, wie das Vertrauen zur Gottheit, dadurch unendlich, daß man bei jenen eben so wenig einen bösen Willen voraussetzen kann, als bei dieser; die Portugiesen aber waren hierin allen Völkern gleich, nur daß sie von der Allmacht eines Königs von Spanien noch übertriebenere Begriffe hatten, als anderen Völkern eigen sind. Sie empfingen also Philipp den Dritten wie ihren Erretter. Alter Sitte getreu, zeigte sich der Adel in seinem größten Glanze; und wer sonst noch berechtigt war, sich dem Monarchen zu nähern, that dies mit dem vollen Vertrauen eines schuldlosen Bürgers. Doch die Umgebung des Königs sorgte dafür, daß sich alles in den Gränzen der Huldigung hielt. Niemand, der über den wahren Zustand der Nation

hätte Aufschluß geben können, wurde vor den König gelassen; die Entschuldigung war, daß die Kränklichkeit des Monarchen sich nicht mit Privat-Audienzen vertrage, und diese Entschuldigung war sogar gegründet. Auf diese Weise blieb der Aufenthalt Philipps des Dritten in Portugal ohne Erfolg in Hinsicht dessen, was die Portugiesen wünschten und erwarteten. Gleich einem ostindianischen Götzenbilde hatte sich der König von Spanien nach Portugal schieben lassen; gleich einem ostindianischen Götzenbilde ließ er sich nach Spanien zurückschieben. Der Aufwand, den seine Anwesenheit in Lissabon verursacht hatte, vermehrte nur die Noth derer, die, von Eitelkeit oder Leichtgläubigkeit geblendet, sich zur Bestreitung desselben in Schulden gestürzt hatten; und dies war zuletzt die einzige Wirkung der königlichen Reise: denn alles blieb beim Alten, weil Portugals Verhältniß zu Spanien sich, wie alles Unnatürliche, nur in sofern verbessern ließ, als es in seiner bisherigen Gestalt gänzlich aufgehoben wurde.

Philipp der Dritte starb, bald nach seiner Zurückkunft, in einem Alter von drei und vierzig Jahren. Sein Nachfolger war Philipp der Vierte: ein Jüngling von sechzehn Jahren, als er den Thron seiner Väter bestieg. Des jungen Königs vornehmste Stütze bildete der Herzog von Olivarez, von dem berühmten Geschlecht der Guzman. Da dieser Herzog sich des Thronerben zu einer Zeit angenommen hatte, wo es gefährlich war, dem Willen des Herzogs von Uzeda, Lieblings Philipps des Dritten, entgegen zu wirken: so bewies ihm Philipp der Vierte seine Dankbarkeit dadurch, daß er ihn zum ersten

Minister ernannte. Von positiven Kenntnissen und Einsichten war dabei gar nicht die Rede: für die eigentliche Geschäftsführung mußte ein Dritter gesucht werden; und dieser fand sich in D. Bertrand de Zuñiga, einem nahen Verwandten des Herzogs, der gutmüthig genug war, für denjenigen zu arbeiten, der nur glänzen wollte.

Die Politik des Herzogs von Olivarez lief in den Gedanken aus, daß die beiden Zweige des Hauses Habsburg, welche in Spanien und in Deutschland wirkten, sich gegenseitig unterstützen müßten, wenn sie irgend eine Bürgschaft für ihre Fortdauer haben und erhalten wollten: nicht unbekannt war ihm die Ungunst, worin Spaniens Könige, als Herrscher in allen Welttheilen, bei den übrigen Mächten Europa's standen, und mehr, als alles Uebrige, bestimmte dieser Umstand sein politisches Verfahren. Die Richtigkeit desselben war, im Allgemeinen genommen, über jeden Zweifel erhaben; denn während von Bündnissen mit Frankreich und England nichts als Nachtheil zu erwarten war, konnte eine innigere Vereinigung mit dem deutschen Kaiser nur in dem Lichte einer Wohlthat betrachtet werden. Das Einzige, was dem spanischen Staatsmanne dabei entging, war, „daß die physische Kraft der Bündnisse entgegengesetzte Wirkungen hervorbringt, wenn — wie es bei Oesterreich im siebzehnten Jahrhundert offenbar der Fall war — die Politik nur darauf ausgeht, das zu hintertreiben, was der Civilisations-Grad als gesellschaftliches Bedürfniß darstellt." Doch wie hätte Olivarez spanischer Staatsmann seyn und dem siebzehnten Jahrhundert an-

gehören können, ohne einem solchen Gedanken entfremdet zu seyn! Seine Maßregeln entsprachen seiner Begränztheit. Um den Cardinal Richelieu im Innern Frankreichs zu beschäftigen, unterstützte er die Mißvergnügten dieses Landes, indem er die Königin Mutter, den Herzog von Orleans und die Großen des Reichs zur Empörung verleitete; allein dies Alles diente nur, den französischen Premier-Minister unumschränkter zu machen. Im Kampfe dieser beiden Männer war nur allzu bald entschieden, daß Richelieu der Stärkere war; dies zeigte sich, als er die Entwürfe Spaniens in Beziehung auf das Mantuanische und einen Theil von Graubünden vereitelte.

Nichts ist, in der That, leichter, als einen spanischen Premier-Minister des siebzehnten Jahrhunderts mit Tadel zu überschütten, wenn man selbst dem neunzehnten Jahrhundert angehört und keine strenge Rücksicht nimmt auf die besonderen Umstände, worin jener lebte und wirkte. Zugleich aber ist nichts undankbarer, und wenn es genauer untersucht wird, sogar nichts unverständiger, als diese Schulmeisterei. Wenn man also sagt, „der Herzog von Olivarez hätte bedenken sollen, daß Spanien der Ruhe, nicht der Bewegung, der Betriebsamkeit, nicht der glänzenden Unternehmungen, des strengsten Haushalts in der Verwaltung, nicht des Ländererwerbes und der Triumphe bedurfte:" so klingt dies allerdings sehr weise. Durch dies Alles aber weiset man nicht die lästige Frage zurück: ob Spanien, als ein kirchlich-constituirtes Reich, anders und besser regiert werden konnte, als es von Olivarez wirklich re-

giert wurde? Was das kirchlich-constituirte Reich beinah unbedingt verwirft, sind Fortschritte in der Betriebsamkeit: denn diese sind immer nur in sofern möglich, als Einsicht und Wissenschaft in einem Volke zunehmen; und da mit diesen kein kirchliches Regiment, kein Inquisitions-Tribunal, fortdauern kann, so ist nichts natürlicher, als daß in dem kirchlich-constituirten Reiche die Betriebsamkeit in diejenigen Gränzen eingeschlossen wird, die sie unschädlich machen. Theologie und Krieg gehören auch deshalb zu einander, weil der Krieg das Mittel ist, die Theologie in ungestörter Wirksamkeit zu erhalten. Daher die Erscheinung, daß die kirchlichsten Völker zu allen Zeiten zugleich die kriegerischsten gewesen sind; sie sind es aus keinem anderen Grunde gewesen, als weil sie in dem Krieg ein Ersatzmittel für die ihnen mangelnde Betriebsamkeit in Handwerken, Künsten und Wissenschaften gesehen haben. Olivarez handelte also nur dem Genius des spanischen Volks, so wie dieser seit Jahrhunderten durch kirchliche Institutionen bestimmt war, gemäß, wenn er den Krieg einem Friedenszustande vorzog, der in keiner nützlichen Betriebsamkeit begründet werden konnte. Mit sich selbst einverstanden über den Zweck, konnte er nur um die Mittel verlegen seyn; und in dieser Beziehung möchte man ihn lieber bedauern, als anklagen. Da nämlich die von ihm eingeleiteten Kriege immer nur in großen Entfernungen geführt werden konnten, so bedurfte er, vor allen Dingen, des Geldes; und die Herbeischaffung desselben mußte mit um so größeren Schwierigkeiten verbunden seyn, weil es im siebzehnten Jahrhundert noch an

allen den Einrichtungen fehlte, wodurch Anleihen erleichtert werden, und weil in Spanien die Privilegien der Geistlichkeit und des Adels sich mit keiner wesentlichen Erhöhung des öffentlichen Einkommens vertrugen. Wir sehen also den spanischen Premier-Minister zur Veräußerung der königlichen Domänen in Portugal schreiten; und wir begreifen auf der Stelle, daß er damit den Gedanken verbinden konnte, Portugal durch die vernichtete Ausstattung der Königswürde für immer an Spanien zu fesseln. Wir sehen ihn ferner gegen die Privilegien der Catalonier zu Felde ziehen; und hierin erblicken wir eine, von dem Geldbedürfniß eingegebene Handlung, die, indem sie eine Empörung herbeiführte, allerdings ein Gegenstand der Anklage werden konnte, deshalb aber nicht weniger durch die Lage des Reichs, und durch die Aufgabe entschuldigt war, welche Olivarez, als Premier-Minister in demselben zu lösen hatte. Mit einem Worte: man muß den Grundgedanken dieses Ministers — aufrichtiges Bündniß mit dem deutschen Kaiser — verdammen, oder man muß ihn lossprechen in Hinsicht alles dessen, was eine natürliche Wirkung dieses Grundgedankens war. Sagen, „daß alle seine Laster ihre Quellen in einem unruhigen Ehrgeize gehabt und daß dieser seine Politik allzu unternehmend gemacht habe;" heißt auf der einen Seite, ihm eine Spontaneität zuschreiben, wie sie in keinem Staatsmanne ist, und, auf der andern, eine mangelhafte Vorstellung von der Lage Europa's in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts haben; denn nur diese Lage konnte den Maßstab für seine Politik an die Hand geben.

Nach dieser Erörterung werden die einzelnen Handlungen des Herzogs von Olivarez minder befremden.

Weiß man, daß die Holländer während des Waffenstillstandes, den die spanische Regierung im Jahre 1609 mit ihnen geschlossen hatte, nicht aufhörten, in Ostindien und in Amerika Eroberungen zu machen: so kann man es nicht befremdlich finden, daß Olivarez, anstatt eine Verlängerung dieses verderblichen Waffenstillstandes bei den vereinigten Provinzen nachzusuchen, den Krieg von neuem begann. Es war dahin gekommen, daß Spanien nicht länger ein ruhiger Zuschauer der Vergrößerungen bleiben konnte, welche den Holländern, beinah' ohne Schwertstreich, in Ostindien auf Kosten der Portugiesen zu Theil wurden. Schon waren sie im Besitz der Molukken; schon sahen sich die Portugiesen überall von ihnen verdrängt. Gab es irgend ein Mittel, diesem Eroberungsgeiste eine Schranke zu setzen, so bestand es darin, daß man die Bewohner der vereinigten Provinzen in ihrem eigenen Lande beschäftigte. Dieser Krieg war also unvermeidlich. Zwar hatte er nicht die Folge, welche Olivarez sich davon versprach; zwar verschlimmerte sich Spaniens Lage darüber von einem Jahre zum andern: allein, außerdem daß für Spanien die Nothwendigkeit eines Friedens noch nicht eingetreten war, erforderte auch die unsichere Lage des deutschen Kaisers zu Anfang des dreißigjährigen Krieges, daß von Seiten Spaniens in den Niederlanden Armeen unterhalten und beschäftigt wurden; und dies Bedürfniß verminderte sich nicht, als, nach Waldsteins erstem Ausscheiden, Gustav Adolph den Meister in Deutschland zu spielen begann, noch viel weniger, als,

nach dem Tode dieses Königs, der ungemessene Ehrgeiz des kaiserlichen Oberfeldherrn den deutschen Zweig des habsburgischen Stammes mit gänzlichem Untergange bedrohete. Es war dahin gekommen, daß die Spanier ganze Jahre vor einer niederländischen Festung lagen, ohne sie erobern zu können, und daß unterdessen ihre Silberflotten in die Hände der Holländer fielen, die sie nach ihren Häfen führten; allein der Augenblick des Friedens war deshalb noch nicht vorhanden. In Lagen dieser Art ist nichts gewöhnlicher, als daß Ein Unfall zu dem andern kommt. Nach der entscheidenden Schlacht bei Nördlingen konnte Schweden, als kriegführende Macht in Deutschland, nur dadurch gerettet werden, daß Frankreich sich inniger mit demselben verbündete; und da Spanien um dieselbe Zeit den Kurfürsten Philipp Christoph in Trier aufgehoben und nach Brüssel geführt, auch die Mutter des Königs von Frankreich und den Herzog von Orleans in Schutz genommen hatte: so war eine Kriegserklärung der französischen Regierung die unvermeidliche Folge — nicht des Unverstandes, der sie erzwungen hatte, wohl aber des Laufes der Begebenheiten.

Gerade in dieser Kriegserklärung lag die Befreiung der Portugiesen, zwar nicht ausgesprochen, aber doch angekündigt für Jeden, der in die Zukunft zu blicken fähig war. Durch die Erweiterung des Kriegsschauplatzes genöthigt, ihre eigenen Gränzen zu vertheidigen, häufte die spanische Regierung Lasten auf Lasten; und da sie keine Art von Erleichterung zu geben im Stande war, so konnte die Empörung in einzelnen Provinzen

nicht wohl ausbleiben. Frankreich forderte Roussillon zurück. Sollte diese unbedeutende Provinz nicht verloren gehen, so konnten Cataloniens Privilegien nicht verschont bleiben. Ein Angriff auf dieselben brachte die Wirkung hervor, daß Catalonien sich nicht bloß empörte, sondern sich auch in Frankreichs Arme warf. Diese wichtige Provinz zu retten, fand Olivarez kein besseres Mittel, als den portugiesischen Adel gegen sie in Bewegung zu setzen. Die Aufforderung, welche er an ihn ergehen ließ, war ein unzweideutiges Bekenntniß der eigenen Schwäche. Sollte es für Portugal wieder eine National-Unabhängigkeit geben, so hatte die rechte Stunde dafür geschlagen. Das Einzige, was zurückhalten konnte, war das Gefühl der Schwäche, worin die Portugiesen lebten. Sie lehnten die Bekämpfung der Catalonier von sich ab, ohne sogleich an ihre eigene Befreiung zu denken; aber dieser Gedanke konnte nicht ausbleiben, einmal weil die Aufforderung, ihn zu fassen, in dem täglich zunehmenden Elende des Königreichs gegeben war, zweitens, weil von dem Augenblick an, wo die ersten Schritte gethan waren, die Gefahr wie von selbst verschwand. Um dies gehörig zu fassen, muß man sich genau in die Zeiten versetzen, wo diese Umwälzung erfolgte. Die Catalonier hatten sich im Jahre 1640 empört. In demselben Jahre schüttelten die Portugiesen das spanische Joch ab. So wie nun jene durch Frankreich und durch den ganzen dreißigjährigen Krieg, so weit er sich bis dahin entwickelt hatte, für ihr Unternehmen gedeckt waren, so waren es auch diese, und zwar in einem höheren Grade, als die Catalonier, weil

die Unterwerfung der letzteren für die spanische Regie: von ungleich größerer Wichtigkeit war.

Doch wir müssen genauer untersuchen, welche Veränderungen Portugal in den sechzig Jahren, wo es spanische Provinz gewesen war, gelitten hatte.

Portugal besaß um die Zeit, wo Don Sebastian auf der Nordküste Afrika's endigte, sehr ausgedehnte Länder in Afrika, Amerika und Asien: Länder, welche, vermöge ihres Umfangs zu dem Staate, dessen Accessorium sie bildeten, in keinem haltbaren Verhältnisse standen. Dazu kam noch, daß am Schlusse des funfzehnten und in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, wo die Portugiesen ihre Eroberungen machten, sehr wenig Erfahrungen über die richtige Behandlung und die beste Benutzung von Colonieen gemacht waren. Nichts war demnach unsicherer, als der Colonial-Besitz, wodurch Portugal den Anstrich eines mächtigen Königreichs erhalten hatte. Indeß hielt sich alles in einer gewissen Schwebe, so lange die portugiesische National-Unabhängigkeit nicht zweifelhaft war. Der Verlust derselben, wie sehr er auch Anfangs verschleiert werden mochte, wirkte mit unwiderstehlicher Gewalt auf die Colonieen zurück. Mit der vaterländischen Dynastie glaubten die Portugiesen in den verschiedenen Welttheilen das Vaterland selbst eingebüßt zu haben. Da es an dem festen Punkt fehlte, auf welchen sie sich beziehen konnten, so faßten sie ihre Entschlüsse nach Maßgabe der Lage, worin sie sich befanden. Einige machten sich unabhängig; andere wurden Seeräuber, die keine Flagge ehrten. Mehrere traten in den Dienst der Landesfürsten, und

diese wurden beinahe ohne Ausnahme Minister und Generale: so groß waren noch immer die Vorzüge, die sie vor den Eingebornen zu haben schienen. Jeder Portugiese dachte nur auf seinen Vortheil; denn verschwunden war jedes Gefühl für eine gemeinschaftliche Wohlfahrt. Die drei Guvernementer, die sie in Ostindien besaßen, leisteten sich keinen gegenseitigen Beistand; denn jedes verfolgte sein eigenes Ziel. Soldaten und Offiziere entsagten der Unterordnung und Mannszucht, gleichgültig gegen den Ruhm, auf welchen sie früher stolz gewesen waren. Die Kriegsschiffe verfaulten in den Häfen oder waren schlecht bemannt, wenn sie ausliefen. Mehr als jemals verdarben die Sitten; kein Häuptling widerstand dem Laster, weil er selbst darin versunken war. Schwerlich hatte sich die wunderbare Macht, welche eine Dynastie ausübt, in einem noch größeren Umfange bewiesen, nur daß man annehmen muß, daß die Einführung der Inquisition und das unselige Treiben der Jesuiten, so wie beides auf den Untergang der Dynastie und den Verlust der National-Unabhängigkeit hinwirkte, schon vor Don Sebastians abenteuerlichem Feldzug in Afrika, die Keime der Anarchie ausgestreut habe. Die Unterredung eines Königs von Persien mit einem portugiesischen Gesandten beweiset, daß die Macht der Portugiesen in Ostindien schon vor dem Verlust der National-Unabhängigkeit tief erschüttert war. „Wie vielen Guvernören, fragte der König, hat Euer Herr den Kopf abschlagen lassen, seitdem er eine Herrschaft in Indien ausübt?“— Keinem, war die Antwort des Gesandten. — „Desto schlimmer! erwiederte der König; denn seine

Herrschaft wird nicht von Dauer seyn in einem Lande, wo man so viel Bedrückungen und Grausamkeiten ausübt."

Um so leichter begreift man die Fortschritte, welche die Holländer in Eroberung der vornehmsten Bestandtheile der portugiesischen Macht in Ostindien machten. Von den Beweggründen der Holländer zu ihren Unternehmungen gegen Philipp den Zweiten und dessen Nachfolger ist oben die Rede gewesen. Ihr Hauptbestreben mußte auf den Besitz der Gewürzinseln gerichtet seyn; denn diese bildeten die ergiebigste Quelle des Reichthums der Portugiesen und Spanier, so weit derselbe vom Handel herrührte. Unterstützt von den Eingebornen der Molukken, welche der alten Herrschaft überdrüßig waren, vollendeten sie die Eroberung dieser Inseln in demselben Jahre, wo Philipp der Vierte zur Regierung gelangte. Jetzt im vollen Besitz, dachten sie nur darauf, wie sie sich den ausschließenden Handel mit Gewürzen aneignen wollten: ein Vorzug, den die von ihnen Beraubten nie hatten erwerben können. Um nun die Könige von Ternate und Tidor, welche diesen Archipel beherrschten, für ihren Entwurf zu gewinnen, bedienten sie sich der Forts, die sie entweder erobert oder mit Genehmigung der Eingebornen erbauet hatten. Bald sahen diese Fürsten sich zu der Einwilligung gebracht, daß auf den ihrer Herrschaft überlassenen Inseln die Muskat- und Nelkenbäume ausgerottet würden. Der erste von diesen gekrönten Sklaven erhielt für ein so großes Opfer ein Jahrgehalt von 70,950 Livres; der zweite eins von ungefähr 13,200. Eine Besatzung von 700 Mann mußte die Vollziehung die-

ses Vertrages sichern. Der Anbau jener kostbaren Gewürze wurde auf Amboina und Banda beschränkt, und so der Handel mit denselben für immer den Spaniern und Portugiesen entzogen, die, nachdem sie auch Timor und Celebes eingebüßt hatten, sich geduldig in ihr Schicksal fanden und zum Theil sogar in die Dienste ihrer Vertreiber traten. Nach dem Verlust so kostbarer Besitzungen hatte die Insel Ormuz, welche den Portugiesen als Stapelplatz diente, ihren Werth verloren; sie trösteten sich also leicht, als Schach Abas, König von Persien, mit Hülfe der Engländer diese Insel im Jahre 1622 wieder eroberte. Die Schöpfungen der Gama, Cabral und Albuquerque waren auf diese Weise, wo nicht gänzlich zerstört, doch so stark erschüttert, daß sie nur in unbedeutenden Ueberresten fortdauerten.

Nicht zufrieden mit diesen Erwerbungen in Ostindien, richteten die Holländer ihre Blicke auf Brasilien, um der spanischen Monarchie auch in Amerika den empfindlichsten Abbruch zu thun. Wie die junge Republik den Gedanken fassen konnte, ein so ungeheures Land, wie Brasilien ist, zu erobern, läßt sich schwer und immer nur in der Voraussetzung erklären, daß sie selbst nicht wußte, was zu ihrem Frieden diente. Doch sie faßte ihn, und im Jahre 1624 wurde Jakob Willekens mit einer zahlreichen Flotte auf dies Unternehmen ausgesendet. Willekens ging gerade auf die Hauptstadt — damals San Salvador genannt — los; und nachdem sich diese auf den bloßen Anblick der holländischen Flotte ergeben hatte, leistete die ganze Provinz keinen weiteren Widerstand. Die Nachricht von diesem großen Verluste

regte

regte den Patriotismus der Portugiesen noch einmal an. In dem kurzen Zeitraum von drei Monaten bemannten sie sechs und zwanzig Kriegsschiffe, mit welchen sie zu Anfange des Jahres 1626 nach der Ostküste Brasiliens segelten. Der Erzbischof von San Salvador, Michael Texeira, welcher inzwischen an der Spitze von etwa 1500 M. den Holländern die Niederlassung erschwert hatte, erleichterte jenen die Landung; und da sich die Holländer auf einem Erdreich befanden, wo alles für sie unsicher war, so sahen sie sich bald zur Ergebung genöthigt. Ein solcher Ausgang war neu für eine Republik, welche, in einem Zeitraum von 13 Jahren, achthundert Fahrzeuge bemannt, und 545 dem Feinde genommen hatte. Die Dividende der Compagnie der großen Indien erhob sich in diesen Zeiten häufig auf 50 Procent: Aufmunterung genug, um die Eroberung Brasiliens, das Gold- und Silberminen in sich schloß, nicht sogleich aufzugeben. Eine neue Expedition wurde dem Admiral Heinrich Lonk anvertraut. Dieser erschien im Jahre 1630 mit sechs und vierzig Kriegsschiffen an der Küste von Fernanbuk, landete, überwand alle Hindernisse, die ihm entgegen geworfen wurden, und trat zuletzt siegreich aus den Kämpfen, die er zu bestehen hatte. Die Truppen, die er nach seiner Abreise zurückließ, unterwarfen in den Jahren 1633, 1634 und 1635 die angrenzenden Provinzen; und da dies sehr einträgliche Theile Brasiliens waren, so beschloß die Compagnie der großen Indien sich nicht bloß den Besitz derselben zu sichern, sondern auch, was nicht schwer schien, das ganze ungeheure

Land in ihre Gewalt zu bringen. Moriz von Nassau, der dies bewerkstelligen sollte, erschien in den ersten Tagen des Jahres 1637 an Ort und Stelle. Er fand ein geübtes Heer, erfahrene Anführer und in beider Herzen die größte Bereitwilligkeit zu neuen Thaten. Der Krieg nahm seinen Anfang. Mehrere portugiesische Generale bemüheten sich, die Fortschritte der Holländer zu hemmen; ein Albuquerque, ein Banjola, ein Rocca de Borgia und der Brasilianer Cameron traten nach einander auf, um die ihnen anvertrauten Provinzen zu vertheidigen. Doch sie unterlagen sammt und sonders, und die Holländer bemächtigten sich aller der Küsten, die sich von San Salvador bis zum Amazonen-Fluß erstrecken. Dem General Moriz von Nassau wird nachgerühmt, daß er durch weise Gesetze und vortreffliche Einrichtungen den Holländern eine so reiche Eroberung zu sichern bemüht gewesen sei. Unstreitig that dieser General was in seinen Kräften stand, ein so großes Ergebniß zu gewinnen. Doch wie wenig vermögen Gesetze und Einrichtungen da, wo die Gemüther entgegen wirken! Um Brasilien bleibend zu unterjochen, hätten die Holländer nicht Protestanten, d. h. Ketzer seyn dürfen. Der Unterschied des Katholicismus vom Protestantismus war hinreichend, um jeden noch so großen Erfolg zu vernichten; und der Jesuit Antonio Vieira stand in seinen burlesken Predigten, worin er es auf eine Bekehrung der Gottheit anlegte, bei weitem über Moriz von Nassau, weil er den Cultur-Grad und die große Menge der Portugiesen auf seiner Seite hatte *).

*) Dieser Jesuit muß als der Retter Brasiliens betrachtet wer-

Hierauf beruhete die dereinstige Befreiung Brasiliens von dem lästigen Drucke der Holländer; und wir müssen, nun nach Portugal zurückkehren, nun zu sehen, wie diese Befreiung vom Mutterlande aus eingeleitet wurde.

Verluste, wie die der Molukken und Brasiliens, konnten nicht anders als höchst verderblich auf Portugal zurückwirken. Was den Handel lähmte, das lähmte zugleich die übrigen Verrichtungen des gesellschaftlichen Lebens. Während die Schiffe in den Häfen faulten, schmachtete auch der Ackerbau; und mit demselben jedes Handwerk, jede Kunst. Alle Klassen litten, Adel uud Geistlichkeit gar nicht ausgenommen: jener, weil er in das Colonial-System theils durch Territorial-Besitz, theils durch Handel tief verflochten war; dieser, weil ihre Pfründen weniger einbrachten, als sonst. Fragte man nach der Ursache dieses allgemeinen Verfalls, so ließ sich keine andere angeben, als der Verlust der National-Unabhängigkeit, bewirkt durch eine gewaltsame Ankettung an ein Reich, das in seiner ungeheuren Größe allen Widerwärtigkeiten ausgesetzt war. Sechzig Jahre hindurch hatte man ein so ungünstiges Geschick in der Voraussetzung ertragen, daß man bessere

---

den. Raynal hat in seinem berühmten Werke (Philosophische und politische Geschichte der beiden Indien) eine von den Predigten aufbewahrt, welche dieser Jesuit zu Bahia in den Zeiten der höchsten Krisis hielt. Siehe den vierten Theil des eben genannten Werks S. 261! Der Text dieser Predigt ist das Ende des 43sten Psalms und auf den Grund desselben sucht der Redner seinem Gotte zu beweisen, daß es ihm gereuen werde, den Ketzern so viel eingeräumt zu haben. „Wir sind zwar, sagte er, die Sünder; Du aber wirst bereuen.“

Tage sehen werde; doch, selbst nach zwei Generationen in dieser Erwartung getäuscht, fing man an ungeduldig zu werden und der Verzweiflung Raum zu geben. Man war dazu berechtigt; denn es war kein Jahr verstrichen, worin die Lage des Königreichs sich nicht verschlimmert hatte. Gequält von ihrem Geldbedürfniß häufte die spanische Regierung Steuer auf Steuer, ohne die Zahlungsfähigkeit ihrer portugiesischen Unterthanen in Betracht zu ziehen. Sie blieb nicht einmal hierbei stehen, sondern erlaubte sich sogar Mittel, die, wo sie auch angewendet werden mögen, immer zum unmittelbaren Verderben eines Volks gereichen werden. Dahin gehörte der Handel, den sie mit den Staatsämtern trieb; dahin gehörte vorzüglich ihre Verfügung über die reichsten Pfründen, die sich meistens in den Händen von Spaniern befanden. Eigene Verluste wußte sie nur aus dem Vorrathe der Portugiesen zu ersetzen. So hatte sie mehr als dreihundert Schiffe nach Spanien bringen lassen und die portugiesischen Arsenäle waren im Verlaufe der Zeit um zweitausend Kanonen ärmer geworden. Welchen Antheil Spaniens eigene Noth auch an diesem Verfahren haben mochte: immer mußte es den Anschein gewinnen, als gehe Philipp der Vierte, oder vielmehr sein Premier-Minister, nur darauf aus, das unglückliche Portugal bis zur höchsten Kraftlosigkeit abzuschwächen, um jeden Widerstand gegen innere und äußere Feinde unmöglich zu machen. Alle Leidenschaften der Portugiesen geriethen darüber in Aufruhr, nur daß man vor dem Ausbruch der katalonischen Rebellion nicht

wußte, wie es anzufangen sei, die verlorne National-Unabhängigkeit wieder zu erobern.

Um die Zeit, wo Olivarez den portugiesischen Adel aufforderte, gegen die Catalonier zu Felde zu ziehen, stand an der Spitze der königlichen Regierung die Prinzessin Margaretha, Wittwe des Herzogs Franz von Mantua, Philipp dem Vierten sehr nahe verwandt. Sie spielte ungefähr dieselbe Rolle, welche Margaretha von Parma in den Niederlanden spielte, als es mit diesen zum Abfall kam. Weit entfernt, irgend eine Macht zu üben, diente sie nur zum Schutz Desjenigen, den Olivarez zu seinem Werkzeuge bestellt hatte. Die ganze Autorität, welche Portugal in den Schranken des leidenden Gehorsams erhalten sollte, theilte sich, wenn man von dem Herzog von Olivarez absieht, unter zwei Portugiesen, welche der Vaterlandsliebe unbedingt entsagt hatten, um nur ihren Privat-Vortheil wahrzunehmen. Der Name des einen war Peter Suarez, der Name des andern Vasconcellos. Beide, durch die Bande des Bluts, noch mehr durch die des Eigennutzes und der Herrschbegierde vereinigt, hatten sich dergestalt in die Geschäfte getheilt, daß, während Suarez zu Madrid den Vorsitz im Rathe über die portugiesischen Angelegenheiten führte, Vasconcellos zu Lissabon das Staatsschiff leitete. Der letztere war aus allen nur möglichen Gründen verhaßter; einmal, weil er vollzog; zweitens, weil er mit schonungsloser Härte vollzog; drittens, weil er, als ein Abtrünniger vom Vaterlande, der Härte noch den Hohn und die Verachtung hinzuzufügen gewohnt

war. Vasconcellos vornehmste Stützen waren der Erzbischof von Braga, ein entschiedener Feind des Erzbischofs von Lissabon, und der General-Inquisitor, Franz von Castro, der als Polizei-Minister allerdings keine andere Bestimmung hatte, als jede Gefahr von der einmal vorhandenen Macht abzuwenden, ohne je zu fragen, ob sie rechtmäßig, und noch weniger, ob sie gerecht und billig sei. Unbedeutend war das Militär, wodurch die öffentliche Macht gebildet wurde; desto bedeutender die Judenschaft, welche dem Geldbedürfniß der Regierung abhalf.

Eine so zusammengesetzte Regierung war leicht gestürzt. Allein, was sollte man an ihre Stelle bringen? Der Geist des Zeitalters beantwortete diese Frage für ein Reich, das in allen Jahrhunderten theokratisch regiert war. Es handelte sich nicht um eine Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes durch eine neue Gesetzgebung und angemessene Institutionen; es handelte sich bloß um Wiederherstellung der National-Unabhängigkeit, d. h. um eine eigene Dynastie. Hierdurch war alles um so mehr erleichtert, weil die Nachkommenschaft Johanns des Ersten noch nicht gänzlich ausgestorben war. Sie lebte fort in dem Hause Braganza, das seinen Ansprüchen auf den portugiesischen Thron nie förmlich entsagt hatte, und reich genug war, um die durch Olivarez veräußerte Domänen durch die seinigen zu ersetzen.

Dies Haus in der Person des letzten Herzogs von Braganza zur Königswürde zu erheben, mußte der ausschließende Zweck Derjenigen seyn, die mit einer Befreiung des Vaterlandes von dem spanischen Joche umgingen. In

wessen Kopf dieser Gedanke zuerst entsprang, ist ungewiß; sobald aber eine Verschwörung zu Stande gebracht war, trat Rodrich da Cunha, Erzbischof in Lissabon, an ihre Spitze, um durch die Heiligkeit seines Amtes ihr Verfahren zu rechtfertigen. Was von dem politischen Geiste dieses Erzbischofs gesagt worden ist, mag auf sich beruhen; genug er fühlte sich zurückgesetzt und verdunkelt durch den Erzbischof von Braga und durch den Groß-Inquisitor des Königreichs, und fand hierin unstreitig die nächste Veranlassung, sich hervorzuthun. Mehrere portugiesische Große theilten seine Gesinnung; dahin gehörte sein Vetter, Peter von Mendoza, sein vertrauter Freund Anton d'Almeida, ferner Don Michael d'Almeida, ein Mann, der sich durch strenge Sitten auszeichnete, und Franz de Mello nebst seinem Bruder. Täglich unterhielten sich diese Verschwornen von den Mitteln, welche angewendet werden müßten, um das Ziel ihrer Wünsche mit Sicherheit zu umfassen; und als alles gehörig verabredet war, sendeten sie Peter von Mendoza an den Herzog, um ihn zur Annahme der Königskrone, d. h. zum Beitritt zu bereden.

Der Herzog von Braganza lebte, als dies geschah, zurückgezogen auf seinen Gütern. Er war seit zehn Jahren, als einziger Erbe seines Vaters, der reichste Privatmann in Portugal, und, wie man gesagt hat, so sehr mit seiner Lage zufrieden, daß er keinem Ehrgeize Raum gab. Sein Vater, der Herzog Theodosius der Zweite, hatte die Ansprüche, die er durch seine Mutter Katharina, Gemahlin des Herzogs Johann von Braganza, auf den portugiesischen Thron hatte, so wenig

vergessen, daß er noch auf seinem Sterbelager darauf drang, mit königlichem Pompe begraben zu werden: eine eitle Ehre, die ihm mit Genehmigung des Herzogs von Olivarez zu Theil geworden war. Mehr mit flüchtigen Genüssen und Zerstreuungen, als mit Entwürfen des Ehrgeizes beschäftigt, würde der regierende Herzog den Aufforderungen des Erzbischofes von Lissabon und seiner Freunde einen unbesieglichen Widerstand geleistet haben, wenn es nicht seiner Gemahlin und dem Doctor Johann Pinto Ribeira gelungen wäre, ihn durch Vorstellungen aller Art in das Complott zu ziehen. Besonders thätig war Ribeira, weil er vorhersah, daß nach vollbrachtem Werke, die Ehre, das Königreich Portugal zu regieren, ihm eben so zu Theil werden würde, wie ihn die Gutmüthigkeit des Herzogs und die Gunst der Herzogin zum Gebieter des Hauses gemacht hatten. Er stellte also dem Herzog vor, daß er dem Verdachte des Ministers Olivarez nicht entrinnen werde, er möchte fassen, welchen Entschluß er wolle; daß dieser Minister schon lange damit umgegangen sei, ihn entweder verhaften oder ermorden zu lassen; daß die Weigerung des Herzogs, dem König von Spanien in den Krieg wider die Catalonier zu folgen, nie Verzeihung erhalten würde. Der beredete Mann ging so weit, seinen Herrn glaublich zu machen, daß Olivarez die Absicht gehabt habe, ihn, auf der letzten Reise durch die Provinzen zur Besichtigung der Festungen und Häfen, umbringen zu lassen, und daß dies nur fehlgeschlagen sei, weil die Portugiesen in ihm ihren nahen Erretter gesehen hätten. Uebrigens möcht' er sich erinnern, daß die rechtmäßige

Herrschaft ihm gehöre, und daß er seinen Nachkommen für seine Zaghaftigkeit verantwortlich sei; und zwar um so mehr, weil ein so günstiger Augenblick nicht leicht wiederkehre.

So überredet und von dem hochstrebenden Geiste seiner Gemahlin aus dem Hause Medina Sidonia fortgerissen, willigte der Herzog von Braganza in eine Umwälzung, die wesentlich zu seinem Vortheil anheben sollte. Nichts fürchtete er so sehr, als am spanischen Hofe zu erscheinen; und gleichwohl konnte er nach dem Vertrauen, das Olivarez, wahrscheinlich nur aus Staatsklugheit, in den letzten Zeiten in ihn gesetzt hatte; diese Reise nicht länger aufschieben, wofern nicht etwas Außerordentliches ins Mittel trat. Es war demnach diese seltsame Verlegenheit, was den Ausschlag gab über jede Betrachtung, die ihre Quelle in der Vaterlandsliebe oder in irgend einer anderen Tugend haben konnte; so ausgemacht ist es, daß die wichtigsten Erscheinungen gegen die Absicht und den Willen Derer zu Stande kommen, die, wenn alles gelungen ist, für die Urheber derselben ausgegeben werden.

Die Verschwornen waren nicht bloß im Reinen über Zweck und Mittel, sondern auch über Tag und Stunde, wo die Umwälzung beginnen sollte. Da die Zahl der in Lissabon befindlichen spanischen Truppen so gering war, daß sie kaum in Anschlag gebracht zu werden verdiente: so reichten einige Hundert wohl bewaffneter Verschwornen hin, sie, wo nicht zu entwaffnen, doch im Zaum zu halten. Von der Ueberraschung verspricht man sich den ersten glücklichen Erfolg; Drohun-

gen und Verheißungen sollen das Werk vollenden. Der erste December ist als der Tag bezeichnet, wo man zur Ausführuug schreiten will; und des Beifalls der Hauptstadt gewiß, ist Ribeira verwegen genug, zwei angesehene Bürger ins Complott zu ziehen, welche, von dem in sie gesetzten Vertrauen wie bezaubert, ihm den Beistand ihrer Clienten versprechen und durch diese die ganze Bevölkerung Lissabons in Aufruhr zu bringen zum Voraus gewiß sind. Die Bewegung soll gegen den Palast gerichtet werden; denn hier will man sich der Vice-Königin und des Erzbischofes von Braga bemächtigen, Vasconcellos verhaften und tödten (um der Volkswuth ein Opfer zu bringen, an welchem sie sich sättigen kann), die Leibwache entwaffnen und den Herzog von Braganza zum König ausrufen. Der erste Decbr. ist gewählt, weil er auf einen Sonntag fällt, wo Arm und Kopf zu feiern pflegen, und folglich leicht in Beschlag genommen werden. Von dem Beispiel der Hauptstadt erwartet man, daß es sämmtliche Provinzen fortreißen werde. Den spanischen Festungs-Commandanten hofft man, theils durch Bestechung, theils durch Drohungen zu gewinnen; und in Beziehung auf eine allgemeinere Anerkennung des Herzogs von Braganza, rechnet man darauf, daß Frankreich, England, Holland und Schweden, als Gegner und Feinde der spanischen Monarchie, sich der zu Stande gebrachten Umwälzung annehmen, und die Ansprüche des neuen Königs vertheidigen werden.

Diesem Entwurfe gemäß, begaben sich die Verschwornen mit Tages Anbruch auf Umwegen nach dem

Palast des Herzogs von Braganza. Hier wurden die Rollen vertheilt. Das Zeichen zum Angriff gab Ribeira durch einen Pistolenschuß. Die Verschwornen sonderten sich in vier Haufen. An der Spitze des ersten griff Don Michael de Almeida die deutsche Leibwache an; sie wurde überrascht und gab den Widerstand auf, als von zwei Soldaten, welche Anton de Meneses verwundet hatten, der eine getödtet, der andere entwaffnet war. Ribeira und Anton Tello de Meneses drangen in den königlichen Palast ein, und, der Zugänge kundig, richteten sie den Lauf nach den Zimmern des Ministers Vasconcellos. Der Hauptmann, der ihn vertheidigen sollte, ergriff die Flucht. Leicht waren die Thüren gesprengt. Den Staats-Sekretär fand man in einem Schranke hinter Papieren verborgen. Er wurde hervorgezogen und der Kammerherr Rodrigo de Saa jagte ihm in demselben Augenblick eine Kugel durch den Kopf. Jetzt warf man ihn zum Fenster hinaus auf die Straße, damit der Pöbel seinen Haß an dem Leichnam sättigen möchte. Inzwischen verhaftete Almeida die Vice-Königin und den Erzbischof von Braga, die sich gutwillig unterwarfen, weil sie die Vergeblichkeit des Widerstandes begriffen. Jene ertheilte dem Commandanten der Festung St. George den Befehl, die Thore zu öffnen; und da dies auf der Stelle geschah, so wurde der Herzog von Braganza ohne Zeitverlust zum König von Portugal ausgerufen. Die geschah mitten unter dem freudigen Tumult der großen Menge. An einem einzigen Tage war diese Umwälzung zwar nicht vollendet, doch in der Hauptsache zu Stande gebracht; und dies war

die glückliche Wirkung einer Verschwörung, die, ehe sie Hand ans Werk legte, die schwachen Punkte der Gegenkraft genau ausgemittelt hatte.

Nach diesem glänzenden Erfolge waren die Verschwornen zunächst darauf bedacht, den Unordnungen zuvorzukommen, welche sich in einer sehr bevölkerten Hauptstadt leicht aus dem Mangel einer anerkannten Autorität entwickeln konnten. Sie bildeten demnach einen Staatsrath, an dessen Spitze der Erzbischof von Lissabon, theils wegen seiner geistlichen Würde, theils wegen seines thätigen Antheils an der Umwälzung gestellt wurde. Der Herzog von Braganza wurde aufgefordert, ungesäumt den erledigten Thron zu besteigen. Zu gleicher Zeit meldete man die bewirkte Veränderung den auswärtigen Niederlassungen. Die Provinzen des eigentlichen Königreichs Portugal vernahmen mit Entzükken, was in der Hauptstadt vorgegangen war; denn sie betrachteten das Geschehene als ein Unterpfand besserer Zukunft. Diese blieb freilich aus; allein wo wäre wohl das Volk, das sich nicht mit der Erwartung einer besseren Zukunft täuschte? Eine solche Täuschung ist sogar begründet in der allgemeinen Entwickelungsfähigkeit, die dem Menschen als nothwendigem Mitgliede der Gesellschaft eigen ist.

Als der Herzog von Olivarez erfuhr, was in Lissabon geschehen war, begab er sich zu seinem Könige und redete ihn mit folgenden Worten an: „Sire, der Herzog von Braganza hat sich erfrecht, sich zum Könige von Portugal erklären zu lassen; ich wünsche Ew. Majestät dazu Glück: alle Besitzungen des Empörers sind

Ihnen anheim gefallen. „Des Königs Antwort war: „Gut! Gut! so laßt sie denn einziehen." Die Sache war indeß weniger leicht, als Olivarez sie darzustellen für gut befunden hatte; denn Spanien, um diese Zeit in Catalonien, in den Niederlanden und auf so vielen außer-europäischen Punkten beschäftigt, hatte nicht die Mittel, eines neues Heer zur Bekämpfung der Portugiesen ins Feld zu stellen.

Der Herzog von Braganza erschien in Lissabon, als alle Gefahr vorüber war. Als Johann der Vierte nahm er Besitz von einem Thron, den ihm die glückliche Verwegenheit einer Handvoll Verschworner erworben hatte; und nicht mit Unrecht bemerkte ein witziger Spanier, daß dieser König ohne Gleichen sei, weil ihm sein Thron nichts weiter gekostet habe, als die Freudenfeuer, womit er wäre empfangen worden. Den 24. Jan. des Jahres 1641 versammelten sich die Stände des Königreichs in der Hauptstadt, um dem Geschehenen das Siegel der Rechtmäßigkeit aufzudrücken. In dem Manifest, das von ihnen ausging, bewiesen sie, daß der Herzog von Braganza der einzige rechtmäßige Erbe der portugiesischen Krone sei. Anders hatte die Stände-Versammlung, welche Don Heinrich nach dem Tode des Königs Sebastian versammelt hatte, über diesen Gegenstand geurtheilt; zu wenigsten war ihnen dies nicht gleich erwiesen gewesen. Damals hatte der Fehler in einer mangelhaften Gesetzgebung, die Erbfolge betreffend, gelegen; und wenn ein sechzigjähriges Elend über diesen Punkt zur Erkenntniß geführt hatte, so fehlte es doch immer an einer gesetzlichen Norm für eine definitive

Entscheidung, deren Feststellung einer späteren Zeit vorbehalten war. In der That, wenn in einer Erbfolge, die mit einem Bastard (Johann dem Ersten) begonnen hatte, die weibliche Linie und ihre Nachkommenschaft nicht ausgeschlossen seyn sollte: so hatte Philipp der Zweite durch seine Mutter Isabella ein näheres Recht an die portugiesische Krone, als die Herzogin von Braganza, diese jüngere Tochter Emanuels des Großen. Die Umwälzung, wodurch das Haus Habsburg um die portugiesische Krone gebracht wurde, war demnach nichts weniger als rechtmäßig in dem Sinne, worin sie es seyn sollte; sie war es nur in dem Sinne des National-Vortheils, der sich nicht mit einer Herabwürdigung gleich derjenigen vertrug, welche Portugal seit sechzig Jahren ertragen hatte.

Unstreitig waren es Betrachtungen dieser Art, was die spanische Parthei zu einer Gegenumwälzung geneigt machte. An ihrer Spitze stand der Erzbischof von Braga, der so viele Jahre hindurch der erste Rathgeber der Vice-Königin Margaretha gewesen war. Als solcher kannte er die Schwächen der neuen Regierung; und warum, so meinte er, sollte ihm nicht auch gelingen, was seinen Gegnern so leicht geworden war? Die vorausgesetzte Heiligkeit seines Berufs konnte für ihn kein Hinderniß abgeben; denn niemand war in dieser Heiligkeit weniger befangen als er, der sie immer nur als das Mittel betrachtet hatte, Umtriebe mit dem Schleier des Geheimnisses zu bedecken und den großen Haufen für sich zu haben. Die einzige Schwierigkeit war entschlossene Gehülfen zu finden, die durch Reichthümer und

berühmte Namen galten. Doch auch an diesen fehlte es nicht. Ein Theil des Adels war eifersüchtig auf die Macht Derer, die den Herzog von Braganza auf den Thron erhoben hatten; ein anderer Theil, dem spanischen Scepter aus Gewohnheit oder Erkenntlichkeit ergeben, bejammerte den Verlust persönlicher Unabhängigkeit, der für ihn mit der Wiederherstellung einer portugiesischen Dynastie verbunden war. Vereinigt mit dem Groß-Inquisitor Franz von Castro, warb der Erzbischof von Braga unter diesem Adel, und nur allzu leicht gewann er, außer mehreren Andern, den Marquis von Villareal, den Grafen von Armamar und den Herzog von Caminha. Fehlgriffe der neuen Regierung kamen ihm zu Hülfe. Im siebzehnten Jahrhundert hatte man noch nicht aufgehört, die Juden als Geldthiere zu behandeln, denen man aus nichtigen Beweggründen, die gemeinsten Menschenrechte versagen könne, um sich auf diese Weise zu bereichern. Johann der Vierte, der im ersten Anfange seiner Regierung des Geldes nicht genug bekommen konnte, benutzte, unter andern Finanz-Maßregeln, also auch die, den Juden die Freiheit zu nehmen, worin sie bisher in Ansehung der Inquisition gelebt hatten: eine Freiheit, die sie nur allzu oft hatten erkaufen müssen. Hierüber mißvergnügt, folgten diese Bedauernswürdigen der Lockung des Erzbischofs von Braga, der ihnen, im Namen des Königs von Spanien, eine öffentliche Synagoge verhieß, wenn sie thätigen Antheil nehmen wollten an dem gegen den Herzog von Braganza gerichteten Entwurf. Unstreitig kam es jedoch auf nichts weiter an, als Johann dem Vierten den Beistand zu ent-

ziehen, den er in den Geldmitteln der Juden finden konnte.

Bis zu welchem Grade sich die letzteren auch verführen lassen mochten: am Tage liegt, daß ein Erzbischof und ein Großinquisitor die Maximen ihrer Kirche dem Fortgange ihrer ehrgeizigen Entwürfe, alle Bedenklichkeiten und Gewissenszweifel ihrem Eigennutze aufopferten. In der Ständeversammlung hatten die Verschwornen jenes Manifest unterzeichnet, wodurch die Rechtmäßigkeit des Herzogs von Braganza hatte erhärtet werden sollen; mit gleicher Geschmeidigkeit hatten sie Johann dem Vierten den Treueeid geschworen. Sie selbst konnten sich also nicht verhehlen, daß auf ihrem Entwurfe der Fluch der Wortbrüchigkeit ruhete. Die Gewissen zu beschwichtigen, stellten der Erzbischof von Braga und der Großinquisitor den Grundsatz auf: „daß, da man früher Philipp dem Vierten geschworen habe, der dem Herzoge von Braganza geleistete Eid null und nichtig sei.“ Es wurde hierbei gänzlich übersehen, daß man einen Eid, den man nicht halten will, verweigern muß. Nichts desto weniger beruhigten sich die Verschwornen bei dem Ausspruche des Erzbischofs und des Groß-Inquisitors mit jener Gefügigkeit, welche sich überall findet, wo das Sittengesetz einem von der Gewalt unterstützten Kirchenthume untergeordnet ist, und immer nur als Beiwerk erscheint.

Gesagt ist, der Plan der Verschwornen habe darin bestanden, daß die Juden den 5. Aug. 1641 den königlichen Palast an allen vier Ecken anzünden und auf gleiche Weise mehrere Quartiere der Stadt in Brand stecken

sollten

sollten, um den Verschwornen dadurch Gelegenheit zu geben, sich dem Palaste zu nähern, den König zu ermorden und die Gemahlin so wie die Kinder desselben zu verhaften. Zu gleicher Zeit aber hätten einige Mißvergnügte die Flotte verbrennen und der Erzbischof von Braga, begleitet von dem Groß-Inquisitor, die Straßen durchziehen sollen, um von jedem Versuch zur Rettung des königlichen Hauses abzuschrecken.

Was diese Aussage höchst unwahrscheinlich macht, ist die Rolle, welche darin den Juden zugetheilt wird: eine Rolle, die der Furchtsamkeit ihres Charakters eben so wenig entspricht, wie dem berechnenden Geiste, womit sie die Folgen ihrer Handlungen zu erwägen gewohnt sind. Unstreitig gab es eine Verschwörung, welche von dem Erzbischof von Braga und von dem Groß-Inquisitor geleitet wurde; allein, wenn der Zweck derselben auch ganz so war, wie er in allen Geschichtswerken angegeben wird, so waren doch gewiß die Mittel wesentlich verschieden von denen, die wir so eben genannt haben. Der Prozeß, der den Verschwornen, nachdem ihr Entwurf entdeckt war, gemacht wurde, erhielt nicht den Grad von Oeffentlichkeit, der zur vollen Entschleierung der Wahrheit erforderlich ist; die einseitige Aussage der siegenden Parthei aber ist so weit entfernt, glaubwürdig zu seyn, daß man vielmehr zu der Voraussetzung berechtigt ist, sie habe die Juden in die Verschwörung nur verwickelt, um die Verschwornen in der Meinung des großen Haufens recht tief herabzudrücken. Wie es sich auch damit verhalten mochte: das Geheimniß wurde durch einen Juden, Namens Barza verrathen, der, nachdem er von

Johann dem Vierten die Erlaubniß, nach Spanien zu correspondiren, erhalten hatte, seinen Handelsfreunden mittheilte, was ihm über den Stand der Partheien zu Ohren gekommen war. Der Marquis von Ayamonte, ein naher Verwandter des Herzogs von Braganza, durch dessen Hände die Briefe dieses Juden gingen, hatte den Muth, einen derselben zu öffnen; und da dieser Brief Dinge enthielt, die ihm bedenklich schienen, so theilte er ihn dem neuen Könige mit. So geschah es denn, daß die Verschwornen verrathen waren, ehe sie das Mindeste ahnen konnten.

Um einen großen Schlag auszuführen, versammelte Johann der Vierte einen bedeutenden Theil seiner Truppen in Lissabon, und den Anführern derselben wurden Befehle zugefertigt, die sie vor einer festgesetzten Zeit nicht eröffnen durften. Mit der Verhaftung des Erzbischofs von Braga und des Marquis von Villareal machte man den Anfang; sie wurde im Staatsrath vollzogen, den der König für denselben Tag zusammen berufen hatte. Dies war gleichsam das Zeichen für die übrigen Verhaftungen. Man bemächtigte sich der Verschwörer in so großer Zahl, daß man nicht weniger als 47 zusammen brachte. Die Forderung des Pöbels, daß man ihm die Schuldigen überlassen möchte, beschleunigte ihren Prozeß; und Geständnisse, die nicht frei und offen geschahen, wurden durch die Folter entrissen. Der Marquis von Villareal, der Herzog von Caminha und sein Sohn, sämmtlich zum Tode verurtheilt, bestiegen gemeinschaftlich das Blutgerüst, auf welchem später auch der Graf von Armamar und Don Manuel ihr Leben ließen.

Der Erzbischof von Braga und der Groß-Inquisitor, obgleich sie die eigentlichen Urheber der Verschwörung gewesen waren, wurden, aus Schonung für den römischen Hof, mit welchem man es nicht gleich Anfangs verderben wollte, zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt: ein Verfahren, welches die Achtung verräth, die man noch gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts für kirchliche Verbrecher hatte. Von der Bestrafung der Juden schweigen die Geschichtschreiber.

Nach diesen blutigen Auftritten mehr, als bisher, auf einen Angriff von Seiten Spaniens gefaßt, traf Johann der Vierte Vertheidigungsanstalten. Doch der gefürchtete Angriff unterblieb, nicht etwa in Anerkennung der Rechte des neuen Königs, sondern weil die spanische Regierung dieser Zeiten, von dem Gefühl ihrer Schwäche beherrscht, Bedenken trug, die Summe ihrer Feinde um einen zu vermehren. Nach der Ansicht des Herzogs von Olivarez mußte die Schlichtung dieses großen Prozesses auf eine bequemere Zeit verschoben werden. In der That, so lange Catalonien in Aufruhr war und von Frankreich unterstützt wurde, konnte man nicht mit Portugal anbinden, ohne die Lage des Reichs im höchsten Grade zu verschlimmern. Es kam noch dazu, daß auch Andalusien unruhig zu werden begann. Hier stand der Herzog von Medina Sidonia an der Spitze der Mißvergnügten; und da das Haus Medina Sidonia die Habsburger auf dem spanischen Thron nur als Eindringlinge betrachtete, welche die alte Geschlechtsfolge der Könige von Castilien und Leon unterbrochen hätten: so war von dieser Seite nicht wenig zu befürchten.

Portugal blieb demnach sich selbst überlassen, und Johann der Vierte gewann — was in seiner Lage von unschätzbarem Werthe war — die nöthige Zeit, sich auf seinem Thron zu befestigen. Da der Friede von Münster und Osnabrück nicht auch die Verhältnisse jenseits der Pyrenäen umfaßte: so wurde auch hierdurch den Portugiesen Vorschub geleistet. Der Herzog von Olivarez fiel mit der Zeit in Ungnade und ward durch einen neuen Premier-Minister ersetzt. Doch dies veränderte die Gestalt der Dinge auf keine Weise. Die Gebrechen der spanischen Monarchie waren im siebzehnten Jahrhundert, was sie noch gegenwärtig sind, d. h. von einer solchen Beschaffenheit, daß das Talent eines Einzigen, wie groß es immer seyn mochte, zur Abstellung derselben nicht hinreichte. Wenn also von den Geschichtschreibern behauptet wird, die Herzogin von Mantua habe den Sturz des Premier-Ministers Olivarez dadurch herbeigeführt, daß sie Philipp den Vierten mit den wahren Ursachen des gesellschaftlichen Elends in seinem Reiche bekannt gemacht habe; so weiß der Einsichtsvollere wahrlich nicht, wie er sich des Lächelns bei dieser Behauptung enthalten soll. Diese Ursachen lagen viel zu tief, als daß ein weiblicher Geist sie erkennen konnte; wäre dies aber auch nicht der Fall gewesen, so würden sie noch immer die größte Schonung von Seiten desjenigen nöthig gemacht haben, der berufen war, die Schwäche in Stärke zu verwandeln. Verblendet gegen diese Ursachen zu seyn, dies war, seit dem Schlusse des funfzehnten Jahrhunderts, die größte Tugend eines Spaniers, der eigentliche Prüfstein seiner Vaterlandsliebe. Olivarez

war ein eben so tüchtiger Premier-Minister, als Spanien irgend einen aufzuweisen hat; allein kein Premier-Minister ist seiner Bestimmung gewachsen, sobald die Zeiten des Verfalles eingetreten sind, was zuletzt nichts weiter sagen will, als: „sobald man sich mit dem herrschenden Cultur-Grad in Widerspruch gebracht hat." Je schlimmer es aber um die Dinge steht, desto mehr wird man zur Anklage gegen die Personen geneigt, während diesen nicht selten Hände und Füße gebunden sind und ihr redlicher Wille so viel als gar nichts entscheidet.

Um über die Schwäche der spanischen Monarchie gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zu einer richtigen Anschauung zu gelangen, muß man sich die innere Lage der übrigen Staaten Europa's vergegenwärtigen. Wie angenehm auch die Befreiung der Portugiesen von dem spanischen Joche, als bloße Begebenheit genommen, den Königen von Frankreich, England und Schweden, so wie der Republik Holland, seyn mochte: so war doch keiner von diesen Potentaten im Stande, das Mindeste zur Sicherstellung jener Befreiung zu leisten. Alle begnügten sich damit, die Thatsache anzuerkennen, ohne auf den Rechtspunkt einzugehen; sie sahen darin nichts weiter, als eine nützliche Erscheinung, die ihnen bei dem Uebergewicht, das Spanien in seinen unermeßlichen Besitzungen zu haben schien, irgend einmal vortheilhaft werden konnte, keiner von allen aber hatte auch nur von fern her den Gedanken, Portugal zu unterstützen, wenn seine National-Unabhängigkeit noch einmal zweifelhaft werden sollte. Frankreich entschuldigte sich mit dem Mangel einer Marine; und diese Entschul-

digung muß als gültig anerkannt werden. England, von innerer Zwietracht zerrissen, zog seine Blicke von allem zurück, was nur seine Außenwelt anging. Schweden war allzu weit von Portugal entfernt und in sich selbst allzu schwach, um einen unmittelbaren Antheil an den Begebenheiten auf der pyrenäischen Halbinsel nehmen zu können. Die Lage Hollands war eine eigenthümliche. Es hatte auf Kosten der Portugiesen Eroberungen in Asien und in Amerika gemacht; da dies aber zu einer Zeit geschehen war, wo Portugal ein Bestandtheil der spanischen Monarchie war, so durfte es behaupten, nur dieser geschadet zu haben. Von einer freiwilligen Zurückgabe der Eroberungen konnte nun nicht die Rede seyn; denn sie hatten Blut und Geld gekostet. Eine erzwungene Zurückgabe aber war nur dadurch abzuwenden, daß man Portugal, nach der Wiederherstellung seiner National-Unabhängigkeit, seinem Schicksale in der Voraussetzung überließ, daß, so lange es von Spanien bedroht sei, alle Anstrengungen zur Wiedereroberung verlorner Colonieen und Handelsquellen ohne Erfolg bleiben würden. Diese Berechnung bewährte sich wenigstens, sofern Holland in dem ungestörten Besitz der Gewürz-Inseln blieb. Aus allen diesen Angaben geht unwiderleglich hervor, daß, wenn Spanien nicht durch seine Kraftlosigkeit an der Wiedereroberung Portugals wäre verhindert worden, die europäischen Mächte es nicht daran verhindert haben würden. Die ganze Umwälzung, welche mit dem Jahre 1640 für Portugal eintrat, vollendete sich also eben so sehr durch die Kraft der Dinge, wie sie von derselben ausgegangen war, ohne daß Absicht

und fester Wille einen wesentlichen Antheil daran hatten: ein Umstand der nicht scharf genug aufgefaßt werden kann, wenn von Umwälzungen die Rede ist, die man der menschlichen Willkühr zuschreiben möchte.

Seinen Rechtstitel in Beziehung auf Portugal zu retten, verhinderte Spanien den römischen Hof an der Anerkennung Johanns des Vierten; und dies wurde ihm nicht wenig durch den Einfluß erleichtert, den es, von Neapel und Mailand her, ausübte. Während also Frankreich, England, Schweden und Holland die Gesandten des neuen Königs von Portugal annahmen und mit ihren Freundschaftszusicherungen nicht zurückhielten, verweigerte Urban der Achte dem an ihn gerichteten Gesandten nicht bloß das Gehör, sondern betrieb sogar dessen Entfernung aus der Hauptstadt des Kirchenstaats. Derselben Politik blieb Innocenz der Zehnte, während seiner elfjährigen Regierung, getreu, ohne des Schadens zu achten, den er seiner eigenen Autorität durch ein so sprödes Zurückziehen von der portugiesischen Kirche zufügte. Dem gemäß bestätigte er keinen Bischof, den der König ernannt hatte, und erklärte sogar, daß dies nie geschehen werde. Den Portugiesen war hierdurch eine sehr bestimmte Veranlassung zum Abfall von der römisch-katholischen Kirche gegeben; und wenn dieser wirklich erfolgt wäre, so hätte er für die Entwickelung des gesellschaftlichen Zustandes in jenem Königreiche alle die wichtigen Folgen haben müssen, welche da nothwendig eintreten, wo die Autorität eine einige ist. Doch Portugal blieb seinem alten kirchlichen Systeme getreu: alle Institutionen desselben (die Inqui-

sition gar nicht ausgenommen) dauerten fort. Es schien gar nicht zu ahnen, wie sehr es seine Schwäche dadurch verewigte, oder, wenn die Einsichtsvolleren dies auch einsahen, so stand es nicht in ihrer Macht, ein Priesterthum zu bewältigen, das, durch seine Abstufung empor gehalten, in den Mönchsorden und in den daraus hervorgegangenen Einrichtungen, eine unbesiegliche Stütze hatte. Im siebzehnten Jahrhundert hatte die Wissenschaft der Gesellschaft noch allzu geringe Fortschritte gemacht, als daß man sich in Ansehung der ewigen Grundlagen menschlicher Vereine nicht hätte im Irrthum befinden sollen. So blieb denn das alte Verhältniß des portugiesischen Thrones zu dem römischen Stuhle unerschüttert, was auch von Seiten des letzteren für die gänzliche Aufhebung desselben geschehen mochte.

Die Kraftlosigkeit der portugiesischen Regierung war so groß, daß sie sich, selbst in Hinsicht der größten ihrer außer-europäischen Besitzungen, dem Zufall der Ereignisse überlassen mußte. Sie hatte seit dem 23. Juni 1641 mit den vereinigten Provinzen ein Trutz- und Schutzbündniß für Europa, und einen Waffenstillstand von zehn Jahren für Ost- und Westindien geschlossen und dadurch zu erkennen gegeben, daß Brasilien ihr gleichgültig sei. Im gerechten Vertrauen auf diesen Vertrag, rief die holländische Compagnie der großen Indien nicht nur den General Nassau und den größten Theil der Truppen ab, sondern streckte den Portugiesen, die sich ihrer Herrschaft unterworfen hatten, sogar bedeutende Capitalien vor, wodurch der Ertrag der Ländereien erhöhet werden sollte. Doch gerade hierauf beruhete der Ver-

lust Brasiliens für die Republik. Denn als die portugiesischen Schuldner ihren Gläubigern gerecht werden sollten, und, weil es ihnen dazu an den Mitteln fehlte, einer nach dem andern eingekerkert wurden, entstand sehr schnell eine Erbitterung, die um so furchtbarer war, weil es an Widerstandsmitteln fehlte. Unter diesen Umständen ward den brasilianischen Portugiesen klar, daß sie sich, ohne den Beistand des Mutterlandes, von ihren Drängern befreien könnten. Die Kühnsten von ihnen vereinigten sich im Jahre 1645 in dem Entwurfe, auf einem in der Hauptstadt Fernanbucs veranstalteten Feste alle Holländer, welche Theil an der Regierung hätten, umzubringen, und alsdann über den Rest herzufallen, der, ihrer Voraussetzung nach, keinen Widerstand leisten konnte. Diese Verschwörung wurde zwar verrathen; doch die, welche daran Theil genommen hatten, gewannen so viel Zeit, den Ort zu verlassen und sich in Sicherheit zu bringen.

Ihr Haupt war ein Portugiese, Namens Johann Fernandez de Vierai: ein Mann von niederer Geburt, der sich durch seinen Verstand emporgeschwungen und bedeutende Reichthümer erworben hatte. Seiner Rechtschaffenheit verdankte er das allgemeine Vertrauen, das man in ihn setzte; und durch seine Großmuth fesselte er an seine Person. Der Fehlschlag, den er so eben erfahren hatte, erschütterte seinen Entschluß nicht; und ohne irgend eine Anerkennung, ohne irgend einen Beistand von Seiten des Mutterlandes, wagte er es, die Fahne der Empörung zu erheben. Sein Name, seine Tugenden, seine Entwürfe versammelten Portugiesen

und Brasilianer um ihn her, denen er sein Vertrauen, seinen Muth, seine Thätigkeit einflößte. Bald will man mit ihm leben und sterben. Er siegt; aber er ruht nicht auf seinen Lorbeeren. Rastlos verfolgt er die Besiegten; und, welche Unfälle er auch leiden mag, so dienen sie doch nur zur Entwickelung seines Genies, das immer neue Hülfsmittel auffindet. Seine Standhaftigkeit übertrifft seine Unerschrockenheit. Selbst die Vorwürfe, die ihm von Portugal aus gemacht werden, führen ihn nicht irre. „Wäre, sagte er, Johann der Vierte von unserem Eifer und von unseren Erfolgen gehörig unterrichtet, so würde er, anstatt uns die Waffen zu entreißen, unser Tagewerk mit seiner ganzen Macht unterstützen.“ So verfolgte er die einmal betretene Bahn und mit Hülfe Baretto's, Vidals und einiger anderen Portugiesen, welche seine Gesinnung theilten, brachte er es nach einer neunjährigen Anstrengung glücklich dahin, daß der kleine Ueberrest von Holländern, der dem Schwerte und dem Hunger entronnen war, den 28. Januar 1654 eine Capitulation abschloß, nach welcher Brasilien von ihm geräumt wurde.

Dieses kehrte von jetzt an zu Portugal zurück. Vielleicht darf man annehmen, daß die Holländer, durch die von ihnen gemachten Versuche zur Erkenntniß gekommen waren über die Nachtheile eines unermeßlichen Besitzes, wenn keine Cultur mit demselben verbunden ist und noch erst geschaffen werden soll. Wie es sich damit auch verhalten mochte: diese Republikaner machten keinen dritten Versuch, sich Brasiliens zu bemächti-

gen, und ihr Streit mit den Portugiesen endigte sich damit, daß in dem Friedensvertrage von 1661 Brasilien definitiv an Portugal zurückfiel, das den vereinigten Provinzen acht Millionen in Geld oder Kaufmannsgütern zu zahlen versprach.

So verhielt es sich mit der Umwälzung, durch welche Portugal aufs Neue in die Reihe der selbstständigen Mächte eintrat. Die Schwäche, welche ihm seit dieser Zeit eigen blieb, hatte ihren Grund ganz unstreitig auch darin, daß es nicht in den Besitz seiner ostindischen Colonieen zurücktrat; doch zur Hervorbringung derselben wirkte noch vielmehr die Aengstlichkeit, womit es seinem alten theologisch-politischen Systeme getreu blieb, ohne sich die geringste Abweichung von demselben zu erlauben. Ohne die Wahrheit zu verletzen, darf man übrigens behaupten, daß die Thatkraft der Portugiesen einer früheren Periode überschätzt worden sei. Der Glanz, den Portugal unter Emanuel dem Großen ausstrahlte, beruhete zum wenigsten nicht auf dem Widerstand, den es bei seinen Eroberungen in Afrika, Asien und Amerika zu überwinden hatte; die schnelle Größe, die es in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts erwarb, war also, wenn man es genauer erwägt, nur ein Werk des Zufalles, der es Völkern zuführte, die, an Sklaverei gewöhnt, sich beinahe freiwillig unterwarfen. Das wahre Maaß seiner Kraft war von dem Augenblick an gefunden, wo es wiedererobern sollte, was ihm von den Halländern entrissen war. Diesem Kampfe nicht gewachsen, verurtheilte es sich selbst zu einer blei-

benden Unterordnung, welche nicht eher endigen kann, als bis es sich von den innern Hindernissen seiner Kraftäußerungen befreiet haben wird.

Das Eigenthümliche der Umwälzung, wodurch es seine National-Unabhängigkeit zurückerhielt, bestand darin, daß die ganze europäische Welt mit ihren Niederlassungen in Afrika, Asien und Amerika mittel- oder unmittelbar zur Herbeiführung jenes Ergebnisses beitragen mußte. Anders verhielt es sich mit der Umwälzung, welche Großbritannien gleichzeitig zu erdulden hatte. Die letztere entsprang nur aus inneren Verhältnissen, die durch eine bessere Gesetzgebung gehalten seyn wollten. Sie war das unmittelbare Erzeugniß der Kirchenverbesserung; und so wie sie aus dem urthümlichen Wesen der Engländer hervorging, so vollendete sie sich durch dasselbe, ohne die Einwirkung auswärtiger Mächte. Höchst wichtig durch die Wirkungen, die sie hervorgebracht hat, verdient sie die sorgfältigste Zergliederung; und vielleicht gelingt es uns, sie als den Spiegel darzustellen, in welchem die späteren Begebenheiten der europäischen Welt ohne Ausnahme betrachtet werden müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Von der Opposition, die einem suveränen Pabst übertragen ist.

(Aus M. Ganilh's Werke: du pouvoir et de l'opposition dans la société civile.) *)

In der Lehre von der Unfehlbarkeit der Gewalt, zu welcher sich Herr von Maistre bekennt, ist nichts so auffallend, als daß dieser Publicist, nachdem er sich alle

*) Herr M. Ganilh, seit vielen Jahren berühmt durch mehrere Werke historischen und staatswirthschaftlichen Inhalts, hat die Muße, welche er gegenwärtig als Exdeputirter vom Cantal genießet, zu einer Widerlegung der Staats-Theorieen der Herren von Maistre und von Bonald benutzt, die, wie bekannt ist, die Erscheinungen ihrer Zeit auf den Punkt zurückführen möchten, worauf diese vor mehreren Jahrhunderten gestanden haben. Dies ist der Zweck des in der Ueberschrift angeführten, wahrlich nicht bloß geistreichen, sondern durch gründliche Sachkenntniß ausgezeichneten Werkes. In Frankreich wird Herr Ganilh zu den Liberalen gerechnet; wohin er sich selbst zählt, ist eine andere Frage. Uns scheint es, daß man mit so guten Einsichten, wie Herr Ganilh besitzt, keiner Parthei angehören könne, wohl aber den Beruf fühlen müsse, das medium vitiorum utrimque reductum geltend zu machen. Eben deswegen haben wir kein Bedenken getragen, unsern Lesern aus der vor Kurzem erschienenen Schrift du pouvoir et de l'opposition das Kapitel mitzutheilen, worin die Frage beantwortet wird: ob man dem suveränen Pabste das Oppositions-Recht anvertrauen könne? Diese Frage schien uns um so wichtiger zu seyn, da sie auch in Deutschland, bei mehr als Einer Gelegenheit, auf die Bahn gebracht worden, und da die Zahl Derjenigen gewiß nicht gering ist, welche, mit Verkennung des Geistes und der Vorzüge ihres Zeitalters, sie mit Ja! beantwortet sehen möchten.

Der Herausgeber.

Mühe gegeben hat, ihr Eingang zu verschaffen, und jede Opposition als Empörung zu brandmarken, die mühsam errichteten Altäre mit eigenen Händen wieder umstößt, indem er buchstäblich erklärt:

„daß, wenn der suveränen Macht schlechterdings gesetzliche Gränzen gestellt werden müßten, er, von ganzem Herzen, zum Besten der ganzen Menschheit dafür stimmen werde, daß man sie einem suveränen Pabste anvertraue *).“

Allein er hat nicht bedacht, daß, wenn die Dazwischenkunft der geistlichen Gewalt in weltlichen Angelegenheiten möglich wäre, diese Möglichkeit die ganze Lehre von der Unfehlbarkeit über den Haufen werfen würde. Ohne Unabhängigkeit giebt es keine Gewalt, folglich auch keine Unfehlbarkeit. Die Gewalt würde alsdann in der reformirenden oder auch vermittelnden Gewalt des Pabstes ruhen; und da würde sich die ganze Frage von der Unfehlbarkeit der Gewalt von neuem herstellen. Dadurch also, daß man die gesellschaftliche Gewalt der geistlichen Gewalt unterworfen hätte, würde man nichts geleistet haben; offenbar aber hätte man ihre Unfehlbarkeit zerstört. So wahr ist es, daß, wenn man sich in ein, nur für die Umstände erdachtes System und in die Angelegenheiten Einzelner hineinstellt, man nicht länger einen sicheren und geraden Weg zu einem gewissen und bestimmten Ziel hin zurücklegen kann. Als Herr von Maistre sein System von der Unfehlbarkeit der Gewalt schuf, schmeichelte er sich ein glückliches und befriedi-

*) Du Pape Tom. I. pag. 230.

gendes Ende zu finden; doch indem die Schwierigkeiten ihn bei jedem Schritte, den er vorwärts that, aufhielten, war er außer Stande, vorzugehen, ohne sich auf den Seitenweg zu werfen, worauf er sich verirrte. Gedrängt von seinem Gewissen, das sich gegen die Gefahren einer unfehlbaren Gewalt sträubte, ist er auf den Gedanken gerathen, sie dem Zügel der geistlichen Gewalt zu unterwerfen; er hat folglich eine neue Schwierigkeit an die Stelle derjenigen gebracht, die durch ihn gehoben werden sollte. Es geht daraus hervor, daß Unfehlbarkeit der Gewalt nicht anklebt, wie er sich bereden wollte. Man kann sogar noch weiter gehen, und auf sein Wort behaupten, daß die Gewalt einer Opposition unterworfen werden, und daß man sie reformiren kann. Ein wichtiges Zugeständniß von Seiten eines Schriftstellers, der als das Haupt der Schule, welche Unumschränktheit vertheidigt, betrachtet werden kann.

Was aber soll man von der Dazwischenkunft des Pabstes bei den Regierungen der christlichen Könige denken, und bis zu welchem Grade müßte man sie jeder anderen Opposition vorziehen?

Dies soll im Folgenden untersucht werden.

Die Opposition der geistlichen Gewalt ist in der Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft nichts weniger, als neu. Sie ist praktisch und so üblich, daß man in die Versuchung gerathen könnte, sie als natürlich zu betrachten. Man muß sich also nicht darüber wundern, daß gewisse Leute auf den Gedanken gerathen sind, ihr einen gesetzlichen Charakter zu geben, und sie rechtmäßig zu ma-

chen. Nur darüber empfindet man einiges Erstaunen, daß der Widerstand gegen die Gewalt von demselben Schriftsteller als ein Recht betrachtet wird, der als ein sehr wahres Prinzip zuläßt: daß die oberste Gewalt von Gott kommt, und daß man die Unfehlbarkeit selbst bei weltlichen Suveränitäten voraussetzen müsse, wofern es mit der Gesellschaft nicht zur Auflösung kommen solle. Zwischen diesen beiden Sätzen ist ein einleuchtender und so handgreiflicher Widerspruch, daß man nicht begreift, wie er einem so berühmten Publicisten, wie Herr von Maistre ist, habe entwischen können.

Zwar bemerkt dieser Schriftsteller: „das Recht, der Gewalt zu widerstehen, sei mit keinem Nachtheil verbunden, wenn es sich in ein Verhinderungsrecht verwandele, und wenn es, anstatt in dem Unterthan zu ruhen, einer Macht andrer Ordnung angehöre, und ohne Umwälzung und Verletzung der Suveränität ausgeübt werde *).“

Allein ein Recht hängt nicht von der Art und Weise seiner Ausübung ab. Es ist vor seiner Ausübung da, oder nicht da, und gewinnt seinen Ursprung keinesweges in der Art seiner Ausübung. Giebt es demnach ein Recht, der Gewalt zu widerstehen: so mag sein Gebrauch geregelt seyn, wie er wolle, es ist nothwendig unverträglich mit einer göttlichen und unfehlbaren Gewalt, deren Unfehlbarkeit nothwendig ist, um die Auflösung der Gesellschaft zu verhindern. Der Widerstand ist nur erlaubt,

*) Ibid. pag. 231.

laubt, und kann es nur seyn, gegen eine unrechtmäßige oder ungerechte Gewalt; und Unrechtmäßigkeit oder Ungerechtigkeit ist unmöglich in einer göttlichen und unfehlbaren Gewalt.

Der Widerspruch ist demnach gewiß. Das göttliche Recht, zu befehlen, kann nicht bestehen mit dem menschlichen Rechte, Widerstand zu leisten, selbst wenn das letztere Recht von der göttlichen und unfehlbaren Gewalt eines suveränen Pabstes ausgeübt werden sollte. Dieser Widerspruch ist in meinem Urtheile so auffallend, daß ich es nicht für erlaubt halten würde, das Hinderniß, welches er jeder weiteren Erörterung entgegenstellt, zu besiegen, wenn er nicht gewisser Maßen durch den großen Ruf seines Urhebers verringert würde, den seine Parthei für den ausgezeichnetsten Apostel der Lehre von der unumschränkten Gewalt und ihrer Unfehlbarkeit zu halten gewohnt ist.

Doch wenn die Leute mehr zum Glauben, als zur Prüfung hinneigen; wenn die gröbsten Widersprüche weder die Lehre noch ihren Urheber verunglimpfen; wenn die Adepten sie in ihren Schriften, in ihren Flugblättern, in ihren Reden wiederholen; wenn man sie in den Urkunden der Gewalt und selbst in den Zirkelschreiben der Diplomaten wiederfindet: dann läßt sich der Irrthum nicht verschmähen, ohne daß man seinen Triumph bestätigt. Man muß ihn also angreifen, bekämpfen, und in ein solches Licht stellen, daß seine Vertheidiger Bedenken tragen, damit hervorzutreten, und daß es leicht ist, sich vor seinen traurigen Ergebnissen zu bewahren.

Ist es demnach wahr, wie Herr von Maistre glaubt,

daß das Widerstandsrecht gegen die gesellschaftliche Gewalt von einem suveränen Pabste ohne Umwälzung und offene Verletzung der Suveränetät ausgeübt werden könne?

Es scheint mir, daß, wenn dies Recht nur in sofern vorhanden seyn darf, als man es ohne Verletzung der Suveränetät und ohne Revolution auszuüben vermag, man es der päbstlichen Gewalt nicht anvertrauen könne, weil sie keine von diesen beiden Bedingungen erfüllen, und nothwendig die Suveränetät der Gewalt, der sie widerstände, in Gefahr bringen und ganz unfehlbar verderblichen Revolutionen aussetzen würde.

Denn, wie sollte sich der Widerstand der päbstlichen Gewalt gegen die gesellschaftliche Gewalt offenbaren? Etwa, als ein Streit zwischen zwei gleichen Mächten? Oder als die Reformation der geringeren Gewalt durch die größere?

In dem ersten Falle würde der Streit ganz unfehlbar Feindseligkeiten nach sich ziehen, welche gleich verderblich wären für beide Gewalten, beide Staaten, beide Völker. Eine der beiden Gewalten würde unterjocht oder verachtet, die Suveränetät verletzt, und eine Umwälzung in dem weltlichen Staate unvermeidlich werden.

In dem zweiten Falle würde die päbstliche Gewalt die einzige Gewalt seyn; es würde keine gesellschaftliche Gewalt mehr geben, und die Suveränetät nicht bloß verletzt, sondern auch vernichtet werden.

Zwar könnte sie noch die Formen, den äußeren Schein und den Titel der Gewalt behalten; allein sie würde nur dem Namen nach fortdauern, oder vielmehr

sie würde gänzlich in der reformirenden Gewalt unter- gegangen seyn: denn Abhängigkeit und Gewalt sind un- verträgliche Dinge. Eine gesellschaftliche Gewalt ohne Unabhängigkeit würde nichts weiter seyn, als ein ver- antwortlicher Verwalter, und die bürgerliche Gesellschaft würde auf eine indirecte Weise von der geistlichen Ge- walt regiert werden.

Wirklich war dies die Lage der Gewalt in Aegyp- ten. Eine längere Zeit hindurch herrschte das Priester- Collegium durch sein Ansehen und seinen Einfluß über die Könige; doch man weiß, was für Folgen diese Un- terordnung der gesellschaftlichen Gewalt unter die geist- liche hatte. So lange die Religion ihre Herrschaft über die Völker bewahrte, war das Priesterthum allmächtig, und die gesellschaftliche Gewalt blieb in unbedingter Abhängigkeit. Allein die Religion ist eben so wenig vor Veränderungen und Wechsel geschützt, wie jede andere Gewalt; und von dem Augenblicke an, wo sie in Aegyp- ten ihr Ansehn eingebüßt hatte, schüttelte die gesellschaft- liche Gewalt das Joch des Priesterthums ab, oder vielmehr das Priesterthum vermengte sich mit dem Kö- nigthum, und von jetzt an erfolgte im Staate eine Um- wälzung, die sein Verderben nach sich zog. Die geist- liche Gewalt verlor ihr Ansehn nicht ohne Bedauern und ohne Widerstand, ohne Faction und ohne Ränke. Dieser Kampf, bald offen, bald heimlich geführt, wurde ebenso verderblich für die gesellschaftliche Macht, wie für die geistliche und für den Staat. Aegypten war zu allen Zeiten die Beute Desjenigen, der es zu ero- bern unternahm.

Dies Ergebniß wird allenthalben dasselbe seyn, wo man der geistlichen Gewalt irgend einen Antheil an der gesellschaftlichen verstattet; den Grund davon entdeckt man in der Natur der Dinge, an welcher alle menschliche Combinationen scheitern.

Die geistliche Gewalt ist von der gesellschaftlichen, ihrer Natur nach, so wesentlich verschieden, daß man von der einen und von der anderen nicht dieselben Dienste erwarten, beide nicht in Abhängigkeits-Verhältnisse bringen, und die eine nicht zur Gehülfin der anderen machen kann. Für die bürgerliche Gesellschaft gehet kein Vortheil daraus hervor, das Scepter mit der Tiare zu vereinigen, die eine Gewalt der anderen Gewalt zu unterwerfen, beiden dieselbe Verbindlichkeit aufzuerlegen, und sie durch dieselben Bande an den gesellschaftlichen Vortheil zu ketten. Die Verschiedenheit ihrer Charaktere, ihrer Grundsätze und ihrer Gesetze bildet ein unübersteigliches Hinderniß.

Die geistliche Gewalt gebietet den Menschen und Völkern durch Dogmen und durch den Glauben. Hierin liegt ihre ganze Kraft, ihre ganze Macht, ihr Credit, und die Achtung, worin sie steht. Hier tritt sie in ihrer Eigenthümlichkeit hervor, ohne das Mindeste gemein zu haben mit Wem es auch sei. Außerhalb dieses Kreises tritt sie in die gemeine Klasse zurück, und unterscheidet sich von dieser auf keine Weise.

Die gesellschaftliche Gewalt schöpft ihre Kraft, ihre Attribute und ihre Vorrechte aus ganz anderen Quellen. Sie herrscht durch die Stärke, oder durch die Gesetze,

oder, was noch besser ist, durch die Ueberzeugung und den allgemeinen und den besonderen Vortheil, durch das Bewußtseyn des Wohlbefindens aller, der öffentlichen Wohlfahrt, der Macht und des Ruhms des Staats.

Es giebt folglich kein Verhältniß zwischen Glauben und Stärke, Dogmen und Vortheilen, Einbildung und Evidenz des öffentlichen Besten. Die beiden Gewalten verfolgen verschiedene Gegenstände auf ganz verschiedenen Wegen und mit Mitteln, welche keine Aehnlichkeit mit einander haben. Wie könnten sie also demselben Ziele zustreben, sich gegenseitige Hülfe leisten, und sich durch ihre besonderen Kräfte verstärken? Der geistlichen Gewalt die Waffen der weltlichen anvertrauen, oder die weltliche Gewalt mit den Einflüssen der Geistlichen bewaffnen, hieße beide verderben, den Staat in Unordnung und Verwirrung stürzen, und die Geißel der Inquisition zurückführen: dieser schändlichen Ausgeburt politischer und kirchlicher Tyrannei. Wie sehr würde man zu befürchten haben, daß die Völker aufhören könnten, religiös zu seyn, ohne bessere Unterthanen zu werden, oder minder gute Unterthanen zu seyn, ohne religiöser zu werden! Möchte man uns dahin zurückbringen, zu sehen, daß die geistliche Gewalt sich vor der gesellschaftlichen beugte, wie sie, nach der Aussage der Geschichte, vor der Feudal-Monarchie und vor der unbedingten Alleinherrschaft zurückgewichen ist? Möchte man sie noch einmal verdammen, die Rolle einer Machtgehülfin zu spielen, und würde man sich nicht über die Dienste enttäuschen, die sie der weltlichen Macht leisten kann? Eine grausame Erfahrung hat uns gelehrt, daß

beide Gewalten, die eine zur Seite der anderen, untergehen können, ohne sich anderen Beistand zu leisten, als den, der in ohnmächtigen Wünschen enthalten ist.

Es ist demnach ein sehr unüberlegter Gedanke, wenn man der päbstlichen Gewalt das Recht des Widerstandes gegen die gesellschaftliche Macht anvertrauen, ihr den unbedingten Supremat über die politische und christliche Welt übertragen, und sie zum Schiedsrichter in den Streitigkeiten der Könige und der Völker bestellen will. Was in aller Welt hat auf ein Rettungsmittel führen können, das unseren Meinungen und Sitten gleich fern liegt? Und wie hat man sich schmeicheln können, es annehmlich zu machen in einem Jahrhundert, das so wenig geneigt ist, sich veralteten Neuerungen zu unterwerfen?

Auf folgende Weise hat man es zu rechtfertigen gesucht.

„Wenn — so spricht Herr von Maistre — das Recht des Widerstandes auf einem gekannten und einzigen Haupte ruht: so kann es Regeln unterworfen, und mit aller nur denkbaren Klugheit, und in allen nur möglichen Abstufungen, ausgeübt werden. Dagegen kann, bei dem innern Widerstande, dies Recht nicht anders ausgeübt werden, als durch die Unterthanen, durch die Menge, mit einem Worte, durch das Volk; und dies schließt immer und ganz unfehlbar eine Empörung in sich" *).

Die Vortheile oder Nachtheile eines inneren Wi-

*) Ibid. pag. 231.

derstandes zu untersuchen, ist hier der Ort nicht: es handelt sich bloß um die Dazwischenkunft des Pabstes in den Streitigkeiten der Völker mit den Königen; es handelt sich um den Supremat der geistlichen Gewalt über die gesellschaftliche.

In dieser Beziehung giebt man zu verstehen, daß die päbstliche Gewalt sich an gewisse Regeln binden, und mit aller nur denkbaren Klugheit und mit allen nur möglichen Abstufungen zu Werke gehen werde. Allein, was würde die Bürgschaft für die Beobachtung dieser Regeln, dieser Abstufungen, dieser Klugheit seyn? Kann man ihr Regeln vorschreiben, so kann man auch Bürgschaften von ihr fordern; und wenn sie keine anderen gewähren kann, als die, welche aus jeder Suveränetät hervorgehen, d. h. aus dem Gewissen und dem Interesse des Suveräns: so schiebt man die Schwierigkeit blos hinaus, indem man sie von der gesellschaftlichen Macht auf die geistliche überträgt, und macht durch ein solches Verfahren die Frage unauflöslich.

Nehmen wir indeß an, daß der suveräne Pabst in seinem Charakter, in seiner Würde, in seinen erhabenen Tugenden alle nur wünschenswerthe Bürgschaften darbiete: welche Mittel, sich Gehorsam zu verschaffen, würden ihm wohl zu Gebote stehen? und wo würde er die Kraft hernehmen, den Widerstand zu besiegen, auf welchen er stoßen könnte?

Etwa von der geistlichen Gewalt, womit er bekleidet ist? Allein diese Gewalt ist nur mächtig durch die Furcht vor den Strafen, und durch die Hoffnung der Belohnungen, die sie in Beziehung auf ein künftiges

Leben verheißt. Wahrlich eine gebrechliche Macht! Eine lange Erfahrung hat uns gelehrt, daß sie sehr oft an den Leidenschaften der Suveräne, an den Lastern der Völker, und an der Gleichgültigkeit der Menschen gescheitert ist. Sonst müßte man die geistliche Gewalt der Mitschuld anklagen, wenn böse Könige und böse Regierungen die Völker verderbt, und die Menschen verschlechtert haben.

Oder soll etwa der suveräne Pabst seine Zuflucht zu der Stärke mächtiger Fürsten gegen schwächere nehmen? Soll er die Unterthanen gegen ihre Suveräne aufwiegeln? Soll er die Krone eines ungelehrigen und rebellischen Fürsten einem gefälligeren oder ergebeneren Fürsten zuwenden? Diese veralteten Maßregeln würden heut zu Tage nicht wirksamer seyn, als sie es in den entferntesten Zeiten waren. Wenn sie in den Zeiten der Unwissenheit, Leichtgläubigkeit und Barbarei nichts vermochten, wie kann man alsdann in Jahrhunderten der Aufklärung, Vernunft und Civilisation Erfolg von ihnen erwarten?

Doch Herr von Maistre sagt:

„Käme es nur darauf an, den Zügel zu wählen, den man der Gewalt anlegen soll, so würde ich mich nicht darüber wundern, wenn die Gewalt den Pabst einem Senat, einer National-Versammlung, welche bei der Gesetzgebung mitwirken sollen, vorzöge; denn die suveränen Päbste verlangen wenig von den Fürsten, und nur grobe Ausschweifungen würden ihren Tadel nach sich ziehen" *).

*) Ibid. pag. 233.

Was kann dies heißen? Wenn der Pabst sich nachsichtig gegen die Suveräne bewiese; wenn er nur wenig von ihnen forderte: was würde alsdann aus der Bürgschaft der Völker werden? Könnte die päbstliche Gewalt sich schmeicheln, ihrem Auftrag dadurch Achtung zu verschaffen, daß sie ihn hintan setzte? Der Irrthum würde schwer seyn. Nicht durch grobe Ausschweifungen drückt die Gewalt auf die Völker. Wollte man die vielen kleinen Maßregeln, welche Frankreichs Könige zu unumschränkten Herrschern gemacht haben, einzeln ins Auge fassen: so würde man zu seinem Erstaunen bemerken, daß jede derselben von geringer Wichtigkeit war, und daß nur sehr wenige die Dazwischenkunft des Pabstes gerechtfertigt haben würden. Gleichwohl, welche Kluft zwischen der Epoche, wo Ludwig der Vierzehnte sagte: Ich, ich bin der Staat, und derjenigen, wo ein König von Frankreich sich in der Nothwendigkeit befand, einen Herrn von Montleri mit Krieg zu überziehen!

Die allerunvorsichtigste Gewalt nimmt sich noch immer in Acht, sich grober Ausschweifungen schuldig zu machen. Wenn demnach die Dazwischenkunft des Pabstes nur für grobe Ausschweifungen aufbewahrt wäre, so würde sie unnütz und verderblich seyn, und ihre Bestimmung auf keine Weise erfüllen.

Immer beschäftigt mit der Gewalt und nie mit der Gegenkraft, die sie beschränken soll, macht Herr von Maistre eine seltsame Bemerkung.

„Die Päbste, sagt dieser Publicist, haben zuweilen mit den Suveränen gerungen, doch nie mit der Su-

veränetät. Sogar die Handlung, wodurch sie die Unterthanen ihres Treueeides entbanden, erklärte die Suveränetät für unverletzlich. Die Päbste kündigten den Völkern an, daß keine menschliche Gewalt dem Suverän schaden sollte, dessen Autorität nur durch eine göttliche Macht gehemmt wäre, so daß ihr Anathem, weit entfernt, der Strenge katholischer Maximen in Hinsicht der Unverletzbarkeit der Suveräne Abbruch zu thun, in jedem Theile nur dazu diente, ihnen in den Augen der Völker eine neue Weihe zu geben" *).

Ist diese Bemerkung ebenso richtig, als sie scharfsinnig ist? Täuscht man sich nicht, wenn man glaubt, die Suveränetät könne unverletzt bleiben, wenn der Suverän getroffen wird? Die Völker kennen von der Suveränetät nichts weiter, als den Suverän, und man würde, glaub' ich, Mühe haben, ihnen begreiflich zu machen, daß sie nur der Suveränetät ergeben bleiben sollen, und daß sie dem Suverän nichts verdanken. Um die Suveränetät von dem Suverän zu trennen, um jene mit allen Attributen, allen Vorrechten und der bezeichnenden Unverletzbarkeit zu bekleiden, und in diesem nichts weiter zu sehen, als einen Menschen, der allen Zufälligkeiten, allen Gebrechlichkeiten und allen Unfällen der menschlichen Natur ausgesetzt ist, dazu ist ein erstaunliches Abstractions-Vermögen erforderlich. In der königlichen Majestät liegt ein materieller Zauber, der ihr eine große sittliche Kraft zuwendet, und ihr nicht geraubt werden darf, wofern sie nicht die Achtung, die

*) Ibid. pag. 234.

Huldigungen und die Ergebenheit der Völker einbüßen soll. Die Päbste irrten sich also sehr, wenn sie sich beredeten, die Suveränetät werde nicht leiden durch die Demüthigung und durch die Schmach, die sie zu Canossa über Heinrich den Vierten, auf dem Congreß zu Venedig über Friedrich den Ersten, und auf dem Concilium zu Lyon über Friedrich den Zweiten brachten. Wenn so viele glückliche Scandale damals nicht ausreichten, den Supremat der geistlichen Macht über die weltliche zu begründen, wenn sie nicht einmal die Unabhängigkeit der letzteren zu erschüttern vermochten, und, im Gegentheil dazu beitrugen, daß sie von dem ultramontanischen Kappzaum befreit wurde: was könnte man sich jetzt von der gesetzlichen Oberherrlichkeit des Pabstes über die gesellschaftliche Macht versprechen? Würden daraus nicht nothwendig Kämpfe hervorgehen, die für beide, in sich selbst so verschiedene Gewalten gleich verderblich wären? Nicht schwere Störungen in der Kirche? Nicht eine anhaltende und unvermeidliche Unterdrückung der Völker?

Mit einem Worte: in welcher Beziehung man auch die Dazwischenkunft des Pabstes in die weltliche Regierung der Völker betrachten möge, in keiner entdeckt man die Charaktere einer weisen Gegenkraft, die ebenso vortheilhaft für die Gewalt als für das Volk ist. Jeder Widerstand, den die geistliche Macht der gesellschaftlichen leistet, würde den Anstrich der Feindseligkeit haben, alle Wirkungen derselben hervorbringen, und die beklagenswerthesten Ergebnisse nach sich ziehen. Es würde die Unabhängigkeit der gesellschaftlichen Macht angrei-

sen, und die Geistlichen der Achtung berauben, welche die Völker ihnen schuldig sind. Hätte er die Zustimmung der Völker, billigten diese ihn durch ihr Schweigen oder ihre Wünsche, machten sie gemeinschaftliche Sache mit der sie beschützenden Macht: würden sie alsdann nicht die Ungnade ihres Suveräns auf sich ziehen, den größten Verfolgungen ausgesetzt seyn, und sich genöthigt sehen, diesen durch Empörungs-Versuche zu entrinnen? Auf diese Weise würden die Revolutionen durch eben die Mittel herbeigeführt werden, wodurch man sie hätte abwenden wollen. Schranken für die gesellschaftliche Macht werden vergeblich in fremden Mächten gesucht. Nur in ihr selbst kann man sie finden; und dies ist in Frankreich durch das Repräsentativ-System mit einer Weisheit geschehen, die man zur Zeit noch verkennen kann, die aber nicht immer verkannt werden wird. Die Zeit, dieser große Schmelztiegel, worin sich alle menschliche Schöpfungen reinigen, wird ihr den Sieg verschaffen über alle Eingenommenheiten, Vorurtheile und Albernheiten der Partheien, denen sie jetzt noch ausgesetzt ist.

Ueber
geheime Verbindungen auf Universitäten.

Ein Gespräch unter Freunden.

Willibald. Sie wissen, wie ich über dergleichen Unfälle denke. Vieles muß man der Zeit überlassen. Nach funfzig Jahren wird von einer türkischen Macht in Europa nicht mehr die Rede seyn. Ich klage dies Volk auf keine Weise an; aber es hat den großen Fehler begangen, daß es seinem theokratischen Systeme getreu geblieben ist. Hierdurch ist sein Untergang herbeigeführt worden, der wahrlich nicht mit dem Jahre 1821 seinen Anfang genommen hat. Genug davon! — Ich bringe Ihnen die Ernsten Worte über eine ernste Sache zurück, die ich, wie Sie mir wohl glauben werden, mit großer Andacht gelesen habe*).

Theobul. Nicht wahr, diese kleine Schrift verdient Beherzigung? Wem könnte es jetzt noch zweifelhaft seyn, daß die Regierungen Deutschlands nur eine dringende Pflicht erfüllen, wenn sie dem täglich wachsenden Strome jugendlicher Anmaßung und Verkehrtheit einen unübersteiglichen Damm entgegen stellen, um ihn in die Ufer des Schicklichen und Wohlanständigen zurückzudrängen?

---

*) Der ganze Titel dieser Flugschrift ist: „Bemerkungen über die heutigen akademischen Verbindungen. Ernste Worte über eine ernste Sache. Berlin und Posen."

Willibald. Allerdings! Nur hätte ich gewünscht, der Verfasser wäre, anstatt sich zum Vertheidiger der guten alten Zeit aufzuwerfen, mit umfassenderer Kenntniß in die Vergangenheit zurückgetreten, um auszumitteln, wie die Erscheinung, um welche es sich handelt, im Grunde nicht mehr und nicht weniger ist, als eine Entwickelung früherer Erscheinungen derselben Art, nur daß sich Zweck und Mittel anders in ihr gestaltet haben. Hätte er dies gethan, so würd' es, mein' ich, möglich gewesen seyn, noch weit ernstere Worte über eine ernste Sache zu sagen.

Theobul. Wie soll ich dies verstehen?

Willibald. Ganz einfach so: So lange es Universitäten giebt, hat es nicht an geheimen Verbindungen gefehlt, die sich auf ihnen (vielleicht sogar durch sie) erzeugt haben. Der Zweck dieser Verbindungen war verschieden, je nachdem der Geist der Zeit wehete: er war früher offen kriegerisch, dann genußsüchtig, dann auf Stiftung dauernder Freundschaft ausgehend; und weil keiner von diesen Zwecken den andern ganz ausschloß, so vereinigte man sie wohl alle. Nur einen wissenschaftlichen Charakter nahm dieser Zweck nie an; und dies, dünkt mich, lag in der Natur der Sache, weil gerade die Wissenschaft das war, wovon man sich zurückziehen mußte, wenn man einer geheimen Verbindung leben wollte. Hierdurch unterschieden sich die Studenten wesentlich von allen Denen, die irgend ein Handwerk, irgend eine Kunst zu erlernen hatten. Ihre Bestimmung aus den Augen verlierend, beschäftigten sie sich mit Dingen, welche von jener immer weiter ent-

fernten, bis endlich die Stunde schlug, wo ein solcher Unsinn aufhören mußte, weil die sogenannte akademische Laufbahn beendigt war.

Hiernach nun ließe sich, glaub' ich, zweierlei feststellen, nämlich einmal, wie in den öffentlichen Unterrichts-Anstalten, welche wir Universitäten nennen, bei ihrer bisherigen Beschaffenheit, die Einladung, wo nicht gar die Aufforderung zur Bildung geheimer Verbindungen von jeher lag; und zweitens, weshalb diese Verbindungen in der gegenwärtigen Zeit einen Charakter angenommen haben, von dem man glauben möchte, daß er ihnen für immer hätte fremd bleiben müssen.

Theobul. Durch eine Untersuchung dieser Art, würde die Sache allerdings eine ganz andere Gestalt gewinnen. Dabei aber liefe man, wenn mich nicht alles täuschet, Gefahr, die ganze Erscheinung in einem mildern Lichte zu sehen: erst in Beziehung auf die Jugend, die sich auf eine so auffallende Weise verirrt; dann in Beziehung auf die Universitäten, die an ihrem Organismus gewiß sehr unschuldig sind; endlich in Beziehung auf die Regierungen, welche gegen ein Unwesen ankämpfen, das sie nicht dulden dürfen, und das sie, nach ihren eigenen Geständnissen, bisher vergeblich zu bewältigen versucht haben.

Willibald. Ich bin sogar der Meinung, daß ein solches Ergebniß der Untersuchung höchst wünschenswerth seyn würde. Ist denn der gesellschaftliche Körper nicht gerade, wie der des Individuums, mancherlei Störungen, mancherlei Krankheiten unterworfen, die, wenn sie fortgeschafft werden sollen, ihrer Ursache nach er-

kannt werden müssen? Und hat der wahre Staatsmann nicht das mit dem einsichtsvollen Arzte gemein, daß er das Uebel, das durch ihn gehoben werden soll, zunächst nach seiner vorübergehenden, folglich durchaus nicht unbedingten Nothwendigkeit, auffaßt, und, nachdem er es als Wirkung einer bestimmten Ursache aufgefaßt hat, seine Kunst nur gegen diese richtet?

Theobul. Ich bin vor allen Dingen begierig, von Ihnen zu vernehmen, wie die Universitäten, vermöge ihres Organismus, auf die Bildung geheimer Verbindungen von jeher hingewirkt haben, und noch jetzt hinwirken.

Willibald. Gut, daß Sie zunächst nicht mehr von mir fordern; denn es würde unmöglich seyn, Ihre Frage zu beantworten, wenn Sie gleichzeitig zu wissen verlangten, warum diese geheimen Verbindungen gegenwärtig einen politischen Charakter angenommen haben.

Wie schwierig nun auch Ihre Frage seyn möge, so will ich sie doch zu beantworten versuchen; nur bitt' ich Sie, in meiner Darstellung der Sache nichts weiter zu sehen, als eine Ansicht, die sich mir durch die Vergleichung ganz unverwerflicher Thatsachen aufgedrungen hat. Irr' ich, so irr' ich bloß, weil diese Vergleichung nicht vollendet ist. Doch zur Sache selbst!

Was wir gegenwärtig Universität nennen, war in seinem Ursprunge Special-Schule zu Erlernung einer einzelnen Kunst oder Wissenschaft; diese Bewandniß hatte es mit der Arzenei-Schule zu Salern, mit der Rechtsschule zu Bologna, und mit den theologischen Pflanzschulen in den verschiedenen Reichen Europa's,

wäh-

während des zehnten und elften Jahrhunderts. Wenn die Geschichte nichts aussagt von den geheimen Verbindungen, welche auf diesen Special-Schulen anzutreffen waren: so hat dies keinen andern Grund, als daß sie davon nichts auszusagen hatte, weil es dergleichen gar nicht geben konnte. Die jungen Männer, die sich zu Salern und Bologna zu Aerzten und Rechtsgelehrten, so wie die, welche sich in den verschiedenen theologischen Seminarien zu Priestern ausbildeten, hatten immer denselben Zweck gemein; und die natürliche Folge davon war, daß keiner den andern an der Erfüllung seiner Bestimmung wesentlich verhinderte. Unstreitig gab es da, wo die Zahl der aus allen Ländern herbeiströmenden Studenten sehr groß war, Vereine von Landsleuten, die sich zu gemeinschaftlicher Vertheidigung verbunden hatten; dies kann um so weniger in Zweifel gezogen werden, da selbst die Geschichte der Schlägereien gedenkt, die, von einer Zeit zur andern, zwischen den verschiedenen Nationalen vorfielen. Allein diesen Vereinen fehlte das Geheime, das Verborgene; alles war in dieser Sonderung um so offener, weil der Zweck derselben nur Sicherung gegen andere Nationalen war.

Sonderbar genug, daß dieselbe Erscheinung sich, mutatis mutandis, in Frankreich wiederholt hat, seitdem dies Königreich die Universitäten abgeschafft und an die Stelle derselben Special-Schulen der Medicin, des Rechts u. s. w. gebracht hat! Auf diesen Special-Schulen giebt es bekanntlich Partheien; und wie könnte dies fehlen, da ganz Frankreich vom Parthei-

geiste angesteckt ist? Allein es giebt keine geheime Verbindungen auf denselben; und die Ursache davon scheint keine andere zu seyn, als daß in dem Organismus dieser Unterrichtsanstalten nichts enthalten ist, was zu einer Absonderung von der Wissenschaft, und, durch diese, zur Bildung von geheimen Verbindungen einladen könnte. Kurz, die Einheit der Wissenschaft, giebt auf den Special-Schulen Einheit der Bestimmung für die Studirenden; und diese ist, so viel mir davon einleuchtet, das wirksamste Verhinderungsmittel geheimer Verbindungen auf den höheren Unterrichts-Anstalten.

Hiernach nun würde Derjenige, der zuerst auf den Gedanken gerieth, eine Universität durch Vereinigung verschiedener Fakultäten zu Stande zu bringen, wo nicht für den wahren Urheber, doch wenigstens für den Veranlasser der geheimen Gesellschaften, die auf diesen allgemeinen Unterrichts-Anstalten angetroffen werden, gelten müssen. Wie aber ging dies zu? Von dem Augenblicke an, wo jene Vereinigung der Fakultäten zur Vollendung gediehen war, hatten die Studirenden nicht mehr ihren gemeinsamen Mittelpunkt in einer einigen Wissenschaft; und weil dieser ihnen genommen war, mußten sie geneigt werden, sei es als Landsleute oder Menschen überhaupt, sich einen neuen Mittelpunkt, wäre es auch mit Aufopferung der besonderen Bestimmung eines Jeden, in einer selbstgewählten Verbindung zu schaffen, die, da sie von der Vernunft durchaus nicht gebilligt werden konnte, den Charakter des Geheimnisses annehmen mußte. Auffallend ist es zum

wenigsten, daß Verbindungen dieser Art so alt sind, wie die Universitäten. Wer könnte alle kennen, die jemals vorhanden gewesen sind! Wer aber weiß nicht, daß die gewaltigste geheime Verbindung, die es je gegeben hat, schon im sechzehnten Jahrhundert von einer Universität ausgegangen ist? Ich meine den Jesuiten-Orden, der sich auf der Universität zu Paris zuerst entwickelte. Nicht, als möchte ich in diesem Zusammenhange ein besonderes Gewicht auf ihn, als Erscheinung, legen; allein, wenn man dies thun wollte, so würde zum wenigsten dadurch bewiesen werden können, daß gleiche Ursachen zu allen Zeiten gleiche Wirkungen hervorgebracht haben, daß folglich unsere Zeiten nicht die einzigen sündhaften sind.

Abgesehen aber von dem mittelbaren Einfluß, den der Organismus der Universitäten auf die Bildung geheimer Verbindungen ausgeübt hat, kommen vorzüglich zwei Fakultäts-Wissenschaften in Betracht, die, wie es scheint, zu allen Zeiten gleich standhaft, wiewohl auch nur mittelbar, auf die Hervorbringung derselben Erscheinung hingewirkt haben. Die eine derselben ist die Theologie; die andere die Jurisprudenz. Beide haben dadurch, daß sie, in ihrer bisherigen Gestalt, bei weitem mehr das Gedächtniß, als den Verstand der Studirenden in Anspruch nehmen, immer sehr viel Langeweile verursacht, und eben dadurch zum Abfall von ihnen, und zur Beschäftigung mit Nebendingen verführt. Wollte man demgemäß, in der Manier unseres Freundes Benzenberg, eine Statistik der geheimen Verbindungen auf Universitäten

anlegen: so würde man die ganz unfehlbare Entdeckung machen, daß die bei weitem größte Zahl von Mitgliedern dieser Gesellschaften, aus angehenden Theologen und Juristen besteht. Diese Erscheinung ist wenigstens insofern erheblich, als daraus hervorgeht, daß junge unerfahrene Männer durch den Zustand gewisser Wissenschaften verführt werden können, sich, so viel als möglich, von ihnen zurückzuziehen, und ihre Ausbildung in ganz anderen Bahnen zu versuchen. Eingedenk ihrer Bestimmung, aber unfähig, irgend ein Verhältniß zwischen dem, was ihnen als Theorie dargeboten wird, und dem, was sie künftig üben sollen, wahrzunehmen, wollen sie sich nicht ohne Noth quälen oder quälen lassen; und da es nicht in ihrer Gewalt steht, die Disciplinen zu verändern, so thun sie, was ihnen zunächst liegt, d. h. sie ziehen sich, so viel sie können, davon zurück, und beschäftigen sich auf ihre Weise, wie thörigt diese auch seyn mag. Will man nun nicht unbillig seyn, so muß man wenigstens eingestehen, daß diese jungen Männer weniger auf Abwege gerathen würden, wenn der praktische Nutzen dessen, womit sie sich als angehende Theologen oder Juristen zu beschäftigen haben, minder zweifelhaft wäre: denn allenthalben, wo es sich um die Erlernung einer reellen Kunst oder Wissenschaft handelt, da wendet jeder nicht ganz verwahrlosete Jüngling dieser Erlernung seinen ganzen Ernst und Eifer zu; und selbst auf Universitäten ist nur allzu sichtbar, wie wesentlich sich die jungen Männer, die sich in jenem Falle befinden, von denen unterscheiden, die sich nicht darin befinden.

Gestehen Sie, mein Freund, daß dies unverwerfliche Aufschlüsse sind: Aufschlüsse, ohne welche es nicht möglich ist, über den in Rede stehenden Gegenstand mit irgend einer Unpartheilichkeit zu urtheilen; Aufschlüsse zugleich, wodurch angedeutet wird, auf welchem Wege man dem, auf Universitäten seit Jahrhunderten hergebrachten Unwesen geheimer Verbindungen ein Ende machen kann.

Theobul. Ich kann und mag nicht wegläugnen, was Sie zur Erklärung einer sehr wichtigen, und, wie es scheint, täglich wichtiger werdenden Erscheinung beigetragen haben. Allein, was ist zu thun? Sollen die Wissenschaften, wodurch bisher Volkslehrer und Rechtskundige gebildet worden sind, untergehen? Läugnen werden Sie nicht, daß die Gesellschaft in jedem ihrer Zustände der Belehrung und der Rechtspflege bedarf; daß folglich auch Anstalten und Mittel vorhanden seyn müssen, Männer zu erziehen, von welchen dergleichen ausgehen kann.

Willibald. Wie könnte es mir, auch nur im Traume, einfallen, dies läugnen zu wollen! Die Frage ist bloß, ob die bisher angewendeten Mittel, Volkslehrer und Rechtspfleger zu erziehen, einen absoluten, d. h. für alle Zeiten ausreichenden Werth haben; und diese Frage möchte ich verneinen, und die ganze Welt zum Schiedsrichter in einer so wichtigen Sache aufrufen. Lassen Sie uns zuerst die Volkslehrer ins Auge fassen!

Was auch, in früheren Zeiten, ihre Bestimmung mit sich bringen mochte: bei dem gegenwärtigen Culturgrade in den meisten europäischen Reichen, kann

sie nichts weiter mit sich bringen, als — das Volk, d. h. die Gesellschaft über sich selbst zu belehren, sie in ihren Pflichten, wie in ihren Rechten, zu unterweisen, sie zum schuldigen Gehorsam gegen die Obrigkeit hinzuleiten, die gesellschaftliche Harmonie aus allen Kräften zu befördern, und, unter allen Umständen, das Beispiel einer hochherzigen Denkart zu geben. Wahrlich eine Bestimmung, die nicht würdiger gedacht werden kann! Hiernach nun, sollte man glauben, daß Denjenigen, die sich einer so ehrenvollen Bestimmung unterziehen, von Seiten des Staats werde Gelegenheit gegeben werden, die Gesellschaft nach ihren Grundlagen, so wie in ihren höchst mannichfaltigen Beziehungen, kennen zu lernen. Nichts geschieht indeß weniger. Man beginnt vielmehr damit, sie drei todte Sprachen lernen zu lassen, um sich durch diese, wo möglich, von drei verschwundenen Gesellschaftszuständen zu unterrichten, welche mit dem gegenwärtigen so wenig gemein haben, daß man sie nur verabscheuen kann; ich meine die Gesellschaftszustände der Römer, Griechen und Hebräer. Sind nun diese drei todten Sprachen handlich eingelernt, so geht es an ein Studium der kirchlichen Urkunden; und bei diesem Studium wird zunächst die Entdeckung gemacht, daß, da die Urkunden zum Theil Uebersetzungen aus dem Syrochaldäischen ins Griechische sind, zur gründlichen Erforschung derselben, eigentlich noch die Erlernung des Syrochaldäischen hinzukommen muß. Ja, will man, in neuerer Zeit, nicht sogar nur denjenigen für einen vollendeten Volkslehrer gelten lassen, der im Studium des Sanskritt die theologischen Mei-

nungen der Ostindianer früherer Zeit erforscht hat? Doch hierdurch ist die Bildung eines künftigen Volkslehrers so wenig beendigt, daß er noch immer nur im Vorhofe verweilt. Er muß genau wissen, welche dem menschlichen Verstande unerfaßliche Lehren die Kirche — zu allen Zeiten, wie behauptet wird — für wahre Lehren erklärt hat, damit er sie als solche fortpflanze; denn dies wird als unerläßliche Bedingung zweckmäßiger Thätigkeit im zukünftigen Amte betrachtet. Hiernächst kommt die Reihe an das Studium der christlichen Sittenlehre, worin glücklicherweise alles faßlich und praktisch ist, vorausgesetzt, daß man den Sinn für ihre Vortrefflichkeit nicht schon über die früheren Studien eingebüßt hat, was nur allzu leicht der Fall seyn kann. Den Beschluß macht das Studium der Kirchengeschichte, die, indem sie einen Zeitraum von achtzehn Jahrhunderten umfaßt, die aller mannichfaltigsten Umwälzungen in sich schließt: Umwälzungen, die, wenn sie mit einem gesunden Sinn aufgefaßt werden, nichts weiter beweisen, als daß zu verschiedenen Zeiten auf verschiedene Weise geherrscht wurde — geherrscht werden mußte; deren wahrer Sinn aber im Vortrage nie zum Vorschein tritt, weil man im Natürlichen nur Uebernatürliches sehen will. So wird der zum Volkslehrer Berufene gebildet. Ist es nun wohl ein Wunder, wenn er diesem Verfahren, das von allem Naturgemäßen so sehr abweicht, einigen Widerstand leistet? wenn er sich zurückzieht von einem Unterricht, dessen Zweckmäßigkeit ihm unbegreiflich ist? wenn er mit den wenigen Erfahrungen, welche ihm eigen seyn mögen, sich selbst sagt,

daß er, durch Hingebung an eine solche Methode, sich unendlich mehr von seiner wahren Bestimmung entferne, als er sich derselben nähere? Daß er in eine geheime Verbindung tritt, ist auf keine Weise zu rechtfertigen; allein wie gut müßte es um seinen sittlichen Instinkt, oder wie aufgeklärt um seinen Verstand stehen, wenn er sie unbedingt zurückweisen sollte!

Theobul. Ich fange an einzusehen, daß nicht alles, was aus der Vorzeit auf uns fortgeerbt ist, als etwas behandelt werden darf, das für alle Zeiten brauchbar und nützlich ist, und daß gewisse Methoden nichts weiter für sich haben, als Herkommen und Gewohnheit. Doch fahren Sie fort!

Willibald. Das Schicksal des angehenden Rechtspflegers ist um nichts besser. Auch er wird Studien unterworfen, die für seine künftige Bestimmung, als Sachwalter oder als Richter, von keinem erweislichen Nutzen sind, was auch im Uebrigen zu ihrer Vertheidigung gesagt werden möge. Ist er mit den todten Sprachen fertig, deren Erlernung in Beziehung auf ihn für nöthig erachtet wird, dann geht es an ein Studium des sogenannten Naturrechts. Was aber ist das Naturrecht? Eine wissenschaftliche Absurdität, entsprossen aus einer grundfalschen Ansicht von der Natur des Menschen, fortgepflanzt durch eine nichtsprüfende Gläubigkeit, und den gesunden Menschenverstand nur verwirrend, weil für diesen nur da von Recht die Rede seyn kann, wo er menschliche Verhältnisse, d. h. gesellschaftliche Thatsachen wahrnimmt. Dann kommt die Reihe an das römische Recht, für dessen Güte nur der

Aberglaube spricht; denn in ihrer glänzendsten Periode waren die Römer nur ein Räubervolk, das jedes Recht unter die Füße trat, und als sie zuletzt dahin gekommen waren, das Rauben einstellen zu müssen, waren sie so unfähig, einen Rechtszustand zu schaffen, daß ihr Staat gerade in dieser Unfähigkeit seinen Untergang fand. Das Kirchen- und das Lehnrecht würden Aufklärung gewähren, wenn sie als etwas vorgetragen würden, was einer gegebenen Zeit angehört habe, nicht als etwas, das noch immer zu gelten verdient. Zuletzt kommt das Studium des bürgerlichen und des peinlichen Rechts, so wie beides gegenwärtig in der Gesellschaft ausgeübt wird; doch wiederum mit keiner Rücksicht auf den Beruf des Richters und Sachwalters, sondern als geschlossenes System, das mit dem Gedächtniß aufgefaßt seyn will. So glaubt man einen Rechtskundigen bilden zu können; und der Erfolg ist, daß der, der mit der größten Entsagung die legistische Weisheit von zwei Jahrtausenden in sich aufgenommen hat, wenn er nun endlich von der Theorie zur Praxis übergeht, sich, gleich einem Knaben, das Protokoll in die Feder dictiren lassen muß, ehe er dahin gelangt, selbst ein Protokoll aufnehmen zu dürfen. Eine ganz neue Laufbahn eröffnet sich ihm also mit dem Eintritt in die Praxis; und die Fortschritte, die er in der neuen Laufbahn macht, sind in der Regel um so rascher, je weniger er von der sogenannten Theorie angesteckt und verdorben ist. Wie viele haben dies erfahren! wie viele wissen es, ehe sie den mühseeligen Weg betreten, den die Zunft vorschreibt! Ist es nun wohl ein Wunder, wenn diese sich dem, was

sie für überflüssig halten, entziehen und in selbstgewählten Verbindungen der langen Weile zu entrinnen suchen? Am Tage liegt, daß sie dies nicht thun würden, wenn man sie in ihren Beruf eben so einführte, wie andere Studirende in den ihrigen eingeführt werden. Es würde doch in der That sehr lächerlich seyn, wenn man einen angehenden Chemiker mit den Speculationen eines Theophrastus Paracelsus, oder eines Jacob Böhme, mehrere Jahre hinhalten wollte, ehe man ihn in die Wissenschaft der Chemie selbst einführte. Was Anderes geschieht aber, wenn man den Rechtskundigen mit den Systemen der Vorzeit aufhält, ehe man ihn in die Rechtswissenschaft, so wie sie gegenwärtig besteht, einführt? Giebt es nicht große achtungswerthe Nationen, die von einer solchen Methode nie Gebrauch gemacht haben; und sind ihre Richter und Sachwalter deshalb jemals schlechter gewesen, als die deutschen? Hat es also nicht das Ansehn, als ob Deutschland verdammt sei, sich niemals zurecht zu finden über den Werth der Vorzeit, und immer da abgöttisch zu verehren, wo andere Völker längst im Lichte wandeln?

Theobul. Beim Himmel, Sie haben Recht! Anstatt, der wahren Philosophie gemäß, theologische und juristische Dogmen in Thatsachen, die einer gegebenen Zeit angehören, aufzulösen, und so die Summe der richtigen Anschauungen zu vermehren, geht man in Deutschland noch immer darauf aus, das Gegentheil zu bewirken; und so geschieht es, daß unsere Gelehrsamkeit nur zur Verfinsterung des Verstandes, nur zur Verewigung der Unwissenheit und Barbarei dient. Wie aber ist einem solchen Uebel abzuhelfen?

Willibald. Freilich, da, da liegt's! Auf der einen Seite kann man sich darauf verlassen, daß, so lange die besseren Doctrinen und Methoden, Volkslehrer und Rechtskundige zu erziehen, nicht vorhanden, oder nicht wirksam sind, die Neigung, in geheime Verbindungen zu treten, nicht aussterben wird in Denen, die sich diesen Fächern gewidmet haben. Auf der andern Seite ist nichts schwieriger, als eine zum Vortheil der Gesellschaft zu Stande zu bringende Abänderung der Doctrinen und der Methoden ihrer Mittheilung. Die letztere ist etwas, die man ganz unbedingt der Zeit anheim stellen muß: der Zeit, welche giebt und wiedernimmt, und in allem was die Entwickelung des menschlichen Geschlechts angehet, immer der Summus arbiter gewesen ist und bleiben wird. Hier ist ein Feld, wo die Gewalt zwar große Verwirrungen anrichten, aber nie etwas Gutes stiften kann. Glücklicher Weise aber liegen die Sachen so, daß wir uns für den in Rede stehenden Gegenstand für die Zukunft den besten Erfolg versprechen können.

Nichts bringt dies so sehr mit sich, als das Verhältniß, worin die auf Beobachtung und Erfahrung gegründeten Wissenschaften zu denen stehen, die dies nicht sind; ein Verhältniß, das, indem es sich so ganz zum Vortheil der ersteren stellt, die letzteren nach und nach dahin modifiziren wird, daß sie den metaphysischen Charakter, der ihnen bisher eigen war, ablegen, um denjenigen anzunehmen, worin sie unbedingt nützlich sind. Ich müßte mich sehr irren, oder es ist in dieser Hinsicht schon ein bedeutender Anfang gemacht worden. Unsere Zeit, so reich an den auffallendsten Erscheinungen, zeich-

net sich unter andern auch dadurch aus, daß die Theologie zum Mysticismus zurückkehrt. Dies mag für andere ein böses Zeichen seyn; für mich ist es ein gutes: denn ich habe noch immer bemerkt, daß in den Zeiten, welche mit einer neuen wissenschaftlichen Geburt umgingen, der Mysticismus eine Hauptrolle spielte; und da ich mir nicht vorstellen kann, daß die der Theologie bevorstehende Umwandlung zum Vortheil der Finsterlinge ausfallen werde, so nehm' ich an, daß der Mysticismus unserer Zeit eine solche Umwandlung herbeiführen werde, welche der wahren Bestimmung der Volkslehrer entspricht. Warum sollte man daran verzweifeln? Alle Versuche, den Zustand der metaphysischen Wissenschaften zu fixiren, sind bisjetzt fehlgeschlagen; und vergleicht man die Theologie des zwölften Jahrhunderts mit der des neunzehnten, so sieht man klar und deutlich, was man sich für die Zukunft versprechen kann. Eben so in Ansehung des Studiums der Rechtswissenschaft. Man wird nicht ewig die Pferde hinter den Wagen spannen.

Theobul. Ich bekenne, daß ich Sie nicht ganz verstehe; es wird mir aber, glaub' ich, alles deutlich werden, wenn Sie sich darüber erklären wollen, wiefern die Universitäten in der von ihnen angedeuteten Krisis betheiligt sind.

Willibald. Zum wenigsten will ich Ihnen nicht vorenthalten, was ich darüber gedacht habe. — Die Universitäten haben die Entwickelung der Gesellschaft wenigstens insofern getheilt, als sie, nach und nach, ihr Wesen vervollständigt haben. Anfänglich Vereinigungen

von einigen wenigen sogenannten Facultäts-Wissenschaften, wie Theologie, Jurisprudenz und Medicin, sind sie im Verlaufe der Zeit, zu wahren Emporien des menschlichen Wissens geworden, auf welchen Jeder sein wissenschaftliches Bedürfniß befriedigen kann. Wie dies mit der Ausbildung der deutschen Länder zu Staaten zusammenhängt, dies mag hier unerörtert bleiben; genug, daß man zu allen Zeiten das Bedürfniß gefühlt hat, die gesellschaftliche Ordnung durch angemessene Doctrinen zu beschützen und diesen Sammelpunkte anzuweisen. So ist es geschehen, daß neben der Theologie der Jurisprudenz und der Medicin, welche, noch vor einem Jahrhunderte, die einzigen Lehrfächer bildeten, Mathematik, Physik und Staatswissenschaft einen bestimmten Platz auf Universitäten eingenommen haben, von welchem sie sich nie werden verdrängen lassen. Wie aber hätte es, bei dieser, durch das gesellschaftliche Bedürfniß selbst herbeigeführten Vereinigung alles Wissenswürdigen ausbleiben können, daß die eine Wissenschaft durch die andere modificirt wurde, die physische durch die metaphysische, und diese durch jene? Um zu erfahren, was in dieser Hinsicht bis jetzt geschehen ist, braucht man nur ein Werk zur Hand zu nehmen, wie etwa Melanchthons Physik. Diese Wissenschaft ging zu Melanchthons Zeiten noch ganz in den Banden der Metaphysik, weil der menschliche Geist die Ursachen der Erscheinungen noch lieber mit freier Willkühr setzen, als sie auf dem mühsamen Wege der Beobachtung und Erfahrung erforschen wollte. Wie vollständig aber hat sie sich seit etwa zwei Jahrhunderten von jenen Banden

befreiet! und in einem wie hohen Grade hat sie seitdem, auch ohne dergleichen zu beabsichtigen, das theologische System erschüttern müssen!

Mit Einem Worte: will man eine gegebene Wissenschaft in einem abgeschlossenen Seyn bewahren, so muß man sie nicht in Berührung bringen mit Wissenschaften, die anderer Natur sind, weil sie auf einem entgegengesetzten Prinzip beruhen. Dies ist in Italien und in allen Ländern, deren politisches System auf ein fest bestimmtes Kirchenthum gestützt war, sehr frühe beobachtet und mit ungemeiner Consequenz durchgeführt worden; und wenn es in Deutschland nicht geschehen ist, so läßt sich davon kein anderer Grund angeben, als daß, vermöge der, durch die Reformation festgestellten Freiheit in Glaubenssachen, der Staat nicht länger in der Kirche ruhen konnte. Die organische Beschaffenheit der deutschen Universitäten steht hiermit im genauesten Zusammenhange. Vermöge derselben werden alle Wissenschaften als gleich nützlich für die Ausbildung angehender Staatsdiener betrachtet; und eine Folge davon ist, daß ein der Theologie Beflissener nicht verhindert werden kann, einen Theil seiner Zeit, wenn er sich dazu aufgelegt fühlt, auf das Studium der Astronomie oder der Physik, oder der Weltgeschichte zu verwenden. Wie aber muß sich der Theologe in ihm modificiren, wenn er, vermöge eines, allen tüchtigen Geistern eigenthümlichen Strebens nach Einheit und Uebereinstimmung der Erkenntniß, die Resultate des astronomischen, physikalischen und geschichtlichen Studiums, in Einklang mit seiner Brodwissenschaft zu bringen strebt!

Auf diese Weise haben die deutschen Universitäten schon seit längerer Zeit dahin gewirkt, die metaphysischen Wissenschaften abzuändern. Die Metaphysik selbst, als besondere Wissenschaft, welche den Schlüssel zu allen Wissenschaften enthalten soll, wird, so viel ich weiß, nirgend mehr gelehrt; und obgleich die Wissenschaften, die den Charakter des Uebernatürlichen geltend machen, deshalb noch nicht verbannt sind, so liegt es doch in der Natur der Sache, daß sie sich durch die Berührung mit denen, die auf diesen Charakter verzichten, wesentlich abändern werden. Dies geschieht so allmählig und unvermerkt, daß Niemand darüber zur Rechenschaft gezogen werden kann. Und so liegt in dem Organismus der Universitäten selbst das Correctiv für die nachtheiligen Wirkungen, die von ihm bisher ausgegangen sind, nur daß man nicht fordern muß, der Gegensatz des Metaphysischen und Nicht-Metaphysischen in dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaften solle auf der Stelle ausgeglichen werden, und alles plötzlich zu der Harmonie zurückkehren, die sich nur da antreffen läßt, wo dieser Gegensatz ganz wegfällt.

Theobul. Sie sind also nicht der Meinung, daß man hier auf eine positive Weise, d. h. durch Verordnung und Befehle eingreifen könne, um das gute Werk zu beschleunigen?

Willibald. Ich bin vielmehr der Meinung, daß, im Wesentlichen, alles geschehen sei, was geschehen mußte, um eine bessere Ordnung der Dinge einzuleiten. Sie ist meines Dafürhaltens unausbleiblich, wenn man — der Zeit Zeit läßt. Die Fortschritte, welche die Be-

obachtungs- und Erfahrungswissenschaften bereits gemacht haben, stehen für alles ein, vorausgesetzt, daß man ihren natürlichen Wirkungen vertrauet und nicht vereinigen will, was sich nicht vereinigen läßt. Die Krisen, welche noch bevorstehen, können nie gefährlich werden; und was den Gegenstand betrifft, um welchen es sich vornehmlich handelt — ich meine die geheimen Verbindungen auf Universitäten — so bin ich sogar der Meinung, daß er, als Erscheinung in der Zeit, ganz anders eingetreten seyn würde, wenn er von dem Zustande, worin die Staatswissenschaft sich gegenwärtig noch befindet, weniger begünstigt worden wäre.

Theobul. Sie fangen an, räthselhaft zu werden.

Willibald. Das Räthsel wird sich lösen lassen. — Was auch in den letzten zwölf bis vierzehn Jahren geschehen seyn mag, den geheimen Verbindungen auf Universitäten einen politischen Charakter zu geben: der Eigensinn, die Halsstarrigkeit und Verbissenheit, welche diesen Verbindungen eigen geworden ist, läßt sich nur aus dem unvollkommenen Zustande erklären, worin sich die Politik, als Wissenschaft genommen, bis zu dieser Stunde in Deutschland befindet. Sie gehört, ihrem ganzen Wesen nach, zu den Beobachtungs- und Erfahrungswissenschaften; doch ist sie, als solche, bei weitem noch nicht so weit ausgebildet, daß sie der Vermuthung und Willkühr nicht freien Spielraum gäbe. Da nun ihre Grundsätze noch immer schwanken, so ist es wohl kein Wunder, wenn diese gemißbraucht werden; und hat man die Schriften eines Görres gelesen, so begreift man, daß ihr Mysticismus sich noch mit jeder Anwen-

wendung verträgt, den man von ihr zu machen für gut befindet.

Woher stammt denn die Idee einer Einheit Deutschlands, die noch immer so eifrig vertheidigt wird? „Aus der Opposition gegen die Wiener Bundes-Acte" — wird man sagen. Woher aber stammt diese Opposition? kann man weiter fragen. Und auf diese Frage giebt es, wenn man sich nicht in allgemeine Beschuldigungen verlieren will, keine andere Antwort, als daß der metaphysische Charakter, den die Staatswissenschaft in Deutschland trägt, einer richtigen Anschauung dessen, was für die Ausbildung des deutschen Staatenbundes im Jahre 1815 geschehen ist, widerstreitet. Hätte sich irgend einer von den vielen Professoren der Staatswissenschaften, welche in Deutschland thätig sind, das Verdienst erworben, auf eine klare und überzeugende Weise, d. h. durch ein auf Thatsachen gestütztes Raisonnement, nachzuweisen, wie die Wiener Bundes-Acte in sich selbst nichts weiter ist, als eine weitere Entwickelung des westphälischen Friedensvertrages, und hätte derselbe Gelehrte zugleich gezeigt, weshalb Deutschland das jetzt so eifrig verfolgte Phantom monarchischer Einheit zu allen Zeiten von sich ausgeschlossen hat: gewiß, es wäre mit der politischen Tendenz der geheimen Verbindungen auf Universitäten nicht so weit gekommen, wie es wirklich gekommen seyn soll; denn so abgeschmackt ist selbst die Jugend nicht, daß sie sich der Evidenz da, wo sie wirklich angetroffen wird, entziehen sollte. Was also solche Schriften, wie die eines Görres, und Anderer, die ich hier nicht nennen will, möglich machte, dasselbe macht auch die Fort-

dauer geheimer Verbindungen mit politischen Tendenzen möglich; und wie albern diese auch in jedem Betracht seyn mögen, so ist auf ihr Verschwinden doch nicht eher zu rechnen, als bis das vorhanden ist, was die verworrenen Vorstellungen, die man bisher von Staatsform und Verfassung in Deutschland gehabt hat, allein berichtigen kann. Nicht zu verkennen ist zwar das Verdienst, das der Herr Professor Pölitz sich in dieser Beziehung erworben hat; doch reicht es schwerlich aus für den Zweck, den eine neue Bearbeitung der Staatswissenschaften in unseren Zeiten sich setzen muß: denn obgleich unser Freund sehr richtig empfunden hat, daß der Charakter seines Werks durchaus positiv, d. h. auf Beobachtung und Erfahrung gegründet seyn müsse, so hat er es doch, wie ich glaube, bei der ersten Grundlegung versehen, indem er (unstreitig aus angeborner Bescheidenheit) den Satzungen der kritischen Philosophie zu viel eingeräumt, und den Knoten, den er hätte lösen sollen, im Grunde nur durchschnitten hat. Bei dem Allen macht sein Werk dem Zeitalter Ehre. Möchte es also diesem ruhigen Denker, diesem gründlichen Geschichtforscher gefallen, einen Anti-Görres zu schreiben, d. h. ein Werk, worin aus Deutschlands gesellschaftlicher Vergangenheit bewiesen wird; 1) daß die Ausbildung, welche Deutschland durch die Wiener-Congreß-Acte zu einem förmlicheren Staatenbund erhalten hat, kein Rück-, sondern ein Vorschritt ist: 2) daß und warum alle Träume von monarchischer Einheit, die man in Beziehung auf dies Land unterhält, nothwendig eitel sind und bleiben müssen; 3) daß alle Verbindun-

gen, welche auf Erfüllung dieser Träume abzwecken, nicht bloß lächerlich, sondern auch unbedingt verwerflich sind. Durch eine solche Schrift würde, mein' ich, in der gegenwärtigen Zeit unendlich viel Gutes geleistet werden; denn sie würde von einer Bahn ableiten, die nicht verfolgt werden kann, ohne daß bedeutende Störungen und Zerrüttungen eintreten.

Theobul. Sie scheinen sich von den Bemühungen, welche die Regierungen in dieser Hinsicht übernommen haben, nicht viel zu versprechen.

Willibald. Die Wahrheit zu gestehen, ich billige zum Voraus alles, was ihnen gelingen kann. Allein die ganze Sache scheint mir so angethan, daß ich geneigt werde, zu glauben, es könne ihnen nur unter der Bedingung etwas Großes gelingen, daß man ihnen die Meinung zuwendet; denn die Gewalt ist nur da recht wirksam, wo sie die Meinung für sich hat. Der im Jahre 1819 begonnene Kampf ist noch immer nicht beendigt. Warum nicht? Die Hauptursache liegt in der natürlichen Bösartigkeit aller geheimen Verbindungen.

Theobul. Ich bin erstaunt, ein so hartes Wort aus Ihrem Munde zu vernehmen.

Willibald. Gleichwohl ist es, glaub' ich, das einzige richtige Wort in diesem Zusammenhange. Alle geheime Verbindungen haben, als solche, eine entschiedene Anlage zu Bösartigkeit. Dies folgt in sof aus ihrem Wesen, als sie nur dadurch geheime Verbindungen sind, daß sie mit den, von ihnen verfolgten Zwekken nicht öffentlich hervortreten dürfen. Indem sie

fühlen, daß es für sie kein Recht giebt, sagen sie sich stillschweigend auch von der Pflicht los, und die unvermeidliche Folge davon ist, daß sie sich durch Lüge, List und Ränke in dem einmal gewonnenen Daseyn zu behaupten suchen, so lang es immer gehen will. Gerade hierin liegt das Verderbliche aller geheimen Gesellschaften, die sich über die Nützlichkeit ihrer Zwecke nicht ausweisen können. Allen diesen ist der Jesuitismus eigen, der sich, wie sich ganz von selbst versteht, in demselben Maße in ihnen entwickelt, worin sie auf Widerstand stoßen, oder sich bedroht glauben. Sie sehen zuletzt nichts, als sich selbst, und sind daher im Stande, alle Grundsätze der Sittlichkeit aufzuopfern, um sich in ihrem Seyn zu bewahren. Ihre Gefährlichkeit aber ist nothwendig um so größer, je mehr sie aus Leuten zusammengesetzt sind, deren Jugend und Unerfahrenheit leicht zur Ergreifung des Aeußersten bestimmt. Selbst, also, wenn sie sich einer bloßen Chimäre hingegeben haben, die nie verwirklicht werden kann, muß man ihnen entgegen wirken, weil die von ihnen angenommene Gesinnung nicht geduldet werden darf. Ich bitte Sie, was würde das für ein Beamtengeschlecht werden, das sich in List und Trug festgestellt hätte, ehe es zur Theilnahme an der Verwaltung gelangt wäre?

Will man aber die Gesinnung solcher Vereine verbessern: so ist nichts nothwendiger, als Belehrung, und zwar gerade über den Zweck ihres Strebens. Aufgeklärt über denselben, können sie, was auch falsche Scham und Eigenliebe leisten mögen, nicht lange widerstehen, während sie der bloßen Gewalt durch die Lüge und List so lange

zu trotzen pflegen, als sie immer können. Darum nun Belehrung über einen so wichtigen Gegenstand, als Deutschlands politische Verfassung in der Gegenwart wirklich ist! In dieser Belehrung liegt das wirksamste Gegengewicht gegen alle geheime Verbindungen, welche auf Herbeiführung einer anderen Ordnung der Dinge abzwecken, als die bestehende ist. Die Unwissenheit hat einen nur allzu wesentlichen Antheil an den Thorheiten, die bisher begangen seyn mögen; diese Unwissenheit aber ist um so mehr entschuldigt, weil das, was allein sie verdrängen konnte, aufrichtig gestanden, gar nicht da war. Dient, wie Bacon will, das, was in der Betrachtung die Ursache ausmacht, in der Verrichtung als Regel: so ist es, wo nicht leicht, doch keinesweges unmöglich, den gegenwärtigen geheimen Verbindungen auf Universitäten ein Ende zu machen, ohne daß die Gewalt dabei besonders wirksam wird. Sanabilibus aegrotamus malis etc.

Theobul. Ein tröstliches Wort, wenn das rechte Heilmittel nur schon angewendet wäre!

Ueber das Project zur Errichtung einer Pommerisch-Ritterschaftlichen Bank.

His ego gratiora dictu alia esse scio, sed me vera pro gratis loqui, etsi meum ingenium non moneret, necessitas cogit. Vellem equidem vobis placere, Quirites, sed multo malo vos salvos esse, qualicunque erga me animo futuri estis.

Tit. Livius III. 68.

Nicht bloß in der preußischen Monarchie, sondern auch im ganzen Deutschland, und dem größten Theil der Nachbarstaaten, herrscht eine allgemeine Klage über Gewerblosigkeit und gänzliches Darniederliegen aller Erwerbs- und Nahrungszweige. Mag nun auch der, einem großen Theil der Menschen eigene Hang, stets mit der Gegenwart unzufrieden zu seyn, einigen Antheil an dieser Klage haben, so ist doch nicht zu verkennen, daß sie im Ganzen leider! gegründet ist. Es giebt der Thatsachen, die von der herrschenden Noth zeugen, so viele, daß keine Täuschung dagegen Raum gewinnen kann.

Nichts ist demnach natürlicher und folgerechter, als der allgemein herrschende Wunsch, diesen Zustand möglichst bald zu verlassen, und zu einem bessern überzugehen. Je größer und allgemeiner die Noth wird, je mehr ihr Druck zunimmt; desto lebhafter ist der Wunsch, sich diesem zu entziehen, desto größer die Anstrengung einen bessern Zustand herbeizuführen. Daher ist auch eine solche Zeit vor andern überreich an Projecten, Ent-

würfen, Vorschlägen zur Beseitigung des herrschenden, zur Begründung eines bessern Zustandes. Berufene und Unberufene, Fähige und Unfähige, sind hier gleich geschäftig; und somit kann es auch an sonderbaren Ideen, an widersprechenden Ansichten von Ursachen und Wirkungen nicht fehlen.

Für Niemanden aber ist eine solche Zeit schwieriger und zugleich gefahrvoller, als für diejenigen, deren Sorge die Leitung der Angelegenheiten der Gesellschaft, die den Staat bildet, anvertraut ist. Die Menge, die zum Nachdenken über die Erscheinungen, und zum Erforschen der ihnen zu Grunde liegenden Ursachen, weder Zeit hat, noch gewöhnt ist, glaubt die oft tief verborgen liegenden Ursachen so nahe, als ob sie mit Händen gegriffen werden könnten, und ist auf diesem Wege so sehr geneigt, Personen mit Sachen zu verwechseln, daß nicht selten die Regierung von ihr angeklagt wird, Verhältnisse, deren Druck sie, durch irgend einen Zufall, jetzt mehr, als zu einer andern Zeit, fühlt, muthwillig herbeigeführt zu haben. Wenn nun auch jede Regierung, in dem Bewußtseyn ihrer Pflicht, hinlängliche Beruhigung gegen einen solchen Unsinn finden kann, und ihn nicht weiter zu würdigen braucht: so hat sie doch in solchen Zeiten gegen einen andern Irrthum zu kämpfen, bei welchem das Gefühl ihrer Pflicht sie nicht gleichgültig lassen kann. Aus derselben Quelle, aus welcher jener Vorwurf herstammt, kommt auch die Meinung, daß sie im Stande sei, der Noth zu gebieten, und den Druck zu heben; daher wird von ihr, und nur von ihr, Hülfe gefordert gegen Uebel, denen

sie nicht abhelfen kann, weil sie weder der Gewalt der Begebenheiten Schranken setzen, noch ihren Gang aufzuhalten, zu beschleunigen oder rückgängig zu machen vermögend ist. Gefahrvoll aber wird eine solche Zeit, wenn die Regierung selbst die Erscheinungen in derselben nicht in ihren Grund-Elementen zu erkennen, das Wesentliche von dem Zufälligen, das Dauernde von dem Vorübergehenden zu unterscheiden bemühet ist. Alsdann wird sie von den im Widerstreit befangenen Ansichten und Meinungen, wie in einen Strudel hineingezogen, von welchem aus sie nicht mehr im Stande ist, das Ganze mit gemessener Ruhe zu übersehen, und mit fester Hand zu leiten.

Nicht selten ist aber auch die Treue, mit der jede Regierung ihren Beruf zu erfüllen strebt, eine Klippe, die nicht minder Gefahr drohet. Sie, die Regierung, will stets das Gute, will es begründen, will gern und überall helfen, kann aber nicht vermeiden, daß dieses, aus der lautersten Quelle fließende Wollen, sie in einer Befangenheit hält, die sie für ein sorgfältiges Erwägen aller ihr gleich theueren Verhältnisse, und für ein strenges Sondern und Prüfen eines jeden einzelnen, unzugänglich macht.

Weise Regierungen haben daher gegen den Nachtheil, der aus den, in solcher Befangenheit unvermeidlichen einseitigen Ansichten nothwendig hervorgehen muß, dadurch sich zu schützen gesucht, daß sie jeden Vorschlag, der eine Veränderung bestehender Verhältnisse, oder eine Verrückung derselben beabsichtigte, nur dann erst berücksichtiget haben, wenn derselbe vorher ein Gegenstand

freier ungehinderter Discussion der dabei zunächst Betheiligten gewesen, wenn das Dafür und Dawider darüber ausgesprochen war, der Widerstreit der Interessen sich ausgeglichen hatte und man zur Verständigung darüber gelangt war. Manche haben diese nothwendige Vorsicht als ein Grundgesetz in die Staatsverfassung aufgenommen; da aber auch, bei ungehinderter Discussion der Volksvertreter, es nicht zu vermeiden ist, daß einzelne Interessen über das allgemeine siegen und zum Nachtheil des letztern begünstigt werden: so hat die Buchdruckerkunst ihnen eine mächtige Hülfe darin geleistet, daß eine schnelle Verbreitung der verschiedenartigsten Ansichten und Meinungen durch sie möglich wurde, gegen welche einzelne, aus einem besondern Interesse hervorgehende Stimmen, ihre Absicht nicht durchzusetzen vermochten, vielmehr sie der sich auf diese Weise bildenden allgemeinen Meinung unterordnen mußten. Ein solches Zulassen der verschiedenartigsten Ansichten hatte für die Regierung den unberechenbaren Vortheil, daß nicht allein die Nation über ihr wahres Interesse aufgeklärt, sondern daß diese Aufklärung auch der feste Boden wurde, in welchem das Vertrauen der Nation zu ihrer Regierung starke Wurzel schlug, und Liebe zu ihr, und treue Anhänglichkeit, die Früchte waren, die sie als Lohn erndtete. Niemand hat die Wichtigkeit dieser Hülfe so tief erkannt, als der große Mann, der in der allerschwierigsten Zeit Englands Angelegenheiten leitete. Selten hat der Minister Pitt einen, für das National-Interesse wichtigen Gegenstand vor das Parliament gebracht, über den nicht vorher die verschieden-

artigsten Ansichten und Meinungen in Druckschriften sich ausgesprochen hatten, und aus dem Volke selbst das Licht hervorgegangen war, das über sein wahres Interesse seine Stellvertreter erleuchten sollte. Wer in den jüngst verflossenen Zeiten den Gang beobachtet hat, den die englische Regierung, bei der merkwürdigen Abänderung ihrer Handels- und Schiffahrtsgesetze — Gegenstände, an welchen die Nation mit der ganzen Gewalt des Vorurtheils fest hielt — genommen hat, dem kann es nicht unbekannt geblieben seyn, daß der größte Theil dieser, für das Allgemeine so wichtigen, Abänderung, von dem antiministeriellen Edinburger Review eingeleitet worden ist, und daß die Nation der Beharrlichkeit, womit dieses Journal gesucht hat, sie über ihr wahres Interesse aufzuklären, und für so wichtige Veränderungen vorzubereiten, die Wohlthat derselben verdankt.

Diese Betrachtungen mögen den Gesichtspunkt bestimmen, aus welchem die Prüfung eines vor einiger Zeit bekannt gewordenen Projekts unternommen worden ist.

Dieses Projekt ist in einer Druckschrift enthalten, die bei Trautwein in Berlin unter dem Titel: „Statuten und Gesellschaftsvertrag der pommerisch-ritterschaftlichen Privatbank“ auf 22 Seiten in 8vo erschienen ist.

Projekt muß es zur Zeit noch genannt werden, obschon der Titel ein Anderes besagt; als ein solches muß es angesehen werden, weil an den Statuten sowohl, als an dem Gesellschaftsvertrag, Eigenschaften vermißt werden, die nothwendig zur Erscheinung hätten kommen müssen, wenn das Institut selbst in Wirksamkeit getreten

wäre; nämlich die Sanction des Landesherrn und die Unterschriften der Theilnehmer an demselben. Auch sagt der §. 1. des Gesellschaftsvertrages, daß diese Sanction, zur Zeit der Bekanntmachung, noch nicht vorhanden war, und die Anmerkung zu §. 3. macht auf Abänderungen aufmerksam, die bei der wirklichen Vollziehung eintreten dürften.

Der Zweck, der durch Errichtung dieser pommerisch-ritterschaftlichen Bank erreicht werden soll, ist §. 5. des Gesellschaftsvertrages (Seite 16 der Schrift) ausgesprochen worden. Es sollen nämlich durch diese Bank:

> „Die Geldcirculationsmittel durch ein wohlfundirtes Papier vermehrt, die Gewerbsamkeit und der Culturzustand der Provinz überhaupt und in allen Theilen gehoben, und ein Fond zur künftigen Tilgung ihrer (der Theilnehmer, Mitglieder der pommerischen Ritterschaft) Schulden gebildet werden."

Es ist diesemnach die Einführung eines Papiergeldes in Pommern, von welcher eine Anregung zur Erweiterung der innern Betriebsamkeit sowohl, als auch eine Hülfe zur Tilgung der auf den ritterschaftlichen Besitzungen haftenden Schulden, erwartet wird.

Die neuere Staatengeschichte Europa's hat, bei Darstellung der Entwickelung des innern Lebens derselben, einen Gegenstand zu berücksichtigen, den die frühere nicht kannte. Die Mehrzahl derselben hat nämlich in der Einführung des Papiergeldes (sei es unmittelbar oder mittelbar durch Corporationen u. s. w.) einen mächtigen Hebel zu finden geglaubt, wodurch entweder

ihre zerrütteten Finanzen gehoben und hergestellt, oder andere bedeutende Vortheile gewonnen werden könnten; und die Geschichte hat nun zu berichten, welchen Erfolg dieses, in frühern Zeiten unbekannte Mittel, auf Moralität und Wohlstand der Völker gehabt hat. Allein, dies ist grade nicht die erfreulichste Seite, die sie an ihnen zu zeigen hat; denn leider kann sie überall nur von dem höchst nachtheiligen und zerstörenden Einfluß, den das Papiergeld auf Moralität und Wohlstand gehabt hat, und von dem Kampfe berichten, den es diesen Staaten gekostet hat, sich von diesem Uebel wieder zu befreien *).

Man sollte daher glauben, daß es der warnenden Beispiele genug gebe, um gegen alles, was Papiergeld

*) Nur dem neuesten Lobredner des Papiergeldes, Herrn F. von Bülow-Cumerow in seiner Schrift: „Betrachtungen über Metall- und Papiergeld u. s. w." Berlin 1824, scheinen die Lehren der Geschichte entgangen zu seyn, oder, wenn er sie wirklich gekannt hat, hat er sie nicht gehörig würdigen wollen. Es ist hier aber nicht auf eine Widerlegung der von ihm, in einem blendenden Wortgepränge aufgestellten Ansicht abgesehen; denn schon die, Seite 54 stehende Aeußerung, „daß es ihm zweifelhaft sei, ob Oesterreich nicht „besser gegen seine Unterthanen gehandelt hätte, mit seinem Papier„gelde es eben so zu machen, wie Frankreich mit seinen Assignaten, „immer mehr zu machen, bis diese sich im Nichts auflösen" ist hinreichend, seine Ansicht vom Papiergelde auf sich beruhen zu lassen. Rußland, Oesterreich, England, Dännemark, Nordamerika und so manche andere Staaten, welche die größten Aufopferungen gemacht haben und noch machen, um sich von der Last des Papiergeldes zu befreien, würden, nach einer solchen Ansicht, sehr unweise verfahren, wenn sie nicht (ob etwa auch mit Hülfe der Mittel des Wohlfarths-Ausschusses?) den bequemen Weg — sich durch einen Staatsbankerott davon zu befreien — vorziehen.

genannt werden kann, das höchste Mißtrauen zu erwekken; wenigstens ist man berechtiget, zu erwarten, daß, wenn irgendwo ein Versuch gewagt werden sollte, Papiergeld einzuführen, dieser nur mit der möglichsten Umsicht, alle damit verknüpften Nachtheile zu vermeiden, verbunden seyn, auch alle ersinnliche Vorsicht angewandt werden würde, um einen möglichen Hinzutritt dieser Nachtheile zu verhindern.

Es müßte demnach die gegenwärtige Prüfung des vorliegenden Projekts mit der Untersuchung beginnen: ob bei den Urhebern desselben eine solche Umsicht geherrscht hat, und ob sie wirklich alle nur mögliche Sorgfalt angewandt haben, um die mit dem Papiergeld verknüpfte Nachtheile unwirksam zu machen und gänzlich zu entfernen. Allein, obgleich eine solche Untersuchung keinesweges überflüssig, sondern, was auch hier bestimmt ausgesprochen wird, höchst nothwendig ist: so ist sie doch nur von untergeordneter Art, indem es hier noch einen höhern Gesichtspunkt giebt, aus welchem das Ganze betrachtet werden muß.

Dieser höhere Gesichtspunkt kann aber kein anderer seyn, als — die unbedingte Nothwendigkeit. Wenn bei irgend einer Einrichtung beabsichtigt wird, einem Gebrechen oder einem die Gesellschaft drückenden Uebel abzuhelfen, und sie davon zu befreien: so kann eine solche Einrichtung, wenn sie von den ihr inhärirenden Nachtheilen — deren Wirksamkeit noch überdem vom Zufall abhängig ist — nicht befreit werden kann, nur durch die unbedingte Nothwendigkeit gerechtfertigt werden. Mit anderen Worten: das Uebel, von dem die

Gesellschaft befreit werden soll, muß größer, umfassender, drückender seyn, als alle Nachtheile, die aus der, jenes Uebel zu heben bestimmten Einrichtung hervorgehen können, in ihrer Gesammtheit sind; auch muß, unter gegebenen Umständen, kein anderes, mit keinen, oder mit geringeren Nachtheilen verbundenes Mittel vorhanden seyn. Wäre dieses nicht der Fall, oder ständen die Nachtheile der neuen Einrichtung zu dem vorhandenen Uebel gar in einem umgekehrten Verhältniß: so könnte jene Einrichtung nur in einem kaum zu entschuldigenden Leichtsinn ihren Grund haben.

Zeiget die Geschichte überall nur Spuren der Zerstörung, die das Papiergeld in Bezug auf Moralität und Wohlstand hervorgebracht hat: so kann dort, wo es eingeführt werden soll, diese Einführung nur durch die unbedingte Nothwendigkeit vertheidigt und gerechtfertigt werden.

In der Prüfung des vorliegenden Projects, muß demnach die erste Untersuchung auf die Beantwortung der Frage gerichtet seyn:

Ist die Einführung des Papiergeldes in der Provinz Pommern eine unbedingte Nothwendigkeit?

Eine gründliche Beantwortung dieser Frage würde ungemein erleichtert worden seyn, wenn die Motive, die unmittelbar zu diesem Projecte geführt haben, näher bekannt geworden wären. Es müßte nothwendig eine Darstellung von dem jetzigen Zustande der Provinz, sowohl nach ihren inneren Verhältnissen, als nach ihren äußern Beziehungen, ihnen zum Grunde gelegt werden, weil nur aus der richtigen Kenntniß von dem wahren

Zustande der Provinz, die Nothwendigkeit und Zulässigkeit der in Vorschlag gebrachten Bank beurtheilt werden könnte. Da nun aber diese Motive und der Zustand der Provinz nicht öffentlich bekannt geworden sind, so kann die Nothwendigkeit nur aus dem öffentlich bekannt gewordenen Zweck, der durch Einführung des Papiergeldes erreicht werden soll, erkannt worden.

Dieser Zweck ist nach den oben, aus dem Gesellschaftsvertrag angeführten Worten, ein dreifacher:

1) die Geldcirkulations-Mittel durch ein wohl fundirtes Papiergeld zu vermehren;

2) die Gewerbsamkeit und den Cultur-Zustand der Provinz, überhaupt und im Einzelnen zu heben;

3) einen Fond zur künftigen Tilgung der Privatschulden der einzelnen Theilnehmer zu bilden.

Man muß bei näherer Betrachtung des unter 1. angegebenen Zweckes, bekennen, daß sich schwer errathen läßt, worauf es eigentlich mit Vermehrung der Circulations-Mittel abgesehen ist; ja, daß es selbst nicht möglich ist, diesen Worten einen richtigen Sinn unterzulegen. Die Masse des, zur täglichen Circulation nothwendigen Geldes, ist von dem jedesmaligen Bedürfniß der Gesellschaft nach demselben abhängig, und wird allein durch dasselbe bestimmt; allein, dieses Bedürfniß ist im Grunde nur ein untergeordnetes, indem es wiederum durch das Bedürfniß, das die Gesellschaft für den Tausch der zu ihrem Unterhalt — welches Wort hier in seiner allgemeinsten und weitesten Bedeutung gebraucht wird — nothwendigen Gegenstände sein Daseyn erhält. Je größer und mannigfaltiger das Bedürfniß

nach solchen Gegenständen ist, desto größer wird auch das Bedürfniß nach diesem, den Tausch ungemein erleichternden und begünstigenden Mittel seyn; und umgekehrt wird das Bedürfniß nach demselben gering seyn, je geringer das Bedürfniß nach jenen Gegenständen ist. Eine vermehrte oder verminderte Geldcirculation ist daher stets nur die Wirkung von einer höheren Ursache, von welcher das Maß, der Umfang dieser Geldcirculation, bestimmt wird, und an welche nothwendig diese gebunden ist, weil sie, getrennnt von ihrer, sie ins Daseyn rufenden Ursache, in sich nichts ist, auch kein Vermögen in sich hat, irgend eine Wirkung hervorzubringen, folglich auch als ein abgesondertes Etwas gar nicht gedacht werden kann *). Die Geldcirculations-Mittel über die Gränze, die das jedesmalige Bedürfniß der Gesellschaft ihnen setzt, vermehren zu wollen, ohne zugleich ein vermehrtes Bedürfniß nach Gegenständen zu schaffen, zu deren Austausch dieses Mittel angewandt werden kann, würde, auf das Gelindeste ausgesprochen, ein müßiges und nutzloses Unternehmen seyn; denn, wenn

*) Eine Bemerkung die schon vor siebenzig Jahren Hume über die vielerlei Begriffe machte, die man dem Worte Circulation unterzulegen suchte, möchte hier wohl nicht am unrechten Orte stehen. There is a word, which is here in the mouth of every body, and which I find, has also got abroad, and is much employed by foreign writers, in imitation of the English, and this is Circulation. This word serves as an account of every thing; and though I confess, that I have sought for its meaning in the present subject, ever since I was a school-boy, I have never yet been able to discover it. Hume, Essays, IX. of public Credit.

wenn das hinzugebrachte Object nicht angewandt werden kann, so ist es so gut wie todt, und die Anstrengung, es herbeizuschaffen, eine der nutzlosesten, zu welcher die Kräfte der Gesellschaft aufgeboten werden können. Die Behauptung, daß eine Vermehrung der Geldcirculation Bedürfnisse schaffe, ist eine Absurdität; diejenigen, die daran festhalten, müssen annehmen, daß das Geld in die Gesellschaft, wie der Regen vom Himmel, komme, und daß sie keiner weiteren Arbeit und Anstrengung bedürfen, als es aufzufangen, welches denn die höchste aller Absurditäten seyn würde. Geld kommt in die Gesellschaft durch den Tausch von Gegenständen, welche sie durch Arbeit, und zwar in einer, ihr eigenes Bedürfniß übersteigenden Quantität hervorbringt, und die zugleich das wirkliche oder eingebildete Bedürfniß Anderer befriedigen. Also, das Hervorbringen (welches ohne Arbeit nicht beschaffen werden kann,) von einem, das eigene Bedürfniß übersteigenden Ueberschuß von Gegenständen, und zugleich das Bedürfniß Anderer nach diesen Gegenständen, muß nothwendig vorausgehen, ehe in der Gesellschaft an einen Tausch gedacht werden kann. Diese muß aber auch sehr bedeutende Fortschritte in der Civilisation gemacht haben, bevor sie zu der ungemeinen Erleichterung des Tausches durch Geld gelangt.

Jemehr man die Eigenschaften des Geldumlaufes zu erkennen sich bemüht, je mehr man das Ganze bis in seine einfachsten Elemente zu durchdringen sucht: desto eher wird man die Wahrheit der hier aufgestellten Ansicht erkennen; zu gleicher Zeit aber wird die Richtig-

keit des unter 1 angegebenen Zweckes klar hervortreten.

Diejenigen, die mit der Abstraction nicht vertraut sind, oder sich nicht gern mit abstracten Theorien beschäftigen, so wie Diejenigen, die vor dem Wirbel der in unsern Tagen so häufigen flachen und verkehrten Ansichten von den ersten Elementen der Staatswirthschaft, nicht zur Klarheit darüber gelangen können, möchten vielleicht für die so eben ausgesprochene Behauptung eines, auf einem anderen Wege geführten Beweises bedürfen. Ein solcher kann glücklicherweise aus den Statuten und dem Geschäftsvertrag geführt werden; es kann ihnen gezeigt werden, daß die Urheber derselben, den von ihnen angegebenen Zweck nicht weiter beachtet haben, auch nicht beachten konnten, weil er mit den beabsichtigten Geschäften und Operationen der Bank unverträglich ist.

Das Capital, mit welchem hauptsächlich die Geschäfte der Bank gemacht werden sollen, wird durch das, gegen den Umlauf der Zettel in die Cassen der Bank kommende baare Geld gebildet. Offenbar wird also hier das in der Provinz vorhandene baare Geld aus dem Umlauf gezogen und ein Geldeszeichen an dessen Stelle gesetzt; die Stelle des wirklichen Geldes ersetzt ein fictives, und für den wirklichen Thaler wird ein Versprechen, diesen, auf Aufforderung zu zahlen, gegeben. Die Geldcirculations-Mittel werden daher nicht vermehrt, sondern vertauscht.

Man könnte hier einwenden: dadurch, daß es der Bank gelungen ist, das bisherige Umlaufsmittel gegen

ein anderes zu vertauschen und in ihre Cassen zu sammeln, sei sie im Stande, durch Wiederausgabe desselben das Umlaufsmittel zu vermehren; allein hier übersieht man wesentliche Umstände. Derjenige Theil des Capitals, der von der Bank nicht gegen die in Umlauf gesetzten Zettel zurückgefordert wird, kann von ihr (doch nur bedingungsweise,) als Darlehn, folglich nur als Capital ausgegeben werden. Hierbei kommt es zuvörderst darauf an, ob in der Provinz Bedürfnisse für Capitalanleihen vorhanden sind, und ob für solche Anleihen hinreichende Sicherheiten gegeben werden können. Ist das eine und das andere nicht vorhanden, so kann das Capital auf dem Wege des Darlehns nicht in Umlauf kommen. Die Urheber haben selbst diesen Fall berücksichtigt, indem sie die Capital-Anlage auf Darlehn von Effecten, die an der berliner Börse Cours haben, sich vorbehalten haben. Gesetzt aber, es sei beides vorhanden, Bedürfniß und hinreichende Sicherheit: so könnte es doch leicht geschehen, daß dieses von der Bank angeliehene Capital zur Tilgung eines andern, und an Leute, die außerhalb der Provinz oder außerhalb des Landes sich befinden, verwandt würde, wobei denn von einer Vermehrung der Circulations-Mittel gar nicht die Rede seyn kann.

Wenn diesemnach die Richtigkeit des unter 1 angegebenen Zweckes, auch dadurch erwiesen ist, daß ein solcher, abgesehen von seiner gänzlichen Gehaltlosigkeit, schon deshalb nicht zu erreichen ist, weil er mit den Geschäften der Bank sich nicht verträgt: so ist nunmehr der unter 2 angegebene näher zu untersuchen.

Den Culturzustand in der Provinz überhaupt und in einzelnen Theilen zu heben, dazu kann die Bank nur mittelbar wirken. Diese nur mittelbare Wirkung kann keine andere seyn, als da, wo beides, der Cultur-Zustand und die Gewerbsamkeit, in ihrer Entwickelung durch einen Mangel an nöthigem Capital zurückgehalten werden, durch Darleihung eines solchen Capitals, die Unternehmer in Stand zu setzen, nunmehr darin vorschreiten zu können. Nun giebt es aber in beiden Zweigen keine Capital-Anlage, von welcher derjenige, der sie macht, eine schnelle Wiedererstattung erwarten kann; er kann, bei dem Gelingen des Unternehmens, nur auf eine jährliche Rente von diesem Capital rechnen, eine Rente, die, nach Abzug der Zinsen von dem angeliehenen Capital, ihm noch einen Ueberschuß giebt. Diesen Ueberschuß kann er, so oft er will, zur successiven Tilgung des Capitals anwenden: allein, auch abgesehen von allen möglichen Zufällen, die ihm oft diesen Ueberschuß hinwegnehmen, ja selbst die Rente so sehr schmälern können, daß sie zur Zahlung der jährlichen Zinsen nicht ausreicht, kann eine solche, von reinen Ueberschüssen zu beschaffende Tilgung nur langsam vorschreiten. Nun tritt aber hier der Umstand ein, daß die Verwalter der Bank dasjenige Capital, zu dessen Besitz sie durch ihre in Umlauf gesetzten Zettel gelangt sind, gar nicht auf eine solche Zeit und auf einen successiven Abtrag ausleihen dürfen, und das aus dem ganz einfachen Grunde, weil sie selbst mit Bestimmtheit gar nicht wissen können, wie lange Zeit sie im Besitze des Capitals bleiben werden. Das Capital der Bank

ist das Eigenthum sämmtlicher Besitzer der in Umlauf gesetzten Bankzettel, die auch nicht die mindeste Verpflichtung auf sich haben, das in den Cassen der Bank dafür niedergelegte Capital nicht nach Willkühr und Laune zurückzufordern. Dadurch aber würde die Bank, wenn sie dieses Capital auf längere Zeit, ja nur auf bestimmte Termine ausleihen wollte, in eine verzweifelte Lage zwischen Gläubigern und Schuldnern gerathen. Der erste kann, unerwartet und bei einfacher Vorzeigung des Bankzettels, von ihr das Geld für den Belauf desselben zurück verlangen; und wenn dieses Verlangen nicht augenblicklich befriedigt wird, so ist ihre Zahlungsunfähigkeit manifestirt. Dahingegen kann sie dieses Geld, das sie in der Täuschung, daß es nicht so schnell zurückgefordert werden würde, ausgeliehen hat, nur nach einer bestimmten, mitunter einer vorausgehenden Aufkündigung benöthigten Zeit, von ihren Schuldnern zurückfordern. Gesetzt auch, die Bank gebrauchte die Vorsicht, einen Theil des Capitals in ihren Cassen zurückzuhalten, und nur den andern, in der Voraussetzung, daß doch nicht das Ganze von ihr zurückgefordert werden würde, darzuleihen: so kann sie, wenn das zurückgeforderte Capital nur um ein Geringes das in den Cassen vorräthige übersteigt, in dieselbe Verlegenheit gerathen. Ihre Zahlungsunfähigkeit ist ebenso gut erklärt, wenn sie einzelne hundert Thaler, als wenn sie hunderttausende nicht einlösen kann. Alle Berechnungen, die sie, bei der Sonderung des Capitals in zwei Theile, in den auszulei henden und in den in den Cassen zurückzuhaltenden, anlegt, können nur auf der Wahrscheinlichkeit, daß

nicht mehr Zettel zur Realisation präsentirt werden würden, beruhen, und das heißt, mit Wahrscheinlichkeit voraussetzen, daß sie ihre Zahlungsunfähigkeit nicht erklären würde. Alle Banken, deren Operationen auf diesem Grunde beruheten, von der Landbank in England unter der Königin Anna an bis zur Banque territoriale des Lafon-Ladebat in Frankreich und dem hollsteinischen Leih-Institut herunter, sind schmählich untergegangen, und mußten nothwendig untergehen, weil sie auf einen Widerspruch, wie der, von der Nothwendigkeit, unerwartet, aber augenblicklich zu zahlen, und von der Unmöglichkeit das Zahlungsmittel sogleich herbeizuschaffen, gegründet waren.

Will also die Bank dieser Klippe, an der sie nothwendig scheitern muß, entgehen, so muß sie ihre Darleihen so einrichten, daß sie zu jeder Zeit, und so augenblicklich, als sie ihr Bedürfniß danach kund giebt, das dargeliehene Capital von ihren Schuldnern wieder erhalten kann. Allein mit diesem für ihre eigene Sicherheit höchst nothwendigen Grundsatz, wird der ganze Zweck von Erhebung des Cultur-Zustandes und der Gewerbsamkeit gänzlich aufgehoben.

Denn, in der That, wer wird eine Unternehmung machen wollen, bei der er voraussetzen muß, daß das dazu erforderliche Capital, sofern es nicht sein eigenes, sondern ein von Fremden angeliehenes ist, unerwartet gekündigt, und er dadurch im Fortgange gestört, und gar der Gefahr ausgesetzt werden kann, seine eigenen Kräfte aufzuopfern oder umsonst anzuwenden? Niemand Anders, als Derjenige, der bei einem unglücklichen Ausgange nichts verlieren kann, — weil er

nichts zu verlieren hat; mit einem Worte der Avanturier. Ein solcher kann schon deswegen keinen Anspruch auf Unterstützung von Seiten der Bank machen, weil er die erste und nothwendigste Bedingung nicht erfüllen kann, nämlich hinreichende Sicherheit für das darzuleihende Capital zu geben.

Es ist hier die Absicht, die Ursachen, welche die angegebenen Zwecke, die durch die Pommersch-ritterschaftliche Bank erreicht werden sollen, aufheben oder vernichten, nur im Umrisse hinzustellen, die Ausführung desselben aber der nähern Prüfung des speziellen Theiles der Statuten und des Gesellschaftsvertrages vorzubehalten, um den unvermeidlichen Wiederholungen zu entgehen. Jedoch dürfte es nicht am unrechten Orte seyn, wenn hier noch eines anderen Umstandes erwähnt würde, der ebenfalls dem unter 2 angegebenen Zweck hemmend entgegentritt.

Die Beförderung des Cultur-Zustandes und der Gewerbsamkeit auf diesem Wege, kann Zustände herbeiführen, die der Bank selbst nachtheilig werden, wenigstens sie in Lagen versetzen, in welchen der Fortgang ihrer Operationen höchst schwierig werden muß. Ein Theil der Verbesserungen des Cultur-Zustandes des Grundes und Bodens, kann durch vermehrte Arbeit beschaffen werden, und in dieser Hinsicht kann ein angeliehenes Capital, das in dieser Absicht verwendet wird, einen zweifachen Nutzen hervorbringen, nämlich den, der aus der Anwendung der Arbeit unmittelbar für den Besitzer des Bodens hervorgehet, und den aus der Beschäftigung der Arbeiter hervorgehenden, die in dem Lohn ein

Mittel erhalten, ihre Bedürfnisse in einem höhern Grade, als es bisher bei dem Mangel an Arbeit geschehen konnte, zu befriedigen, und eine größere Quantität von Erzeugnissen zu verzehren. Allein ein anderer, und vielleicht der größere Theil dieser Verbesserungen, dürfte nur durch Herbeischaffung von Materialien zu beschaffen seyn, und dieser ist von dem erstern so sehr verschieden, daß leicht eine, der ersten ganz entgegengesetzte Wirkung daraus hervorgehen könnte. Um ein Beispiel zur Erläuterung zu geben, kann angenommen werden, daß in unsern Tagen die Schaafzucht eine der Hauptmeliorationen im Landbau, und daß die Einführung einer Heerde oder die Vermehrung oder Veredlung derselben ein nothwendiges Erforderniß ist. Eine solche erfordert aber eine Capital-Anlage, und das dafür anzuwendende Capital gehet aus der Provinz, entweder in eine andere, oder ins Ausland. Nun ist aber das Pommersche Papiergeld für diese benachbarte oder entfernte Provinz eben so, wie für das Ausland, von gleichem Werth, d. h. unmittelbar von keinem, weil es hier keinen Werth im täglichen Umlauf hat, und überhaupt nur einen relativen haben kann, der von dem Bedürfniß, das diese Provinz oder das Ausland hat, in Pommern Zahlungen zu leisten, oder Gegenstände, deren es bedarf, und die nicht theuerer, als von anders woher, zu stehen kommen, zu beziehen, abhängt. Es erhält diesemnach die Eigenschaften eines an einem fremden Orte zahlbaren Wechsels, dessen Cours zuletzt auf dem Grund des Silberparis bestimmt wird, und muß, mittelbar

oder unmittelbar, in die Provinz zurückkehren, um gegen klingend Geld vertauscht zu werden, welches denn eben so viel ist, als wenn dieses Materiale mit baarem Gelde wäre angekauft worden, nur mit dem Unterschiede, daß, wenn letzteres gleich dafür hingegeben worden wäre, der Theil Unkosten, welcher für das Hin- und Herschicken, und als Zinsen für den Verzug, erstattet werden muß, erspart worden wäre. Derselbe Fall tritt auch bei allem Materiale, das Fabriken und Gewerbe nöthig haben, wenn es nicht in der Provinz erzeugt wird, ein; und so muß nothwendig das Verhältniß des vorräthigen baaren Geldes zu der Summe der im Umlauf befindlichen Zettel verrückt werden, dessen Wiederherstellung nur dadurch bewirkt werden kann, daß ein Theil dieser Zettel an die Cassen der Bank zurückgedrängt wird, worauf eine Beschränkung ihrer Operationen erfolgen muß. Die Meinung, daß die durch ein solches, selbst ins Ausland gegangene Capital, neugeschaffene und vermehrte Gegenstände, die Provinz um so viel reicher gemacht haben, und sie durch den Absatz derselben nach Außen, in Stand setzen, das baare Geld wieder herein zu ziehen, beruhet, in Hinsicht auf letzteres, auf Unwissenheit oder Täuschung. Denn gesetzt, diese Gegenstände wären grade diejenigen, nach welchen das Ausland ein besonderes Bedürfniß hätte, so sind sie, in sofern sie durch den Landbau erzeugt werden, in ihrem Werthe nie höher, als eine Rente von einer Capitals-Anlage zu schätzen, folglich ein in seiner Continuität höchst langsamer Ersatz dieses Capitals, und in sofern sie das Er-

zeugniß von Fabriken und Gewerben sind, ist ihr Umsatz gegen neues Material eine nothwendige Bedingung zur Fortbestehung dieser Fabriken und Gewerbe.

Das Vorschreiten der Bank zur Erreichung des unter 2 angegebenen Zweckes, vorausgesetzt das Zusammentreffen von Umständen, die dessen Möglichkeit begünstigen, würde demnach in sich selbst ein Hemmniß und zugleich die Nothwendigkeit der Beschränkung finden. Diese müssen nothwendigerweise überall eintreten, wo eine Sache zu einem Werkzeuge gemacht wird, der die nothwendigen Eigenschaften eines solchen Werkzeuges fehlen. Dem Capital, das die Bank als Darlehn hingiebt, fehlt die nothwendige Eigenschaft eines Capitals: denn derjenige, der jetzt zu einem Darlehn es anwendet, kann nicht frei und ungehindert darüber verfügen, weil es nicht sein eigenes Capital ist, sondern einem Dritten eigenthümlich gehört, dieser Dritte aber, unbekümmert, wie der, dem er es anvertraut, dasselbe verwendet hat, es unerwartet und augenblicklich zurückfordern kann. Es hat keine Leihbank gegeben, die, wenn sie ihre Geschäfte auf den Umlauf ihrer Zettel begründet hatte, nicht ein höchst warnendes Beispiel hinterlassen hätte; und hier bedarf es nur der Einnerung an eine einzige, die Londoner Bank. Noch hat es keine zweite gegeben, die ein so großes Capital eigenthümlich besessen hat, als sie zur Zeit der Einstellung ihrer Baarzahlungen besaß. Die Ursache, die das Verschwinden des baaren Geldes in England herbeigeführt hat, ist hier gleichgültig; das Factum, daß die Bank, im Vertrauen auf den Umlauf ihrer Zettel, ihr Darlehn zu weit ausgedehnt

hatte, und dadurch außer Stand gerieth, diese Zettel zu realisiren, steht fest. Die unerschöpfliche Sophistik der Minister in dem Beweise, daß die Einstellung der Baarzahlungen der Bank, dem Gemeinwesen nicht nur nicht nachtheilig, sondern vortheilhaft wäre, hat vor dem schreienden Schmerz, den die Verwundung ihres Wohlstandes der Nation auspreßte, verstummen müssen; und die Minister selbst wurden überzeugt, daß die Heilung dieser Wunden nur durch die Wiederherstellung der Baarzahlungen der Bank geschehen, und die neue Aera des National-Wohlstandes nur mit diesen Baarzahlungen beginnen könne.

Es bleibt nunmehr nur noch der dritte der angegebenen Zwecke zu untersuchen. Offenbar ist dieser ein, von den beiden vorangegangenen ganz verschiedener; denn, wenn jene beide das Allgemeine umfassen sollen, so soll dieser nur auf das Besondere sich beschränken. Hier gilt es nur dem individuellen Interesse, und dasjenige, was man dabei für das Allgemeine zu beschaffen wähnte, tritt in den Hintergrund, und wird, auf das Höchste genommen, nur noch als eine Unterlage für einen individuellen Zweck benutzt. Wenn aber das Allgemeine gegen das Besondere zurückgesetzt wird, so ist kein Grund für die Nothwendigkeit, bestehende Verhältnisse abzuändern, oder zu verrücken, vorhanden. Das Besondere kann den Grund für eine solche Nothwendigkeit nicht hergeben, weil das Allgemeine ihm nicht untergeordnet werden kann, noch darf, so wenig, als es selbst die Stelle des Allgemeinen annehmen kann.

Diejenigen, die, in solchen Dingen, die Nothwen-

digkeit nicht anerkennen wollen, oder zu Gunsten des Besonderen, in einzelnen Fällen, sie umgehen zu können glauben, beurkunden, daß sie keinen richtigen Begriff von dem Organismus des Staates haben. Sie kennen den Weg nicht, auf den diese Ansicht führt, und ahnen den Feind nicht, der hier im Hinterhalt lauert. Von dem Augenblick an, wo das Besondere sich von dem Allgemeinen trennt, und die Beziehung zwischen ihnen aufgehoben ist, muß nothwendig der Zustand eintreten, dessen Entfernung ein Gegenstand der Anstrengung für die Weisheit aller Zeiten gewesen ist. Das Besondere kennt nur sich; alles Uebrige ist ihm nur in sofern vorhanden, als es eine Beziehung zu ihm hat, seinen selbstischen Zwecken dient, und für sie benutzt werden kann. Aus dieser Gesinnung gehet der ewige Zwist zwischen ihm und dem Allgemeinen hervor, der nothwendig in einen Krieg zwischen beiden ausarten muß: zwar nicht in jenen großen, offenen Krieg, denn in einem solchen müßte es, schon wegen seiner Beschränktheit, dem Allgemeinen unterliegen; aber wohl in jenen kleinen, heimlichen, hinterlistigen, auf Ueberfälle in dunkler Nacht berechneten, nur Beute bezweckenden Krieg, der mit Tagesanbruch endigend, in unzugänglichen Höhlen die Wiederkunft der Nacht, und der Gelegenheit, die Ueberfälle zu wiederholen erwartet, und deswegen so gefährlich ist.

Wie wenig die Gesetzgebung im Stande ist, einen solchen Krieg ganz zu unterdrücken und überall den Frieden zu erhalten, besagt ihre Geschichte in allen Zeiten; sie selbst aber giebt hierüber das gültigste Zeugniß in ihren eigenen Bewegungen, die von der Voraussetzung

eines solchen nie zu unterdrückenden Zwistes, wie die Strahlen aus ihrem Brennpunkte, hervorgehen. Daher hat sie vor Allem die Nothwendigkeit erkannt, auf die Bewegungen des Besonderen stets ein wachsames Auge zu haben, und da, wo es seiner Wirksamkeit die Farbe des Allgemeinen zu geben sucht, eine strenge Prüfung ob der möglichen Täuschung vorzunehmen, und keinem seiner Schritte mit Gleichgültigkeit zuzusehen.

Faßt man das vorliegende, nur auf die Erreichung eines individuellen Zweckes berechnete, Unternehmen in seiner Eigenthümlichkeit auf, so wird man unwillkührlich an die sehr alte Betrachtung erinnert: Tempora mutantur et nos mutamur in illis! Es ist aber in unsern Tagen in sofern erfreulich, diese alte Betrachtung beherziget zu sehen, als bei aller Achtung für das Dagewesene, und bei allem Lobe, das eine gegründete Anhänglichkeit an das Alte mit Recht verdient, doch nicht geläugnet werden kann, daß es an demselben Seiten giebt, bei deren beharrenden Festhalten — wenn überall ein solches auf die Dauer möglich seyn sollte, — der gesellschaftliche Zustand in eine Starrheit und Verknöcherung überzugehen drohet. Eine Gesellschaft, — um diese Eigenthümlichkeit hier näher anzugeben, — von Mitgliedern der Pommerischen Ritterschaft, tritt hier in eine Verbindung, die beabzweckt, gemeinschaftlich ein Etablissement zu errichten, das Bankgeschäfte machen soll, und den Gewinn, der durch solche Geschäfte diesem Etablissement zufällt, nach einer Reihe von Jahren, wenn er eine bestimmte Höhe erreicht hat, zur Tilgung der Schulden der einzelnen Mitglieder, nach

Maßgabe ihres Antheils, anzuwenden. Das Mittel wodurch sie zu diesem Gewinne zu gelangen hofft, besteht nicht in einem eigenthümlichen, zu dieser Unternehmung hergeschossenen Capitale, sondern in einem fremden, zu dessen Besitz sie durch die Ausgabe ihres Papiergeldes gelangen zu können glaubt.

Aus diesem Gesichtspunkte angesehen, ist das Unternehmen dieser Gesellschaft, von einem ähnlichen Unternehmen eines Banquiers oder jedes andern Privatmanns nicht zu unterscheiden, und greift, wie dieses, ins bürgerliche Leben ein. Daher muß sie auf alle Forderungen, die bei einem solchen Unternehmen an einen Privatmann zur Begründung des öffentlichen Vertrauens gemacht werden können, Rede stehen. Sie muß nicht nur die Solidität ihres Etablissements in seinen Grundlagen, sondern sie muß dieselbe auch in der Bewegung innerhalb des sich gesetzten Wirkungskreises, nachweisen können; denn nur beides zusammengenommen und ungetrennt von einander, ist vermögend, das öffentliche Vertrauen zu begründen; und ist um so nothwendiger für die Erkenntniß, als die Gesellschaft, ohne dieses Vertrauen, weder Schritte thun, noch über eine ephemere Existenz hinaus gelangen kann.

Diese Forderung hat sie durch eine öffentliche Bekanntmachung ihrer Statuten und ihres Gesellschaftsvertrages zu erfüllen sich veranlaßt gefunden.

Durch diese ist der ganze Organismus offenkundig geworden, und somit hat die weitere Prüfung des Projects sich mit diesem zu beschäftigen.

Wenn ein Privatmann irgend eine Unternehmung

macht, zu deren Fortgang er des öffentlichen Vertrauens, oder — welches Wort hier dasselbe ausdrücken soll — des Credits bedarf: so kann er nur auf den Grund des Capitals oder Vermögens, das er selbst eigenthümlich besitzt und zu dieser Unternehmung anwenden kann, auf ein solches Vertrauen Anspruch machen. Es bedarf gerade nicht, daß dieses Capital einem Jeden vorgelegt oder vorgezählt werde, um sein Vertrauen zu gewinnen: allein es muß irgend Etwas vorhanden seyn, worin die Meinung, daß er wirklich ein solches Capital eigenthümlich besitzet, ihren Grund findet; auch müssen die Geschäfte die er macht, wenn sie zur Erscheinung gelangen, von der Art seyn, daß sie den Grund jener Meinung nicht zum Wanken bringen: denn wären diese Erscheinungen geeignet, irgend einen Zweifel hervorzurufen, so würden sie unmittelbar dahin wirken, das Vertrauen zu vermindern oder gänzlich zu entziehen, wodurch der Fortgang des Unternehmens gehemmt, oder gar das Unternehmen selbst aufgehoben werden müßte. Nächst dieser Meinung von seinem Capital, bedarf er allerdings auch des guten Rufes, d. h. die Meinung von seinen, zu diesem Unternehmen nöthigen intellectuellen Fähigkeiten sowohl, als von seiner Moralität, muß ebenfalls ihren Grund erkennen. Allein, so unerläßlich auch diese letzteren sind, so können sie, da sie keine sinnliche Realität haben, durch ihren Hinzutritt das Vertrauen zwar erhöhen, der Grund desselben wird aber stets auf dem Capital, das allein sinnliche Realität hat, beruhen. Das Vorhandenseyn eines wirklichen ihm eigenthümlichen Capitals ist hier um so nothwendiger,

weil dadurch nicht nur das Vertrauen, das der Unternehmer selbst zu seinem Unternehmen hat, ausgesprochen wird, sondern, weil es zugleich in sich das Object nachweiset, von welchem, auf den Fall des Mißlinges der Unternehmung, der möglich daraus hervorgehende Verlust, — erforderlichen Falls unter dem Schutze des Rechts — ersetzt werden muß, bevor ein solcher Ersatz von dem, auf den Grund des Vertrauens hingegebenen Capitale, genommen werden darf. Je tiefer man in die Untersuchung desjenigen, woraus die eigentliche Grundlage des Privat-Credits bestehet, eindringt: desto gründlicher wird man erkennen, daß sie nur aus diesen Bestandtheilen zusammengesetzt ist, und gleichsam in einer stillschweigenden Uebereinkunft der Gesellschaft dafür anerkannt ist.

Da nun, wie oben nachgewiesen worden ist, das vorliegende projectirte Unternehmen der Mitglieder der Pommerischen Ritterschaft, ganz in die Kategorie eines Privatunternehmens gehört, so muß die Aufmerksamkeit zuerst auf das ihr eigenthümlich gehörige Capital, das sie zu diesem Unternehmen bringt, gerichtet seyn.

Darüber spricht der §. 2 der Statuten:

„Die Bank erhält durch Einschüsse der Theilnehmenden, welche 250 Actien, jede zu 4000 Thalern, gezeichnet haben, ein Capital-Vermögen von Einer Million Thalern, und fertiget dagegen für eine Million Thaler Bankscheine aus, die sie in Umlauf setzt, und fortwährend in vollem Werth erhält."

Nach diesen Worten müßte man glauben, daß die

Theil-

Theilnehmenden bis zu dem Belauf von einer Million Thaler zusammenschießen, damit die Bank, auf den Grund eines solchen Capitals, ihre Operationen zu unternehmen in Stand gesetzt werden, in Folge dieser Operationen ihre Bankscheine in Umlauf bringen, und auf den Fall, daß diese Bankscheine ihr zur Realisation präsentirt werden, einlösen könne. Es ist aber nicht so gemeint. Die Theilnehmenden zahlen, nach Maaßgabe ihres Antheils oder ihrer Actie, für eine jede derselben, 4000 Thaler baares Geld (§. 3. „der Einschuß erfolgt in baarem Courantgeld"), erhalten aber dafür einen gleichen Belauf in Bankscheinen, denn der §. 7. sagt in ganz einfachen Worten:

„die Ausgabe der Bankscheine erfolgt an die Theilnehmer Zug um Zug, gegen Erlegung des §. 3. bestimmten Einschuß-Capitals."

Es beschränkt sich mithin die erste Verbindlichkeit der Theilnehmenden oder Actionärs darauf, daß sie der Bank, für jeden von ihnen gezeichneten ganzen Antheil (nach §. 37. giebt es auch halbe) 4000 Thaler baares Geld geben, und dagegen Bankscheine von demselben Werth erhalten. Ueber diese Bankscheine können sie sodann frei verfügen; sie können an einen Dritten Zahlung darin leisten, in so fern ein solcher sie als baare Zahlung anzunehmen sich nicht weigert; dieser Dritte kann durch ihre Präsentation an die Bank die Realisation derselben verlangen; ja, die Theilnehmer selbst können, nachdem der Tausch Zug um Zug vor sich gegangen ist, und sie hierin ihre Verbindlichkeit erfüllt haben, die Bankscheine an die Bank präsentiren und die

Realisation verlangen: denn eine auf diese Weise zu beschaffende Zurücknahme ihres Capitals benachtheiliget ihre Eigenschaft als Theilnehmer auf keine Weise.

Daraus gehet aber hervor, wie uneigentlich der Ausdruck „Capital-Vermögen" für das auf diese Weise eingeschossene Capital ist. Es ist kein Capital, weil die Bank kein unbedingtes Vermögen darüber, d. h. keine freie Disposition darüber hat, indem diese stets von der Laune oder der Willkühr der Zetteleinhaber, ob sie solche behalten oder realisiren wollen, abhängt.

Da nun diese Million Thaler nicht das eigenthümliche Capital der Bank, d. h. dasjenige, worüber sie frei und ungehindert verfügen und was sie zu ihrem Nutzen anwenden kann, bildet: so muß nothwendig Etwas vorhanden seyn, das einem solchen entspricht, weil sie dessen schon zur Bestreitung der Ausgaben, die ihre erste Einrichtung erfordert, bedarf, und diese Ausgaben nicht von jenem, ihr nicht eigenthümlich gehörenden Capital bestreiten kann, ohne ein Defizit in dem Augenblick ihres Beginnens zu haben.

Der §. 4. zeigt das wirkliche Vorhandenseyn eines solchen Capitals nach, jedoch unter einer andern Benennung.

Die Urheber des Entwurfs haben wahrscheinlich selbst eingesehen, wie uneigentlich in der Anwendung, die sie davon machen, das Wort „Capital" ist, und haben daher wohl die Veranlassung genommen, sich desselben, außer in dem oben erwähnten §., nicht weiter zu be-

dienen. Das oben erwähnte Capital von einer Million Thaler ist nach §. 3. nur „ein Fond" von dem Betrag „des Werths der ausgegebenen Bankscheine" der „jederzeit in der Bank niedergelegt" ist, als ein Fond „dessen Bestimmung ist, die ausgegebenen Bankscheine, sobald sie präsentirt werden, zu realisiren."

Dahingegen bestimmt der §. 4.

> „Ausser dem obgenannten Realisations-Fond, wird auch ein Betriebsfond von ursprünglich 25000 Thalern gebildet, indem von jeder Actie ein hundert Thaler eingeschossen werden."
>
> „Dieser Betriebsfond vergrößert sich durch die Erwerbungen der Bank (cf. §. 41.)"

Dieser Fond von Fünf und zwanzigtausend Thalern ist demnach das eigenthümliche Capital der Bank, das sämmtliche Theilnehmende zu der Unternehmung hergeben. Für diese hundert Thaler die ein jeder Theilnehmer für jeden ganzen Antheil oder Actie einschießt, erhält er keine Bankscheine, auch ist er nicht berechtiget, diesen Einschuß von der Bank zurückzufordern.

Daher kann auch nur in Beziehung auf diesen Fond der §. 5. richtig verstanden werden. Dieser sagt:

> „die Theilnehmer begeben sich der Disposition über die eingeschossene Actien-Valute, und erwerben dagegen die Statutsmäßige Societäts-Rechte."

Das kann unmöglich von dem Einschuß der 4000 gemeint seyn; denn, wäre dies der Fall, so würde den Theilnehmenden die freie Disposition der Bankscheine,

in deren Besitz sie gegen diesen Einschuß gelangen, genommen werden, wodurch der Zug um Zug zu beschaffende Tausch eben so überflüßig als nutzlos seyn würde. Nur dem Einschuß von hundert Thalern kann diese Bedingung gelten, und nur durch diese Bedingung kann das aus dem Gesammt-Einschuß derselben entstehende Capital von Fünf und zwanzigtausend Thalern, ein eigenthümliches Capital der Bank werden, weil sie dadurch die freie ungehinderte Disposition erhält, der Theilnehmer aber den wahren Charakter eines Actionärs erlangt, den er, ohne die Verzichtleistung auf die fernere Disposition dieses Capitals, nicht erlangen könnte.

Es ist auch wahrscheinlich, daß der geringe Umfang dieses wirklichen Einschusses, die Veranlassung gab, von dem Theilnehmenden — was bei Actien-Gesellschaften jedoch ein höchst seltener Fall ist, — zu verlangen, daß er auf die jährliche oder halbjährliche Dividende Verzicht leiste. Gegen den einst zu erwerbenden bedeutenden Vortheil, ist der, worauf er hier verzichtet, freilich nur ein Geringes; allein er ist doch einer Anmuthung ausgesetzt, die, grade durch das Verzichten auf die Dividende, ihn sehr hart treffen kann. Hievon wird an gehöriger Stelle gesprochen werden.

Ob nun ein solches Capital von Fünf und zwanzigtausend Thalern zu einem solchen Unternehmen ausreichend ist, das soll hier nicht erörtert werden. So viel darf aber zu bemerken erlaubt seyn, daß die erste Einrichtung, zumahl wenn nach §. 17. des Gesellschafts-Vertrags ein eigenes Haus, — vielleicht auch Magazine und Speicher für die Aufbewahrung der

verpfändeten Waaren — angekauft werden soll, das Capital leicht absorbiren, und nur wenig, das disponibel sey, übrig lassen könnte.

Ist nun die Frage nach dem der Bank eigenthümlich gehörigen Capitale durch eine bestimmte Angabe der Größe desselben, beantwortet: so kann die Aufmerksamkeit sich nunmehr auf die Geschäfte der Bank richten, und dieselben einer näheren Prüfung unterwerfen.

Nach dem Inhalt des §. 3. der Statuten, scheint es, als wenn die Urheber des Entwurfs selbst eingesehen hätten, daß sie den unter I. und II. angegebenen Zweck, und namentlich den zweiten, als den realen, von ihrem Wirkungskreis entfernen mußten. Die Gränze, die sie hier um diesen Wirkungskreis ziehen, ist viel enger als die im §. 5. des Gesellschafts-Vertrags angegebene; denn es heißt hier:

> „Es können daher auch mit diesem Realisations-Fond nur solche nutzbare Geschäfte gemacht werden, welche, nach kaufmännischen Grundsätzen, in leicht zu versilbernden Mitteln mit Sicherheit die Anschaffung eines, der verausgabten Summe gleich hohen Betrages an baarem Gelde, jederzeit gestatten;“

und obschon es diesen Worten an derjenigen Bestimmtheit fehlt, die zur Verständlichkeit erforderlich ist, so kann doch derjenige, der mit solchen Angelegenheiten vertrauter ist, daraus ermessen, daß darunter gemeint sey,

> die Bank wolle nur das, für die Bankscheine niedergelegte Capital, zu Dahrlehnen auf solche

Gegenstände benutzen, die nach kaufmännischen Grundsätzen die Eigenschaft besitzen, augenblicklich versilbert werden zu können, damit erforderlichen Falls, das Silbergeld, das von ihr, zur Realisirung ihrer Zettel, gefordert werden könnte, herbeigeschafft werden könne.

Allein ganz unerwartet findet sich, daß die hier gesetzte Gränze erweitert, und durch eine solche Erweiterung, dem hier angeführten Inhalt widersprochen wird. Der §. 35. spricht von Pfändern, in so weit dieselben an der Berliner Börse Cours haben; ferner, von Waaren, die bei der Bank als Pfand deponirt worden, und endlich ist im §. 40. die Rede von Darlehnen von Capitalien gegen hypothekarische Sicherheit, zum Retablissement hülfsbedürftiger Gutsbesitzer. Auf diese Weise ergiebt sich aus dem Zusammensuchen der Gegenstände aus verschiedenen, zerstreuten, in keiner Beziehung zusammenhängenden §. §., daß der Wirkungskreis der Bank, über die, im §. 3. angegebene Gränze weit hinausgerückt ist, und eine Anzahl von Gegenständen umfasse, die jener §. gar nicht erwarten ließ.

Da nun aber ein jeder einzelne von diesen Gegenständen, ganz besondere, nur ihm allein zukommende Eigenschaften besitzt: so muß die Betrachtung bei einem jeden einzelnen von diesen, in den Wirkungskreis der Bank, gezogenen Gegenständen verweilen.

Gegenstände, die nach kaufmännischen Grundsätzen die Eigenschaften besitzen, wodurch sie die Fähigkeit erhalten zu jeder Zeit versilbert werden zu können, sind

kaufmännische, zu einer bestimmten, jedoch gewöhnlich nicht über drei Monate hinausgehenden Frist, zahlbare Wechsel, die von dem Umstande, daß derjenige, der Geld darauf leihet, weil neben dem Capital keine Zinsen für die laufende Zeit in dem Wechsel verschrieben sind, die Zinsen gleich bei dem Darlehn kürzt, Disconto-Wechsel genannt werden. Die Solidität solcher Wechsel, d. h. dasjenige, was dem Darleiher die Sicherheit giebt, sein Capital zu der im Wechsel bestimmten Frist pünktlich gezahlt zu erhalten, beruhet auf dem Credit, den sämmtliche oder einzelne von den Personen, deren Unterschriften auf dem Wechsel als Trassant, Acceptant und Endossenten vorhanden sind, genießen, auch daß sie alle solidarisch dafür haften. Die Leichtigkeit womit sie zu jeder Zeit versilbert werden können, erhalten sie durch die Kürze der Zeit, in der sie zahlbar sind, weil stets, besonders in der Handels-Welt, Capitalisten vorhanden sind, die, um ihr Capital möglichst disponibel zu halten, und von jedem günstigen Zeitpunkte einen Nutzen ziehen zu können, eine solche Capital-Anlage allen übrigen vorziehen, und weil, ausser diesen Capitalisten, es unter den Kaufleuten eine Anzahl von Individuen giebt, die, ohne eigentlich Capitalisten zu seyn, öfters ein Capital für eine kurze Zeit müssig liegen haben, und bis dahin, wo sie es bedürfen, einen Nutzen davon zu ziehen suchen. Zur Zeit wo ein lebhafter Handel herrscht, d. h. wo das Vorhandenseyn von Erzeugnissen und die Nachfrage nach denselben gleich groß ist, und ein lebhafter Tausch in denselben Statt findet, wird zu gleicher Zeit eine lebhafte Nachfrage

nach dem diesen Tausch erleichternden Mittel, dem Gelde, seyn, und der Kaufmann, der, bei dem Fortgang eines lebhaften Tausches, besonders interessirt, wird um so mehr suchen, dieses Mittel, von Andern, die es besitzen, auf den Grund seines Credits sich zu verschaffen, als er selbst den Tausch um so lebhafter befördern kann, wenn er Credit giebt. Zu einer solchen Zeit, wird daher die Masse vorhandener kaufmännischer Wechsel größer seyn, als zur Zeit, wo der Handel stockt und darniederliegt; denn kein solider Kaufmann wird in einer solchen Zeit Geld anleihen wollen, das er nicht anwenden kann, d. h. durch dessen Benutzung er sich keinen Gewinn zu verschaffen weiß.

Aehnliche Verwirrungen, wie bei dem Begriff von der Circulation, sind auch bei dem Begriff vom Handel vorherrschend geworden. Weil ein lebhafter Handel eine Nachfrage nach Geld herbeiführt, so hat man geglaubt, das Vorhandenseyn des Geldes müsse auch einen lebhaften Handel herbeiführen können. Der Mißgriffe sind unzählige, die unter dieser Voraussetzung gemacht worden sind, bis endlich die, mitunter theuer erkaufte Erfahrung, die Nachtheile gezeigt hat, die aus einer solchen unbedingten Voraussetzung hervorgehen. Die Leichtigkeit, womit Geld, vermöge des Prinzips, daß der Handel nothwendig unterstützt und aufgemuntert werden müsse, zu erhalten war, hat die Kaufleute zu grundlosen und gewagten Speculationen verführt, die den Verlust des angeliehenen Capitals, den Ruin der Kaufleute, und öfters nicht weniger den Ruin der Capitalisten, und einen Nachtheil für die Regierungen,

die jenen Prinzip anhingen und es zu befördern suchten, zur unmittelbaren Folge hatten. England, — und wenn von Handel, von Credit und Geldcirculation die Rede ist, so muß man doch wohl seinen Blick auf dieses Land richten, — hat auch hierin ein warnendes Beispiel gegeben. Es ist an einem andern Orte *) berichtet worden, wie dort, als nach Beendigung des amerikanischen Krieges, die Privatbanken entstanden waren, diese, getrieben durch den Wunsch, von ihren Creditmitteln den möglichsten Nutzen zu ziehen, zu leichtsinnig ihre Vorschüsse in ihren Creditzetteln machten, und dadurch die Veranlassung zu grundlosen und gewagten Speculationen gaben, welche dann auch mit dem gänzlichen Ruin unzähliger Kaufleute, Fabrik- und Manufacturinhaber endigten: wobei nicht weniger als hundert und einige zwanzig solcher Banken in einem einzigen Jahre Bankrott machten, und einen Zustand herbeiführten, durch welchen der Staat in die Nothwendigkeit gerieth, bedeutende Capitalien herzuschießen, damit die reichern und solidern von diesem Strudel nicht mit fortgerissen würden, wodurch ein gränzenloses Elend sich über das ganze Reich verbreitet haben würde.

Aus der Anwendung dieser Betrachtung auf den vorliegenden Fall, würde hervorgehen, daß, wenn es jetzt in der Provinz Pommern einen lebhaften Handel gäbe, die Bank, indem sie einen Theil des zur Realisation ihrer Bankscheine bestimmten Fonds zum Discon-

---

*) Neue Monatsschrift für Deutschland, Jahr 1823, 9s Heft, Seite 54 u. f.

tiren kaufmännischer Wechsel anzuwenden sich veranlaßt findet, durch diese Anwendung, sich einen Gewinn erwerben könnte. Da aber die allgemein herrschende Noth, unter anderen Ursachen, auch vorzüglich in der Stockung des Handels ihren Grund hat, und die Provinz Pommern keine Ausnahme hierin gestattet: so kann das Bestreben der Bank, das Geld zum Discontiren kaufmännischer Wechsel anzuwenden, gar leicht jene grundlose und gewagte Speculationen, jene Wechselreiterei hervorrufen, die nothwendig mit dem Verlust des Capitals endigen müssen.

Das Leihen auf Pfänder, die an der Berliner Börse einen Cours haben, kann nur von Staatspapieren verstanden werden. Auch hier fehlt dem Ausdruck die nothwendige Bestimmtheit, und deswegen ist es ungewiß, ob auch fremde Staats-Papiere mit zu den Effecten, auf welche die Bank Pfandweise Darleihen machen will, gehören, oder ob nur die inländischen allein als solche von ihr erkannt werden, und, wiederum, ob von diesen diejenigen ausgenommen seyn sollen, deren Werth noch nicht durch ein Staatsgesetz bestimmt ist, sondern nur den hat, den die öffentliche Meinung, auf Gerüchte von der endlichen Bestimmung desselben, ihnen beilegt. Obgleich aus dieser hier aufgestellten Classification ein bedeutender Unterschied für diese Effecten sich ergiebt, so soll dieser hier nicht weiter verfolgt, sondern nur der allgemeine Begriff von Staatspapier festgehalten werden.

Schon das Wort „Pfand", deutet an, daß die Bank, den, in §. 3. ausgesprochenen Grundsatz erwei-

tert hat. Darleihen, die gegen Verpfändung eines Objects gemacht werden, setzen voraus, daß dabei eine Zeit bestimmt wird, innerhalb welcher das Pfand nicht eingelöset zu werden bedarf. Der Darleiher ist demnach gebunden, die Rückzahlung erst nach Ablauf dieser Zeit fordern zu können, und muß bis dahin auf eine anderweitige freie Anwendung seines Capitals verzichten. Diese Verzichtung aber widerspricht dem in dem §. 3. ausgesprochenen Grundsatz, daß nur Geld auf Objecte ausgeliehen werden soll, die, nach kaufmännischen Grundsätzen, zu jeder Zeit versilbert werden können. Die Behauptung, daß ein Darlehn auf solche Effecten, und auf nicht längere Frist als die des kaufmännischen Wechsels, dasselbe sey, als ein auf kaufmännische Wechsel gemachtes, beruhet auf Irrthum und auf Täuschung über die wahren Eigenschaften, durch welche beide Gegenstände unter sich merklich verschieden sind. Wenn die Bank nothwendig eine schnelle Versilberung ihrer Effecten beschaffen muß, so kann sie diese durch den kaufmännischen Wechsel, wenn er auch noch nicht fällig ist, beschaffen; und da sie, in dem Lauf ihres Disconto-Geschäfts, zu dem Besitz von Wechseln gelangt seyn muß, die nicht alle zu einer und derselben Zeit, sondern zu verschiedenen, nahen und entfernten, Zeiten fällig seyn können: so wird ein solcher Besitz ihr die Versilberung um so mehr erleichtern, als sie denjenigen, die das Geld ihr geben, die Wahl lassen kann, sich unter diesen Wechseln diejenigen Verfallzeiten zu wählen, die für ihre eigenen Verhältnisse die passendsten sind. Das kann aber bei Pfändern nicht geschehen: denn

die Möglichkeit für den Verpfänder, sein Pfand zur bestimmten Zeit einlösen zu können, kann von unzähligen Umständen, Begebenheiten und Zufällen abhängig seyn, und die endliche Einlösung dürfte nur durch den Verkauf des Pfandes beschafft werden können, wodurch nothwendig eine Verzögerung entstehen muß, wenn auch die dabei zu beobachtenden Formen möglichst abgekürzt würden. Nun wird aber, auf den Fall, daß die Bank die Versilberung eines solchen Pfandes bedarf, und es für diesen Zweck, mit allen daran haftenden Rechten, an einen Dritten übertragen will, dieser Dritte, in so fern er sein Geld nur auf eine bestimmte Zeit entbehren kann, es nicht für einen Gegenstand hergeben wollen, bei welchem die Gewißheit der Einlösung zweifelhaft ist, und bei dessen Besitz er selbst Gefahr läuft, seine eigene Verpflichtungen nicht pünktlich erfüllen zu können. Es wird der Bank also nur die Zuflucht zu dem eigentlichen Capitalisten bleiben, und hier wird sie sich bequemen müssen, Opfer zu bringen, und sich in seine Bedingungen zu fügen.

Die Frage, ob Staatspapiere ein Object von beruhigender Sicherheit für eine Leihbank seyn können, bedarf, unter der Voraussetzung, daß nur von inländischen Staatspapieren die Rede ist, keiner weitern Erörterung. Auch soll, aus dem beständigen Wechsel, dem der Werth derselben unterworfen ist, keine Einwendung dagegen herbeigeführt werden; denn es kann dem Verlust, der etwa aus dem Fallen des Werthes derselben hervorgehen könnte, dadurch vorgebeugt werden, daß nur ein verhältnißmäßiger, gegen diesen Wechsel Sicherheit gebender Werth, darauf geliehen werde. Es giebt

aber dennoch eine andere Seite, von welcher aus Anleihen auf Staatspapiere für die Bank bedenklich werden könnten.

Ruhe und Frieden, und die gegründete Aussicht, sie nicht gestört zu sehen, haben überall ein größeres Vertrauen zu Staatspapieren, und eine Steigerung ihres Werthes hervorgerufen. Diese Steigerung ist aber auch — und so paradox als es Manchem scheinen könnte, darf es doch hier nicht übersehen werden — zu gleicher Zeit durch die herrschende Noth mit hervorgerufen worden. Die Stockung in allen Erwerbs- und Nahrungszweigen entfernt, weil die gehörige Rente nicht mehr bezogen werden kann, jede Capital-Anlage, und das Capital, das sonst hierin wirksam war, muß anderwärts eine Anwendung suchen. Eine solche Anwendung boten die Staatspapiere dar, zumahl in dem Zeitpunkte, wo Staats-Anleihen von allen Seiten, und in höchstbedeutenden Summen, gemacht wurden zu hohen Zinsen, die theils unmittelbar verschrieben, theils in dem Capitalwerth, zu welchem die Staatspapiere veräußert wurden, gegeben wurden. Je mehr die Stockung im Handel und Gewerbe zunahm, desto größer war das Capital, das sich von diesen ab- und zu jenen hinwandte; und so mußte die Rente von den letzteren auch geringer werden, was denn durch das Steigen der Staatspapiere geschah. Das Zusammentreffen von zwei Umständen, die Abnahme der Rente von den im Handel und Gewerbe angelegten Capitalien, und die bedeutend hohe, die zu Anfang durch Capital-Anlage in Staatspapieren zu erhalten war, bilden die ganz ein-

fache Ursache, die das Steigen des Werths der letztern hervorgebracht hat. Jedoch würde diese Steigerung nicht so rasch vor sich gegangen seyn, wenn nicht noch ein Drittes hinzugetreten wäre.

Der niedrige Werth der Staatspapiere zur Zeit, als von allen Seiten Anleihen gemacht wurden, hatte einen ganz besondern Reiz für eine besondere Klasse von Geschäftsleuten, die unter dem Namen von Speculanten bekannt genug sind, und die in der Absicht, sie, bei dem Bedürfniß nach Capital-Anlagen, zu höheren Preisen veräußern zu können, einen möglichst großen Theil an sich zu bringen suchten. Sie waren gleichsam die Vorkäufer auf dem Markt; und sobald sie sich des Vorraths bemächtiget hatten, trieben sie selbst den Preis davon in die Höhe, um bei dem Wiederverkauf zu gewinnen. Durch die Manövers, die hiebei Statt hatten — und kein einziges blieb unversucht — ist der natürliche Preis der Staatspapiere verschwunden, und hat einem künstlichen Platz machen müssen, wenn unter dem natürlichen derjenige angenommen wird, zu welchem das wahre Bedürfniß befriediget werden kann, und unter dem künstlichen, daß er nur auf der Wahrscheinlichkeit, daß ein solches Bedürfniß eintreten werde, beruhet.

Die Speculanten würden jedoch ihren Zweck nicht so schnell und nicht so leicht haben erreichen können, — weil zu einem solchen Handel bedeutende eigenthümliche Capitalien erfordert werden, — wenn sie nicht wiederum Capitalisten gefunden hätten, die einen Vorschuß auf Staatspapiere gegen Verpfändung derselben, einer eigenen Capital-Anlage in denselben vorzogen, in dem

verhältnißmäßigen geringern Vorschuß gegen den augenblicklichen Werth, ihre Sicherheit, und in dem höhern Zins, den der Speculant, in Erwartung eines kommenden Gewinnes, um so leichter zu zahlen sich verstand, eine bedeutendere Rente, als sie durch den Ankauf des Staatspapieres haben konnten, erhielten.

Dadurch hat sich ein besonderes Verhältniß zwischen dem Speculanten und dem Capitalisten gebildet, das einen bedeutenden Einfluß auf das Steigen und Fallen der Staatspapiere hat, oft aber auch zum Ruin des Speculanten, und nicht selten zum Nachtheil des Capitalisten sich auflöset. Der Zufall bringt oft den Zinsfuß auf solche Vorschüsse zu einer wucherischen Höhe, und muß nothwendig einen gezwungenen Verkauf des Pfandes herbeiführen, wodurch, bei aller Vorsicht, die der Capitalist in dem Maße seines Vorschusses angewandt hat, dennoch Ausfälle entstehen, die der Speculant, der schon durch den hohen Zins bedeutend eingebüßet hat, nicht mehr mit seinem Vermögen zu decken im Stande ist.

Dennoch haben so viele warnende Beispiele den Trieb zu diesem Spiele nicht unterdrücken können. Speculation auf Staatspapiere ist jetzt ein bürgerliches Gewerbe geworden, zu dessen lebhafter Unterhaltung nur das Vorhandenseyn von Capitalisten, die auf Staatspapiere Vorschüsse machen, erfordert wird. Je größere Geneigtheit die letzteren hiezu haben, desto größer und lebhafter wird der Betrieb dieses Gewerbes seyn.

Wenn nun die Bank Darleihen auf Staatspapiere mit in ihren Wirkungskreis aufnimmt, so ist, zumahl

unter Voraussetzung, daß solche gegen mäßige Zinsen geschehen, anzunehmen, daß dieses Geschäft einen bedeutenden Fortgang haben wird. Die Berliner Börse allein kann hierin hinreichende Beschäftigung ihr geben. Allein, was muß die unmittelbare Folge hiervon seyn? Keine andere, als daß das dargeliehene Capital in baarem Gelde außerhalb der Provinz gehen, das Verhältniß zwischen ihm und den in Umlauf befindlichen Zetteln auf das empfindlichste verrücken, und die nothwendige Wiederherstellung desselben um so schwieriger machen muß, als alle Nachtheile, die die schnelle Versilberung eines Pfandes hat, hier zugleich eintreten müssen, wenn auch zu einer solchen Zeit keine politische Begebenheiten oder nur Gerüchte von solchen vorhanden sind, die eine Realisation, selbst mit bedeutendem Verlust, unmöglich machen.

Waaren haben, neben den Eigenschaften, die die Fähigkeit des Pfandes, schnell versilbert werden zu können, beschränken oder aufheben, noch andere, wodurch sie noch weniger ein Gegenstand sind, der zu einem Unterpfand gegen Darlehn für die Bank sich eignet. Die Unbestimmtheit, die auch hier, bei ihrer beiläufigen Erwähnung, in den Statuten herrscht, soll hier nicht zu einer weitern Erörterung auffordern; jedoch muß bemerkt werden, daß, wenn das Darlehn nur auf eine, für die Wiedereinlösung bestimmte kurze Frist geschehen soll, der Kaufmann unmöglich davon Gebrauch machen kann. Seine Absicht, bei der Verpfändung von Waaren, kann nur die seyn, einen günstigen Zeitpunkt für den Absatz derselben erwarten zu wollen: einen Absatz,

durch

durch dessen Preis er für die Zinsen und übrigen Unkosten vollkommen entschädiget wird, dessen Zeitpunkt aber nicht mit Gewißheit voraus zu bestimmen ist. Wie kann er aber erwarten, diese Absicht zu erreichen, wenn er voraussetzen muß, daß die Bank in Lagen gerathen könne, worin sie seine Absicht nicht nur nicht unterstützen, sondern ganz und gar nicht berücksichtigen kann, vielmehr nothgedrungen ist, die schnelle Versilberung des Pfandes zu fordern?

Auch der, bei Gelegenheit des Unterpfandes in Waaren, dem §. 35. hinzugefügten Ermächtigung für die Bank, instructionsmäßige Provision zu nehmen, fehlt es nicht weniger an der gehörigen Bestimmtheit. Es ist hier nicht ausgesprochen, ob darunter gemeint sey, daß der Verpfänder, bei dem Darlehn, neben den Zinsen auch noch eine Provision an die Bank, oder ob er solche nur dann zu zahlen habe, wenn die Bank gezwungen wird, selbst das Unterpfand zu realisiren, und sich für ihren Vorschuß nebst den übrigen Unkosten bezahlt zu machen.

Was nun ferner die Darleihen auf hypothecarische Sicherheit betrifft so ist schon früher auf die Hindernisse, die hier eintreten müssen, hingewiesen worden, und ein Weiteres darüber würde nur Wiederhohlung des bereits Gesagten seyn. Der §. 40. der Statuten, der von solchen Darleihen handelt, stellt eine Anzahl von Bedingungen auf, die nothwendig vorausgehen müssen, ehe die Bank zu solchen Darleihen schreiten kann. Ueberdem gehört die hypothekarische Sicherheit, welche die, „des Retablissements bedürftigen Gutsbesi-

ßer" geben können, in der Regel zu denjenigen, von denen sich voraussetzen läßt, daß die Bank nur dann wird Rücksicht darauf nehmen können, wenn ihr eigenthümliches Capital eine solche Höhe erreicht hat, daß es sie gegen alle Gefahren die aus solchen Darleihen für sie hervorgehen können, schützen kann.

Von Männern, deren Bildung auf die Erreichung eines ganz andern Zieles, und auf die Behauptung eines ganz andern Standes, in der Gesellschaft, als der, den das bürgerliche Gewerbe giebt, gerichtet war, kann, ohne Unbilliges von ihnen zu fordern, nicht verlangt werden, daß sie in alle einzelnen Theile des Handels und der Gewerbe tief eingedrungen seyn, und jeden Umstand, aus welchem Vortheil oder Nachtheil hervorgehet, genau kennen sollen. Deswegen schien eine nähere Erörterung derjenigen Gegenstände, über welche die Wirksamkeit der Bank sich verbreiten soll, wenigstens in demjenigen Theile, der bei einem jeden Geschäftsmanne als allgemein bekannt vorausgesetzt werden kann, hier unerläßlich zu seyn.

Aus diesen Erörterungen muß es deutlich werden, daß die Urheber des Projects nur die Eine Seite desselben in Betrachtung gezogen, die übrigen aber unbeachtet gelassen haben. Sie sind von der Voraussetzung ausgegangen, daß die Bankscheine sich beständig in Umlauf erhalten, und nur geringe Summen zur Realisation an die Bank kommen werden. Von dieser sind sie zu einer andern übergegangen: daß sie einen bedeutenden Theil des Realisationsfonds zu Darlehen anwenden könnten, bei welcher denn das Ziel ihres Unternehmens, die

Absicht, einen bedeutenden Gewinn zu erlangen, sich dargestellt hat.

Bei der ersten Voraussetzung haben sie die Eigenschaft des Papiergeldes, und die Bedingungen, unter welchen allein es in Umlauf erhalten werden kann, nicht gehörig erwogen. Die einzig richtige Theorie vom Papiergelde hat Adam Smith in seinem unsterblichen Werke aufgestellt. Bei allem Scharfsinn, den man in den funfzig Jahren, die, seitdem diese Theorie bekannt geworden, verflossen sind, an diesen Gegenstand verschwendet hat, ist es noch Niemanden gelungen, gründlich einen Irrthum in derselben nachweisen, oder durch einen, wenn auch nur geringen Zusatz, sie bereichern zu können*). Hätten jene die von Adam Smith aufgestellte

---

*) La théorie des banques a été parfaitement approfondie dès le temps d'Adam Smith, et l'on ne peut pas dire que cette branche de la Science ait fait, depuis ce philosophe, aucune espèce de progrès, ou peut-être qu'elle en ait aucun à faire. Cépendant les entreprises inconsiderées sur le credit, se sont succédées, depuis la publication de ses écrits, avec plus de rapidité encore qu'auparavant; elles ont entrainés sucessivement presque toutes les nations dans un abime effrayant de calamités et de ruine; et malgré cette funeste experience, il n'y a pas d'années qu'on ne voie naitre quelque projet également menaçant pour la fortune publique. Dies sagt ein Mann, der, obwohl ein Fremder, von den Engländern aufgefordert worden ist, diesen Gegenstand für die, durch ihren Inhalt sich so sehr auszeichnende Edinburger Encyclopädie zu bearbeiten, und den man, auch in Rücksicht auf seine übrigen staatswissenschaftlichen Werke, als einen in diesen Sachen competenten Richter ansehen kann. Siehe: Nouveaux Principes d'économie politique, ou de la Richesse dans ses rapports avec la Population, par J. C. L. Simonde de Sismondi, 1819. 2ter Theil Seite 93, 94.

Grundsätze erwogen, und von der Wahrheit derselben sich näher zu überzeugen gesucht: so würden sie erkannt haben, daß eine Bank, die Zettel auf so geringe Summen, als fünf und ein Thaler, in Umlauf zu bringen sucht, keinen Erfolg, und am wenigsten dort haben kann, wo Handel und Gewerbe in Stocken, und der Kreis des täglichen Geldumlaufs an sich schon sehr enge ist. Der Umstand, daß ein Theil der Bankscheine, bis zum vierten Theil des Steuerbetrages, und für den Pflichttheil der Tresorscheine angewandt werden kann, und von den königlichen Cassen angenommen werden soll, kann zur Erweiterung des Umlaufs derselben nicht beitragen. Die königlichen Cassen sind ebenfalls in der Nothwendigkeit, sie wieder zu verausgaben; und hier könnte der Fall eintreten, daß durch eine solche Verausgabung die Scheine viel früher zur Realisation an die Bankcassen gebracht würden, als sie es erwarten konnten. Die Bedingung, der sie sich im §. 11. der Statuten unterwarfen, „die Realisation, die die Regierungs-Haupt-Casse in Cöslin verlangen wird, so zu gewähren, als geschähe sie an diesem Orte," d. h. das Geld nach Cöslin auf Unkosten der Bank zu schaffen, scheint aus der Ansicht der Regierung, daß die Nothwendigkeit der Realisation dieser Bankscheine für sie Statt finden könnte, hervorgegangen zu seyn, und giebt deutlich zu erkennen, daß sie für die Fälle, wo sie bei ihren Zahlungen die Bankscheine nicht verausgaben kann, sich hat sicher stellen wollen.

Aus dieser genauen Kenntniß von den Eigenschaften des Papiergeldes würde auch hervorgegangen seyn,

daß derjenige Theil des Realisationsfonds, den sie zu Anleihen anwenden wollen, nur höchst beschränkt seyn kann. Daß aber die Art und Weise, wie sie diese Fonds anwenden wollen, sie nothwendig nicht nur in ihren Operationen beschränken muß, sondern auch der Gefahr aussetzen kann, für eine Zeit ihre Zahlungsunfähigkeit erklären zu müssen: das ist aus der Eigenthümlichkeit der Gegenstände, worauf sie darleihen wollen, entwickelt worden.

Nur in dem Nichterwägen aller dieser Hindernisse, Beschränkungen und Gefahren, konnte die Ansicht von einem bedeutenden Gewinn eine Haltung gewinnen, welche dann auch den Reiz für das Unternehmen erhöhen mußte. Allein, wenn schon Geschäfte, die nur Gewinn und keinen Verlust geben, zu den höchstseltenen gehören, und ihrer Natur nach dazu gehören müssen, weil sonst ein jeder sie würde unternehmen wollen, wodurch sie dann schnell aufhören müßten, gewinnreich zu seyn: so hat bei denjenigen, die die Bank beabsichtiget, nachgewiesen werden müssen, daß die Gefahr eines dabei zu machenden Verlustes, und die Hoffnung eines zu machenden Gewinnes, gleich groß sind, daß aber in einigen Fällen die Gefahr bei weitem die Hoffnung übersteigen könnte.

Bei solchen Betrachtungen, und bei der Erwägung aller möglichen Fälle, ist es nicht zu vermeiden, auf das eigenthümliche Capital der Bank, als ein solches, das stets vorhanden seyn muß, um die Ausfälle augenblicklich decken zu können, zurückzusehen.

Denjenigen nun, die das eigenthümliche Capital,

für solche Fälle, für zu gering und für nicht ausreichend achten, könnte geantwortet werden, daß nicht nur der Gewinn, sondern auch das Vermögen sämmtlicher Theilnehmenden subsidiarisch dafür haftet, die etwanigen Ausfälle zu decken.

Allein, es kann nach Allem, was bisher bemerkt worden ist, nicht mit Grund angenommen werden, daß dieser Gewinn bedeutend seyn kann. Gesetzt aber auch es würde nur gewonnen und nichts verloren: so ist dessen Betrag nur auf den Belauf einer jährlichen Rente von einem Theile des Realisationsfonds zu beschränken; dahingegen, wenn man die Möglichkeit des Verlustes beim Discontiren der Wechsel, bei Darleihen auf Pfänder in Staatspapieren und Waaren zugiebt, so kann man sich nicht verhehlen, daß eine einzige unglückliche Epoche einen Verlust herbeiführen kann, die ein aus dem Ertrag mehrerer Jahre aufgehäufter Gewinn zu ersetzen nicht hinreichen könnte.

Daher ist auch die Verpflichtung der Theilnehmenden, den Verlust aus ihrem Privatvermögen subsidiarisch zu ersetzen, eine bei weitem wichtigere Garantie. Allein, hier tritt die Frage ein: wann sollen die Theilnehmenden diesen Verlust ersetzen? Doch nur erst, wenn dargethan ist, daß das Vermögen der Bank nicht dazu ausreicht? Wenn aber dieses geschiehet, ist die Stockung bereits vorhanden; denn alsdann sind die hinreichenden Fonds zur Realisation nicht mehr da, und die geringste Nachricht von einer solchen Maßregel ist hinreichend, den Andrang der Inhaber der Bankscheine an die Cassen der Bank so sehr zu vermehren, daß sie

ihren Vorrath erschöpfen müssen. Hier kommt es gar nicht auf die Grundsicherheit und die Beruhigung, daß Niemand dabei verlieren könne, an, sondern auf die augenblickliche Befriedigung, auf die Abwendung einer allgemeinen Stockung, die durch die augenblickliche Unbrauchbarkeit des Umlaufsmittels hervortreten, und, gerade weil die Bankscheine nur auf den Belauf von geringen Summen lauten, eine allgemeine Verwirrung herbeiführen muß.

Ob überall eine solche Verbindlichkeit der Theilnehmenden nicht den möglichen Vortheil, den sie davon erwarten, überwiegt: das ist eine Sache, die dem Ermessen eines jeden Einzelnen hingegeben werden muß. Allein die Verbindlichkeit, die hier in den Statuten und dem Gesellschaftsvertrag aufgelegt ist, hat noch etwas ganz besonderes Eigenthümliches, wodurch sie von allen bisher bekannten Verbindlichkeiten, die Actionäre übernommen haben, sich merklich unterscheidet. Es ist oben angedeutet worden, daß harte Anmuthungen an sie gemacht werden könnten, und es ist jetzt an der Ordnung, diese ausführlicher anzuzeigen.

Es besagt nämlich der §. 6. der Statuten wörtlich:

„Für die ausgegebenen Bankscheine haftet die Bank mit allen ihren Fonds, also nicht blos mit dem ursprünglichen Realisations-Fonds, sondern auch mit dessen, durch den Betrieb und sonst bewirkter Erweiterung; und bis dahin, daß letzterer zur Höhe einer zweiten Million Thaler angewachsen ist, decken für den unerwarteten Fall, daß diese Fonds nicht zureichen sollten, die

Actionärs den Ausfall, nach der Zahl ihrer Actien, subsidiarisch im Ganzen, wie für die Einzelnen unter sich."

Wenn es je eine Klage über Undeutlichkeit und Unbestimmtheit des Ausdrucks mit Recht gegeben hat: so ist es die über diese Stelle, die denn auch nur durch vielfache Conjecturen zur Klarheit gebracht werden kann.

Es scheint unter den angeführten Worten verstanden zu seyn:

Daß bis dahin, wo der durch Betrieb (was wohl einerlei mit Gewinn seyn soll; was wird aber unter dem „und sonst" verstanden?) erweiterte Fond, nicht zu einer Million Thaler angewachsen ist, derselbe nicht zu Deckung der etwanigen Ausfälle angewandt werden soll, sondern diese Ausfälle durch besondere Einschüsse von einem jeden Einzelnen in subsidiarischen Beiträgen gedeckt werden sollen.

Ist dies darunter gemeint, so ist der Ausdruck: „daß diese Fonds nicht ausreichen sollen," offenbar ein unrichtiger; denn die Bank besitzt nur zwei verschiedene Fonds: den Realisations-Fond und den ursprünglichen Betriebs-Fonds, der durch ihren Erwerb sich erweitert. Soll letzterer getrennt, und, bevor er nicht zu einer Million angewachsen ist, unangetastet bleiben: so bleibt nur der Realisations-Fond übrig, der bekanntlich nicht eigenthümlich der Bank gehört, und der, wenn Ausfälle vorhanden sind, ergänzt werden muß.

Daß es wirklich so gemeint ist, darüber giebt der

§. 24. des Ges.-Vertr. die Bestimmtheit. Dieser §. sagt:

„Einem Actionär, welcher seine statutarischen und vertragsmäßigen Verpflichtungen nicht erfüllt, und bei dem die ersten Grade der Personal-Execution fruchtlos geblieben sind, wird von dem Curatorium eine Präclusiv-Frist von drei Monaten gesetzt. Läßt er diese verstreichen, so wird seine Actie zum nothwendigen Verkauf gestellt, und für den Fall, daß das Kaufgeld sein Einschuß-Capital, nebst sonstigen Verpflichtungen gegen die Bank, erreicht und übersteigt, wird ihm der Ueberschuß herausgezahlt."

„Kommt aber diese Deckung nicht heraus, so bleibt es dem Curatorium überlassen, den Zuschlag zu verweigern, und weiter gegen den schuldigen Actionär nach Rechten zu verfahren."

Nun aber sind die in den Statuten und dem Ges.-Vertr. dem Actionär auferlegten Verpflichtungen:

1. den Einschuß von 4000 Rthlr. für jeden Antheil, gegen Uebernahme von Bankscheinen, und
2. seinen Einschuß Behufs des Betriebfonds mit 100 Rthlr. per Actie, zu leisten.

Auf den Fall der Nichterfüllung dieser Verpflichtungen kann dieser §. nicht gerichtet seyn, weil diese erfüllt seyn müssen, bevor die Bank in Wirksamkeit tritt; allein dann hat seine Actie noch gar keinen Werth, und aus dem Verkauf derselben kann die Deckung nicht kommen. Es muß also noch eine

3te Verpflichtung dem Actionär auferlegt seyn, und

das ist die aus dem §. 6. hervorgehende, den Ausfall im Capital der Bank, nach Maßgabe seines Antheiles, zu decken; und in so fern er ein solches unterläßt, treten die Bestimmungen des 24. §. ein.

Nun kann es sich sehr wohl fügen, daß die Bank durch ihren Betrieb jährlich dreißigtausend Thaler gewinnt, von der andern Seite aber zwanzigtausend Thaler verliert, wobei sie doch noch einen reinen Gewinn von 10000 Rthlr. haben würde. Wenn sie aber den Gewinn unangetastet läßt, bis er die Höhe von einer Million erreicht hat, den Verlust aber von den Actionärs durch Einschüsse fordert: so können diese in den Fall kommen, jährlich 80 Reichsthaler von jedem Antheil einzuschießen. Es werden ihnen dagegen 120 Rthlr. auf ihr Folio bei der Bank in Guthaben gebracht; allein von diesen haben sie keinen Genuß, selbst nicht, wenn er die Höhe von 1 Million Thaler erreicht hat: denn nur die über diese Höhe hinausgehenden Erwerbungen sollen unter die Actionärs vertheilt werden (Statuten §. 41.).

Was dieser Voraussetzung noch mehr Grund giebt, ist derselbe §. 24. des Gesellschafts-Vertrages. Wenn es die Bestimmung wäre, daß der ursprüngliche Betriebs-Fonds mit Einschluß seiner, durch den Erwerb gemachten Erweiterungen, zuerst zur Deckung der Ausfälle angewandt werden, und auf den Fall, daß er nicht ausreichte, der Einschuß von den Actionärs zu diesem Behuf gefordert werden sollte: so würde der Actionär kein Guthaben bei der Bank haben können, weil ein

solches Guthaben angewandt worden seyn müßte, um den Ausfall zu decken, und der Verkauf der Actie würde keinen Nutzen bringen, weil es ein Object ohne Inhalt ist, und ein solches Niemand wird kaufen wollen, zumahl wenn er das Beispiel vor sich hat, daß Zuschuß darauf verlangt werden kann. Nur in so fern, als der ursprüngliche Betriebs-Fond mit seinen Erweiterungen unangetastet bleibt, und der Ausfall durch die besonderen Einschüsse der Actionärs gedeckt wird, nur dann kann die Actie einen Werth, und die Bank eine unmittelbare Garantie darin haben.

Hierin unterscheidet sich aber der Actionär der Bank vor allen übrigen bisher bekannten. Diese letzteren kennen die Gränze ihrer Verpflichtung; die Actie bestimmt ein Capital, für welches sie haften, und sobald ein solches durch irgend einen Zufall absorbirt worden ist, hängt es von der Gesammtheit ab, ob sie durch neue Zuschüsse ihr Etablissement erhalten oder auflösen wollen. Das ist hier nicht der Fall; der Actionär ist stets verpflichtet die Ausfälle zu decken, und hat hierin eine gränzenlose Verpflichtung. Daß er von der andern Seite ein Guthaben auf sein Folio erhält, das kann ihm wenig Nutzen geben, und entschädigt ihn nicht für seine Auslagen; denn nur wenn der Betriebsfonds auf eine Million gekommen, kann er eine Dividende aus den darüber hinausgehenden Erwerbungen erhalten. Jeder Geschäftsmann wird — auch abgesehen von allem Uebrigen — es bedenklich finden, eine solche Verpflichtung auf sich zu nehmen.

Die Erörterung einer solchen, von den Theilneh-

menden einzugehenden Verpflichtung war hier um so nothwendiger, weil, wenn sie auch, — was aber nach allen angeführten Umständen nicht zu erwarten ist — auf einem Mißverständniß beruhen sollte, nachgewiesen werden mußte, wie die Undeutlichkeit und die Unbestimmtheit in den Ausdrücken zu einem solchen Mißverständniß führen müssen.

Ueberdem wird nach allen diesen Bemerkungen es nicht schwer werden, zu erkennen, daß das vorliegende Project zur Zeit nur noch als ein erster Entwurf angesehen werden kann. Es bedarf daher nicht nur einer strengen Prüfung und nothwendiger Abänderungen in allen einzelnen Theilen, selbst in Hinsicht auf die den Theilnehmenden obliegenden Verpflichtungen; sondern es muß auch nothwendig in allen seinen Beziehungen zum Allgemeinen erwogen, und die Vortheile und Nachtheile, die für das Gemeinwohl daraus hervorgehen können, müssen, vor seiner Zulassung, strenge geprüft werden.

Und hier kommt es allerdings auf ein richtiges Erkennen der Eigenthümlichkeiten des Papiergeldes an. Der Zauber, der das letztere eine Zeitlang umgeben hatte, ist längst gelöset. Von der Errichtung der ersten Zettel- und Leihbank in Europa, bis auf unsere Tage, sind hundert und siebenzig Jahre verflossen, in welchen — obschon stets bei den folgenden die Fehler, die die vorangegangenen zu Grunde gerichtet hatten, vermieden werden sollten — keine einzige sich hat erhalten können, und wo die mindeste Abweichung von den ewig wahren Grundsätzen, selbst an solchen, die mit einem, ihnen

eigenthümlichen höchstbedeutenden Vermögen begonnen hatten, nicht auf das aller Empfindlichste wäre bestraft worden. Auf solche Lehren der Geschichte, obschon sie zu seiner Zeit nicht so reichlich, als zu unserer, vorhanden waren, hat Adam Smith seine Theorie gegründet, und schwerlich wird es je der Declamation gelingen können, diese in Vergessenheit zu bringen.

Δ.

Berichtigungen

für das neunte Heft dieses Jahrganges.

Seite 11 Zeile 17 von oben statt: geachtet, lies: geahnet.
— 13 — 10 von oben statt: er, lies: es.
— 16 — 5 von unten statt: Erdlehre, lies: Erblehre.
— 48 — 1 von unten statt: bildete, lies: bildeten.

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Zehntes Kapitel.

Von den Ursachen des Mißvergnügens in Großbritannien, während der Regierung der beiden ersten Könige aus dem Hause Stuart.

Die Fortschritte, welche die Engländer unter Eduard dem Dritten in der Ausbildung ihrer organischen Gesetzgebung gemacht hatten, wurden im funfzehnten Jahrhundert durch den langen Bürgerkrieg gehemmt, den man den Kampf der beiden Rosen nennt. Als der erste König aus dem Hause Tudor den Thron bestieg, lag alles so sehr danieder, daß eine ganz neue Schöpfung anheben mußte, wenn England jemals wieder emporkommen sollte. Dies gerade war es, was Heinrich dem Siebenten einen so freien Spielraum verschaffte, daß er für den unumschränktesten Monarchen seiner Zeit gelten konnte. Im sechzehnten Jahrhundert aber kam die Reformation hinzu, um der königlichen Prärogative einen Charakter zu geben, der auf höchste Unbedingtheit

hindeutete; denn sobald ein König von England sich zum obersten Bischof seines Landes mit der Berechtigung, nicht bloß die Lehre, sondern auch die äußere Form der englischen Kirche bestimmen zu dürfen, aufgeworfen hatte, fand die Willkühr ihre Gränze nur in der Laune oder der Gesinnung desjenigen, der diese Berechtigung ausübte, und die königliche Gewalt war, zum Wenigsten der Idee nach, zu einer göttlichen geworden. Es braucht nicht gesagt zu werden, wie sehr diese unselige Wendung der Reformation dem wahren Zwecke derselben entgegen war. Bei dem Allen läßt sich nicht läugnen, daß eben diese Wendung dem Wesen der englischen Verfassung wenigstens in sofern entsprach, als Heinrich der Achte es nicht in seiner Gewalt hatte, die Hierarchie zu unterdrücken, und es folglich nur darauf anlegen durfte, sie zu sich herüber zu ziehen, und sich an ihre Spitze zu stellen. Schwerlich würde irgend ein europäischer König an seiner Stelle anders gehandelt haben. Ihm begegnete im Grunde dasselbe, was den spanischen Königen des funfzehnten Jahrhunderts begegnet war, als sie, um den Adel ihres Landes in ihre Gewalt zu bekommen, die Geistlichkeit zu ihrem Stützpunkte machten, und durch die Schöpfung eines Inquisitions-Tribunals ihre Unumschränktheit so weit sicherten, als diese in der Gesellschaft gesichert werden kann.

In Wahrheit, es fehlte in England nicht an einem solchen Tribunal, nur daß es einen anderen Namen führte. Es wurde die hohe Commission genannt. Errichtet in den ersten Zeiten der Regierung Elisabeths, hatte es die Bestimmung, den Suverän mit der Gewalt

zu bewaffnen, welche nöthig seyn dürfte, um, während der kirchlichen Zwiste, jeden Widerstand zu Boden zu schlagen. Gewissermaßen bildete es ein Oberkonsistorium, wenn gleich nicht nach dem Grundsatze der Duldung, welcher späteren Zeiten seine Entstehung verdankte. Es war verpflichtet, alle Appellationen von den unteren geistlichen Gerichtshöfen anzunehmen; und sonach hatte es die Aufsicht über die Lehre und den ganzen Wandel der Geistlichkeit. Dabei entschied es über jede Verletzung des Uniformitäts-Gesetzes, über jede Weigerung, die vorgeschriebenen Ceremonien mitzumachen. Unter der Königin Elisabeth bestrafte es mit Absetzung, Geldbuße, Einziehung des Vermögens und Einkerkerung. Jakob der Erste begnügte sich mit der mildern Strafe der Absetzung; und selbst diese wurde nicht mit weitgetriebener Strenge ausgeübt. Alle Katholiken waren diesem Gerichtshofe verantwortlich, wenn sie irgend eine Handlung ihres Kirchenthums ausübten, oder ihre Kinder und Verwandten in das Ausland sendeten, um daselbst eine Erziehung zu erhalten, die sie im eigenen Lande sich nicht verschaffen konnten. Katholische Geistliche wurden ins Gefängniß geworfen, und konnten dem Gesetz überliefert werden, das sie mit dem Tode bestrafte, wiewohl diese Strenge unter Elisabeth nur selten, und unter Jakob dem Ersten gar nicht geübt wurde. Freiheit des Gewissens war ein Gedanke, zu welchem sich, wie es scheint, die größten Philosophen in diesen Zeiten nicht erheben konnten; denn aus Bacons Schriften bricht überall die Meinung hervor, daß Einförmigkeit des Glaubens unerläßliche Bedingung der gesellschaftlichen

Ordnung sei, und dieser Philosoph unterläßt nicht, sich durch die Ablegung eines förmlichen Glaubensbekenntnisses gegen die Mißdeutungen zu schützen, welche die in seinem neuen Organon entfalteten Lehren treffen konnten. Im ganzen Königreich war nur die Ausübung des von der Königin Elisabeth festgestellten Kirchenthums erlaubt; und dem zu Folge wurden unter Jakob dem Ersten zwei Arrianer und ein armer Wahnsinniger verbrannt, der sich für den heiligen Geist ausgegeben hatte. Jede Handlung, jede Schrift, welche auf Ketzerei oder Spaltung abzweckte oder abzuzwecken schien, sollte von der hohen Commission bestraft werden; und sie allein entschied über die Ausdrücke, die dergleichen in sich schlossen. Gerüchte, Argwohn, oder bloßes Belieben, berechtigten sie zur Untersuchung; und wer von ihr vorgefordert wurde, mußte, ohne Weiteres, schwören, daß er auf die, ihm vorgelegten Fragen mit voller Wahrheit antworten wollte. Wer diesen Eid verweigerte, um weder sich selbst, noch seine Freunde in Gefahr zu bringen, wurde zum Gefängniß verurtheilt. Die Aehnlichkeit der hohen Commission mit dem spanischen Inquisitions-Tribunal zeigte sich noch darin, daß in Hinsicht der Untersuchung, des Verfahrens, des Urtheilsspruchs, und der zuerkannten Strafe alles dem Ermessen der Richter überlassen war; nur nicht in Hinsicht körperlicher Züchtigungen, welche eine königliche Verordnung vorgeschrieben d. h. begränzt hatte. Vermöge der unsicheren Gränzen, welche kirchliche Sachen von bürgerlichen sondern, wurden alle Klagen auf Ehebruch und Blutschande von der hohen Comission angenommen; und so hatten denn auch die Klagen der Weiber

gegen ihre Männer freien Spielraum durch das Daseyn eines Gerichtshofes, der, um anhaltend beschäftigt zu bleiben, nicht Besseres thun konnte, als diese Klagen anzunehmen und zu erörtern.

Neben diesem geistlichen Gerichtshofe bestand noch ein bürgerlicher, dessen Autorität kaum geringer war. Er wurde die Sternkammer genannt, und seine Wirksamkeit schrieb sich aus Zeiten her, die schon im siebzehnten Jahrhundert nicht mehr bestimmt angegeben werden konnten. Sein Verfahren entsprach dem Civilisations-Grade, der um die Zeit seiner Entstehung vorgeherrscht hatte. Durch kein Gesetz oder Statut in seinem Verfahren geleitet, folgte er nur der Willkühr und den Eingebungen des Augenblicks. Vor allen Dingen diente er zur Aufrechthaltung der königlichen Prärogative, welche im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert als etwas erschien, das keiner Regel unterworfen werden dürfe. Seine Entscheidungen beruheten demnach durchaus nicht auf irgend etwas Positivem, und waren in sich immer nur das Mittel, die Verlegenheiten zu beendigen, worin sich der Suverän durch seine Ansprüche auf Unumschränktheit gebracht hatte.

Fortescue, ein Schriftsteller des funfzehnten Jahrhunderts, mochte also die Wahrheit auf seiner Seite haben, wenn er in seiner an den jungen Prinzen von Wales, Sohn Heinrichs des Sechsten, gerichteten Abhandlung de laudibus legum Angliae unumwunden sagte: „So wie das Haupt eines physischen Körpers dessen Nerven und Sehnen nicht umändern, auch den

verschiedenen Theilen desselben nicht ihre eigenthümliche Thatkraft, nicht ihren gebührenden Antheil an Nahrungsmitteln und an Blut versagen kann, eben so wenig kann ein König von England — das Haupt eines politischen Körpers — die Gesetze desselben umwandeln, oder dem Volke dasjenige, was von Rechtswegen sein Eigenthum ist, ohne dessen Zustimmung entziehen.“ Allein nach den Kämpfen der beiden Rosen, vorzüglich aber nach der Reformation der englischen Kirche durch Heinrich den Achten, war das Verhältniß eines Königs zum Volke in dem gegenwärtigen Großbritannien aufs Wesentlichste abgeändert. Durch die Aufnahme der kirchlichen Gewalt, welche bis dahin das ausschließende Eigenthum der Geistlichkeit und ihres Oberhauptes gewesen war, hatte sich die königliche Autorität so modifizirt (um nicht zu sagen, verstärkt) daß sie auf Unumschränktheit Anspruch machen konnte; ja bei genauerer Untersuchung würde sich finden, daß sie, nach jener Aufnahme, es nicht einmal vermeiden konnte, unbedingten Gehorsam zu fordern.

In welchem Geiste Heinrich der Achte regierte, ist bekannt; es war der Geist der höchsten Willkühr. Elisabeth entsagte demselben nicht, ob sie gleich als eine kluge Königin, die ihr Verhältniß zu den regierenden Häusern zu beurtheilen verstand, Vieles durch ihre Nachgiebigkeit gegen den Genius der Engländer vergütete. Für Jakob den Ersten kam hinzu, daß er ein Fremdling in England war. Ein solcher König konnte eben nicht geneigt seyn, seine Würde in dem Lichte einer Delegation zu betrachten; auch weiß man, daß Ja-

kob der Erste die Lehre von dem göttlichen Rechte der Könige sogar in einem Werke entwickelte, das er seiner Nachkommenschaft vermachte *). Er war aber gewiß nicht der Einzige in England, der diese Meinung hegte. Die Gesetzkundigen stellten die Prärogative der Krone als Etwas dar, das eben so wenig einer Veränderung unterworfen sei, als die ewigen Wesenheiten der Schule; und in den Darstellungen der Geistlichen war die Gottheit selbst bei der Unterstützung des Ansehns ihres irdischen Stellvertreters betheiligt.

Geht man übrigens in die Lage der brittischen Könige des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts ein wenig tiefer ein, so entdeckt man ohne Mühe den Grund, weshalb sie mit so viel Eifersucht auf ein göttliches Recht drangen, das sie zu unumschränkten Gebietern erhebe. Dieser Grund war nämlich kein anderer, als der Mangel an den, zur Ausübung ihrer Autorität erforderlichen Machtmitteln: ein Mangel, dem sie nur durch übertriebene Vorstellungen von der Fülle ihrer Berechtigungen abhelfen zu können glaubten. In Wahrheit, das Einkommen eines Königs von England in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts erträgt kaum eine Vergleichung mit dem Einkommen eines Königs desselben Landes im neunzehnten Jahrhundert. Auf folgende Weise wird das Einkommen Jakobs des Ersten für das Jahr 1617 angegeben: von Kronländereien jährlich 80,000 Pf.; von Zöllen und Auflagen beinahe 190,000; von Schutz und verschiedenen anderen

*) In dem Werke, das den Titel führt: Basilicon doron.

Zweigen des Einkommens 180,000. Das Ganze belief sich also auf 450,000 Pf. Daß davon in Kriegszeiten kein Heer unterhalten werden konnte, versteht sich wohl von selbst; reichte es doch nicht einmal aus, um in Friedenszeiten stehende Garnisonen zu besolden. Nicht ein einziges Regiment Garden stand dem Könige zu Dienst, wenn es die Behauptung seiner göttlichen Statthalterschaft galt. Eine 160,000 Mann starke Miliz war die einzige Schutzwehr Englands in diesen Zeiten; diese Miliz aber war weit entfernt, der königlichen Prärogative zu dienen. Die Stadt London versah sich mit Offizieren, die im Auslande den Kriegsdienst gelernt hatten; und diese übten ihre Miliz in den sogenannten Artillerie-Garten: ein Gebrauch, der seit dem Jahre 1588, wo England von Philipp dem Zweiten bedroht wurde, gänzlich abgekommen war. Auf dieses Beispiel der Hauptstadt bemüheten sich alle Grafschaften, eine gut geregelte Miliz aufweisen zu können; und wirklich brachten sie es darin zu einer großen Vollkommenheit. Dabei fehlte es aber so sehr an Reiterei, daß, nach Eduard Harwoods Versicherung, in ganz England nicht 2000 Pferde zu finden waren, die im Krieg gebraucht werden konnten.

Die königliche Autorität hatte auf dies alles gar keinen Einfluß, da zwei Millionen das Höchste waren, was sie mit Hülfe freiwilliger Beisteuern zusammenbringen konnte. Jakob der Erste stiftete zu Chelsea, wo gegenwärtig Großbritanniens Arsenäle sind, ein Collegium von 20 Controvers-Geistlichen, welche die Be-

stimmung hatten, Papisten und Puritaner zu dem Glauben der Hochkirche zu bekehren.

Auf diese Weise suchte er die Meinung von sich zu erregen, daß er dem Protestantismus hold sei; und ganz unstreitig war in der englischen Hochkirche nichts, was ihm von irgend einer Seite anstößig gewesen wäre. Alle Bemühungen des Kanzlers Bacon, einen Verein von Freunden der Naturphilosophie zu Stande zu bringen, waren vergeblich, weil der Geist des Volks sich noch in entgegengesetzter Richtung bewegte, und der König einem solchen Mittel, den kirchlichen Fanatismus zu schwächen, gar nicht vertrauete. Wie hätte von Preßfreiheit die Rede seyn können! Die Censur war den Erzbischöfen von Canterbury und York, dem Erzbischof von London und dem Vice-Kanzler der Universität zu Oxford anvertraut, so daß ohne ihre Genehmigung kein Buch erscheinen konnte.

Ohne innige Verbindung mit dem Volke, an dessen Spitze er stand, sah Jakob der Erste sich, bei seinem göttlichen Rechte genöthigt, seine größte Tugend in der Liebe zum Frieden zu finden. Das Ausland aber wurde dadurch eben so wenig getäuscht, als irgend ein aufgeklärter Britte; denn es lag nur allzu sehr am Tage, daß diese Friedensliebe nicht das Erzeugniß politischer Stärke war. Eben deshalb trug der deutsche Kaiser kein Bedenken, den König von England aufs Schnödeste zu behandeln. Alle Verwendungen Jakobs des Ersten für seinen Schwiegersohn, den Kurfürsten von der Pfalz, waren so durchaus vergeblich, daß er in

den letzten fünf Jahren seines Lebens kein anderes Rettungsmittel für denselben kannte, als seinen einzigen Sohn, Karl, mit einer spanischen Infante in der Voraussetzung zu vermählen, daß der ebengenannte Hof sich, aus Beweggründen der nahen Verwandtschaft, des unglücklichen Kurfürsten annehmen würde: eine Unterhandlung, welche durch die Ungeschicklichkeit des Herzogs von Buckingham fehlschlug, und mit einer Kriegserklärung endigte, welche schwerlich einen andern Zweck hatte, als das öffentliche Einkommen durch Beraubung der spanischen Silberflotten zu verbessern. Es gab für einen König von England ein höchst wirksames Mittel, seinen Thron in dem Herzen seiner Unterthanen aufzuschlagen; dies waren die Parliamente. Doch wie hätte ein König, der nur in der Idee seines göttlichen Rechtes lebte, von diesem Mittel Gebrauch machen können, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu treten! Jakob der Erste konnte nicht umhin, von einer Zeit zur andern das Parliament zusammen zu berufen; allein dies geschah immer nur mit Finanz-Zwecken. Waren diese erreicht, so hatte die Sitzung ihr Ende gefunden; und anstatt den Repräsentanten irgend einen Einfluß auf die Gesetzgebung zu gestatten, sorgte Jakob gewissenhaft dafür, daß im Volke der Gedanke vorherrschen mußte, England sei, wie Frankreich und Spanien, eine reine Monarchie, der die Parliamente zum Schmucke dienten, ohne ihr Daseyn und Wesen in irgend einem Grade zu verändern. Indem nun dieser König nur durch Verordnungen regieren wollte, kam die wahre Gesetzgebung, die es nur mit dem wohlverstandenen Bedürfniß

der Völker zu thun hat, gänzlich zum Stillstande. Dies empfanden Viele ohne sich darüber Rechenschaft geben zu können. Ihr Mißvergnügen entsprach der Art und Weise, wie sie die Ursachen der öffentlichen Leiden zur Anschauung brachten.

Am Allgemeinsten richtete sich der Unwille gegen die Hochkirche; und dies nicht mit Unrecht, weil sie, vermöge ihrer Verfassung, die Unumschränktheit der Könige begünstigte. Die Secte welche gegen die Hochkirche ankämpfte, führte die Benennung der Puritaner. Unbekannt mit den Mitteln, wodurch die Sprödigkeit einer Staats-Religion gemildert werden kann, und im Ganzen an dem glücklichen Erfolg ihrer Wünsche verzweifelnd, fanden viele von diesen Mißvergnügten keinen anderen Ausweg, als — das Vaterland zu verlassen und eine neue Heimath zu gründen. Auf diese Weise wurde die Nordwestküste Amerika's bei weitem mehr bevölkert, als es unter der Regierung der Königin Elisabeth der Fall gewesen war. Diese Königin hatte kaum noch mehr gethan, als dem Festlande Virginien einen Namen zu geben; denn die von ihr gestiftete Colonie war bald in Verfall gerathen. Doch schon im Jahre 1606 führte Newport eine neue Colonie über, deren Schicksal glücklicher war, weil eine zu London und Bristol errichtete besondere Gesellschaft die Versorgung derselben mit Hausgeräth, Aussaat und neuen Bewohnern übernommen hatte. Drei Jahre später entdeckte Argal einen näheren Weg nach Virginien, als derjenige war, den man bis dahin eingeschlagen hatte, und in demselben Jahre schifften sich 500 Personen unter Tho-

mas Gates und Georg Somers dahin ein. Nicht lange darauf übernahm Lord Delavar die Leitung der englischen Colonieen; doch bei aller Sorge, die er für sie trug, und bei allen Mitteln, welche angewendet wurden, die Sache in Gang zu erhalten — Mittel, wozu auch die erste in England eingerichtete Loterie gehörte — waren die Schwierigkeiten der Niederlassung in diesen entfernten Gegenden noch so groß, daß im Jahre 1614 von allen, die sich in Virginien ansäßig gemacht hatten, nur 400 übrig geblieben waren. Jakob begünstigte die Auswanderung, weil er sie als das wirksamste Mittel zur Erhaltung des innern Friedens unter einem Volke betrachtete, das durch seine Vorgängerin in einem so hohe Grade angeregt war. So geschah es denn, daß Eine Ansiedelung auf die andere folgte, und daß man allmählig immer tiefer eindrang. Der Name Virginien blieb dem Lande, wo sich die ersten Pflanzer niedergelassen hatten. Andere Namen erhielten die übrigen Länder, von denen man Besitz nahm. In England fehlte es in diesen Zeiten nicht an Personen, welche dem Mutterlande lauter Unglück von diesen Niederlassungen weissagten; doch ließ sich Niemand einfallen, zu glauben, daß daraus nach zwei Jahrhunderten ein mächtiger Staat erwachsen seyn würde: ein Staat, der, in voller Unabhängigkeit vom Mutterlande, seine eigene Bahn beschreiben und den europäischen Angelegenheiten neue Richtungen geben könnte.

Die Furchtsamkeit und die Kleinmeisterei, welche durch Jakobs des Ersten ganze Regierung ging, zeigte sich am Auffallendsten in seinem Verhältniß zum Adel.

Da nämlich dieser angefangen hatte, den Reizungen zu folgen, welche die Hauptstadt darbot: so suchte der König ihn auf alle Weise nach seinen Landsitzen zurück zu treiben, hauptsächlich in der Voraussetzung, daß das Zusammenleben ihn zum Gefühl seiner Stärke führen und ihn zu Untersuchungen über Gegenstände der öffentlichen Verwaltung geneigt machen könnte. Zu diesem Endzweck pflegte er, wie Lord Bacon erzählt, zu sagen: „Ihr Herrn von Adel gleicht in London den Schiffen auf offenem Meere, die sich nach nichts ausnehmen; aber auf euern Dörfern gleicht ihr den Schiffen auf der Themse, die um vieles größer scheinen, als sie sind.“ Selbst bei solchen Bemerkungen ließ er es nicht bewenden. Ueberall dem neuen gesellschaftlichen Zustande, der sich bilden wollte, entgegenwirkend, erneuerte er die Edicte, welche Elisabeth hatte ausgehen lassen, um den Anwuchs der Hauptstadt zu verhindern, und verband damit sogar Drohungen gegen den in der Hauptstadt lebenden Adel, hierin durchaus abweichend von dem Verfahren der Fürsten, welche ihr Ansehen erhöhen wollten. Auf seinen Landsitzen, so meinte er, würde der Adel unterwürfiger bleiben. Doch davon erfolgte das baare Gegentheil, indem gesammelte Schätze den Adel unabhängiger, und die Gastfreundschaft, welche er übte, ihn furchtbarer machte. Bald ward es Grundsatz, sich vom Hofe entfernt zu halten, und mehr als alles Uebrige bewirkte dieser Grundsatz eine wesentliche Veränderung in dem System der englischen Regierung: eine Veränderung, deren nächste Folge keine andere war, als — immer größere Vereinzelung des Hofes.

Von Niemand bedauert, starb Jakob der Erste, den 27. März 1625 an einem kalten Fieber im 59 Jahr seines Alters; denn, so wie er, seinem persönlichen Wesen nach, nie zu der Nation gepaßt hatte, welche in Folge früherer Einrichtungen und Gesetze 22 Jahre hindurch unter seinem Scepter zu leben genöthigt gewesen war, eben so hatte diese sich nie von ihm angezogen gefühlt. Sein ganzes Regentenleben hindurch ein Gegenstand der Verleumdung und des Spottes für Einige, der Schmeichelei und Lobpreisung für Andere, war er nach seinem Tode bald vergessen.

Sein Nachfolger war sein einziger Sohn, Karl der Erste, der, als er den väterlichen Thron bestieg, sich in einem Alter von 25 Jahren befand. Dieser Fürst hatte nicht die Einseitigkeit seines Vaters, und seine natürliche Offenheit und Gutmüthigkeit ließ erwarten, daß er zu der englischen Nation in dasjenige Verhältniß kommen würde, das für die Bestimmung eines Monarchen allein segensreich zu seyn pflegt; ich meine das Verhältniß, worin König und Volk sich verstehen und sich gegenseitig aushelfen. Nur Eins stand so vielem Glücke entgegen: die Vorstellung, welche Karl, theils in Folge der von seinem Vater empfangenen Lehre, theils in Folge der kirchlichen Verfassung seines Königreichs, von seinen Vorrechten hatte. Vermöge dieser Vorstellung, welche auf lauter Unumschränktheit abzweckte, wollte er lieber, als König, schwach und kraftlos seyn, als dem guten Willen seines Volkes das Mindeste verdanken. Spätere Zeiten haben über das Schicksal des Hauses Stuart so viele und so gute Aufschlüsse gegeben, daß

man nur diesen zu folgen braucht, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, das Unglück der Fürsten dieses Hauses habe nie eine andere Quelle gehabt, als den Starrsinn, womit sie die ihnen anvertraute Suveränetät zur Beherrschung der Civilisation ihres Volkes mißbrauchten, indem sie bei sich selbst annahmen, daß alles, was über das von ihnen anerkannte Maß hinausgehe, verderblich sei. Karl der Erste, wie offen und gutmüthig er auch seyn mochte, bildete keine Ausnahme; und wenn das Unglück seines Hauses mit ihm anhob, so lag die Ursache davon nur darin, daß er es für einen, an der Königswürde begangenen Verrath hielt, der kirchlichen Gewalt das Mindeste zu vergeben; denn nur durch diese wollte er gelten, nicht durch das verbesserte Gesetz und die veredelte Sitte. Und dies offenbarte sich sogleich nach dem Antritt seiner Regierung.

England war bei dem Tode Jakobs des Ersten in einem Krieg mit Spanien befangen, dessen Urheber der Herzog von Buckingham war. Sollte dieser Krieg mit einigem Erfolge geführt werden, so bedurfte der König der Unterstützung des Parliaments, das seit Eduards des Ersten Zeit Hülfsgelder zu bewilligen das Vorrecht genoß. Nichts war also nothwendiger, als eine Zusammenberufung dieses Volksraths; und Karl, dem es noch an allen persönlichen Ursachen des Widerwillens gegen diese Versammlung fehlte, entschloß sich dazu um so leichter, theils weil er wußte, daß die Kriegserklärung gegen Spanien den Beifall der Nation gefunden hatte, theils weil er voraussetzte, das Parliament werde sich ihm, beim ersten Antritt seiner Regierung, um so

geneigter und willfähriger beweisen, je mehr es sich für die Zukunft von ihm verspräche. So groß war die Unbefangenheit des Königs, daß er jede Vorsicht in Hinsicht der Repräsentanten-Wahl aus den Augen setzte, und es darauf ankommen ließ, Wen das Vertrauen der Wähler ins Parliament senden würde.

Verzögert durch mehrere Hindernisse, unter welchen die Vermählung des jungen Königs mit der französischen Prinzessin Henriette, einer Tochter Heinrichs des Vierten, oben an stand, trat das Parliament den 18. Juni 1625 zuerst zusammen. Kaum aber hatten die Berathungen ihren Anfang genommen, als sich sogleich offenbarte, daß der König und sein erster Minister sich verrechnet hatten. Sowohl im Hause der Gemeinen, als in dem der Peers war nur die Rede von den Begünstigungen, welche die Katholiken in den letzten Zeiten erhalten hätten; und als dieser Gegenstand erschöpft war, richtete sich die Unzufriedenheit gegen den Herzog von Buckingham, der unter den Vornehmsten des Volks viele Neider hatte, weil es ihm gelungen war, die unter Jakob dem Ersten angefangene Rolle unter dem gegenwärtigen Könige fortzusetzen. Die Bewilligungen entsprachen dieser Stimmung; denn ohne weitere Rücksicht auf den zu führenden Krieg, der in jeder Beziehung die größten Anstrengungen nöthig machte, gewährten die Repräsentanten dem Könige zwei Subsidien, die sich zusammen auf 112,000 Pfund beliefen.

Dies war kaum mehr, als arger Spott. Wollte nun Karl mit seiner Kriegserklärung nicht zu Schanden wer-

werden, so mußte er seine Zuflucht zu gezwungenen Anleihen nehmen. Eduard Cecil erhielt den Oberbefehl über eine aus 90 Segeln bestehende Flotte; aber, anstatt, seiner Bestimmung gemäß, der spanischen Silberflotte aufzulauern und mit Beute beladen nach England zurückzukehren, landete er in der Nähe von Cadiz, wo seine Truppen, durch Ausschweifungen aller Art geschwächt, in kurzer Zeit so zusammenschmolzen, daß er sich nicht schnell genug zu einer Rückkehr nach England entschließen konnte. Das ganze Unternehmen war verfehlt; und jetzt auf den Urheber des Krieges zürnend, nannte das Volk den Herzog von Buckingham den Verderber des öffentlichen Wohls.

Alle Geschichtschreiber sind sich seitdem in den Anklagen gleich geblieben, welche gegen diesen Herzog erhoben worden sind; und in der That, wenn den gesellschaftlichen Erscheinungen nichts weiter zum Grunde läge, als die Persönlichkeit Derjenigen, die man für die Urheber derselben ausgiebt, so würden jene Anklagen gerechtfertiget seyn. Wie viel aber auch der Unwissenheit und dem Hochmuthe Buckinghams zur Last fallen möge: die Billigkeit wirft zunächst die Frage auf: wie ein Mann, der nur diese Eigenschaften hatte, erster Minister in Großbritannien seyn konnte? Bei Beantwortung dieser Frage nun sagt man sich leicht, daß, wenn im siebzehnten Jahrhunderte Englands organische Gesetzgebung den Grad von Vollkommenheit in sich geschlossen hätte, der ihr im achtzehnten zu Theil geworden ist, von einem Buckingham, als Vermittler zwischen König und Volk, gar nicht die Rede gewesen seyn würde. Die

Eigenschaften dieses Herzogs entsprachen also im Grunde der Lage, worin er sich befand, so wie der Aufgabe, die durch ihn gelöset werden sollte; ja man darf hinzusetzen, daß er mit einem geringeren Grade von Hochmuth und Anmaßung nur ein unfähigerer Minister gewesen seyn würde. In der That, indem die Stuarts auf dem englischen Thron keinen anderen Gedanken verfolgten, als sich durch die Hochkirche zu unumschränkten Gebietern zu machen, diesem Gedanken aber alles entgegenwirkte, was seit Jahrhunderten zum Wesen der brittischen Staatsverfassung gehörte, war die Stellung, welche Buckingham als Vermittler einnahm, auf keine Weise beneidenswerth: denn, war er unbedingt nachgiebig gegen die Wünsche seiner Gebieter, so vernichtete er sein Ansehn und seinen Credit im Parliament und beim Volk; und widerstrebte er jenen Wünschen, so mußte er aufhören, Minister zu seyn. Hier blieb also nichts weiter übrig, als eine Art von Diagonale zu beschreiben, auf welcher weder das königliche Vertrauen, noch die Volksgunst aufgeopfert wurde; und da das Verhältniß der Stuarts zu dem englischen Volke sehr roh war und nie zu einem naturgemäßen werden konnte: so verdient Buckingham zum wenigsten Entschuldigung, wenn er mehr als Schiedsrichter, denn als Schöpfer und Bildner eingriff; das letztere war sogar unmöglich, weil es nur dem gelingen konnte, der zugleich die Stuarts und das englische Volk umzuschaffen fähig war.

Was der Herzog am wenigsten aus den Augen verlieren durfte, war die zahlreiche Secte der Puritaner. Verbreitet in allen Classen der Gesellschaft, bestand

sie aus Männern, welche die von der Königin Elisabeth zurückgeführte Hierarchie der Hochkirche als etwas mißbilligten, das nicht zum Wesen einer protestantischen Kirche passe. Die Wahrheit war ganz unstreitig auf Seiten dieser Männer; denn, was als versittlichende Kraft wirksam seyn und bleiben soll, darf nicht von Mitteln unterstützt werden, die nur der Gewalt zukommen und der Freiheit schaden. Durch den Erfolg in ihren Grundsätzen bestärkt, waren diese echten Protestanten nach und nach zu der Einsicht gelangt, daß durch ein, von einer hohen Commission unterstütztes Episkopal-System nicht nur der Gewissensfreiheit, sondern auch der bürgerlichen Freiheit geschadet werde, sofern nämlich ein solches System nichts emporkommen lassen darf, wodurch es verdunkelt werden kann. Der bürgerlichen Freiheit zu Liebe waren also diese Puritaner Feinde des herrschenden Kirchenthums, und folglich auch der Staatsgewalt, die ihre Hauptstütze in demselben suchte. Sie waren nicht unbedingte Feinde des Königthums; allein, wenn der König ihren Beifall gewinnen wollte, so mußte er den Ansprüchen entsagen, die sich auf ein von der Priesterschaft allein vertheidigtes göttliches Recht stützten. Ueber diesen Punkt waren sie unerbittlich. Sie wußten noch nicht, wie es anzufangen sei, um eine bessere Ordnung der Dinge zu bewerkstelligen: aber ein sehr richtiger Instinkt sagte ihnen, daß sie ihren Zweck nur dann erreichen würden, wenn sie fortführen sich gegen den Katholicismus zu erklären, dessen natürlichster Wiederschein ein protestantisches Episkopal-System ist, und wenn sie von ihrem Bewilligungsrecht den strengsten Gebrauch

machten. Da sie beides wirklich thaten, so waren sie für einen Premierminister eine furchtbare Kraft, die er mit Schonung behandeln mußte, wenn er seine Lage nicht muthwillig verschlimmern wollte. Buckingham gab sich also von einer Zeit zur andern das Ansehn, als ob er mit den Puritanern vollkommen einverstanden sei; doch konnte er ihnen nie Wort halten, aus keinem anderen Grunde, als weil das, was sie wünschten, eine Umwälzung voraussetzte, die am wenigsten von ihm ausgehen konnte: eine Umwälzung, welche mit dem Episkopal-Systeme die hohe Commission und die Sternkammer, d. h. die vornehmsten Stützen der königlichen Gewalt im siebzehnten Jahrhundert, in ihre Strudel zog.

Uebrigens waren die Puritaner, als Secte genommen, um so furchtbarer, weil die ganze Nation von demselben Geiste der Widersetzlichkeit beseelt war. Dies zeigte sich im ersten Regierungs-Jahre des neuen Königs in dem Ungehorsam des Schiffsvolks auf eine nur allzu auffallende Weise. Um mit Frankreich in ein Bündniß zu treten, hatte Jakob der Erste sich verpflichtet, Ludwig den Dreizehnten, dem es gänzlich an einer Seemacht fehlte, mit einem Kriegsschiff und mit sieben, von den Kaufleuten gemietheten, bewaffneten Fahrzeugen zu unterstützen. Dem Vorgeben nach, wollte der französische Hof diese Schiffe gegen die Genueser gebrauchen, welche als standhafte und nützliche Verbündete der spanischen Monarchie bei den Königen von Frankreich und England nicht zum Besten angeschrieben waren. Als nun diese Schiffe, auf Karls Befehl, in Dieppe angelangt waren, entstand in der Mannschaft

der Verdacht, daß sie gegen la Rochelle, diesen letzten Zufluchtsort der französischen Protestanten, gebraucht werden sollten. Hiervon empört, brachte sie eine Weigerung zu Papier, die sie ihrem Befehlshaber Pennington — nicht überreichte, sondern unter das Gebetbuch legte. Die Festigkeit ihres Entschlusses zu erkennen zu geben, hatten die Matrosen ihre Namen in einem Zirkel gezeichnet. Groß mochte die erste Verlegenheit des Befehlshabers seyn; sobald ihm aber deutlich geworden war, daß jeder Widerstand von seiner Seite vergeblich seyn würde, erklärte er, „daß er lieber wegen seines Ungehorsams in England hangen, als gegen seine protestantischen Brüder in Frankreich fechten wollte." Das ganze Geschwader segelte also auf der Stelle nach Dower zurück. Seine Erscheinung daselbst verursachte eine nicht geringe Bestürzung. Da Buckingham begriff, daß seine Autorität, als Lord Admiral, die Gesinnung der Matrosen nicht verändern würde, so bediente er sich der List, vorzugeben, daß zwischen dem Könige von Frankreich und den Huguenotten ein Friede zu Stande gekommen sei. Wirklich ließ sich die rebellische Mannschaft hierdurch bewegen, nach Dieppe zurückzugehen; doch erfuhr sie, unmittelbar nach ihrer Ankunft, daß man sie betrogen habe, und die Folge davon war, daß, auf das Beispiel eines Capitäns, das ganze Geschwader nach England zurückging, ohne der glänzenden Anerbietungen zu achten, die ihr von französischer Seite gemacht wurden. Nur ein einziger Kanonier blieb zurück; und da dieser in der Folge seinen Tod vor la Rochelle fand, so fühlte man sich in allen den Vorurthei-

len bestärkt, die als Triebfedern bei dieser Empörung gedient hatten. Es versteht sich wohl von selbst, daß das Verfahren der rebellischen Matrosen den Beifall aller Derjenigen fand, die nicht zur Hofparthei gehörten, und daß das unbedingte Lob, das ihrer Gewissenhaftigkeit ertheilt wurde, nicht wenig zur Erhitzung der Gemüther beitrug.

Je weniger der den Spaniern erklärte Krieg seine Absicht erfüllt hatte, desto schneller sah Karl sich dahin gebracht, ein zweites Parliament zusammen berufen zu müssen. Den Erfolg zu sichern, bediente er sich der List, vier Volksführer zu Sheriffs von Grafschaften zu ernennen. Diese waren Eduard Coke, Robert Philips, Thomas Wentworth und Franz Seymour. Die Voraussetzung hierbei war, daß entzogene Talente den Widerstand vermindern würden: eine Voraussetzung, die immer nur dann gegründet ist, wenn es keinen Gemeingeist giebt; denn, wo es nicht an diesem fehlt, da fehlt es auch nicht an Personen, die sich, wenn auch mit geringeren Hülfsmitteln, geltend zu machen wissen. Die Grundsätze, welche das Parliament des abgewichenen Jahres angenommen hatte, wurden daher auch von dem neuen befolgt: was es dem Könige an Geldmitteln bewilligte, stand in keinem Verhältniß zu dem Bedürfniß der Krone; und ehe die Bewilligung in ein Gesetz verwandelt werden konnte, drang die Versammlung auf Abstellung von Beschwerden, die von einer solchen Beschaffenheit waren, daß sie nicht ohne die entscheidendsten Gewaltschritte abgestellt werden konnten. In größerer Allgemeinheit als bisher, richtete sich der Unwille

gegen den Premier-Minister. Im Oberhause trat der Graf von Bristol gegen ihn mit Beschuldigungen auf, die auf nichts Geringeres lauteten, als auf Hochverrath. Im Unterhause blieb man nicht zurück; denn auch hier setzte man Artikel auf, welche seinen Sturz beabsichtigten. Der Gedanke war: den König von demjenigen zu trennen, der seine erste Schutzwehr bildete, um hinterher desto freieres Spiel in Hinsicht der Veränderungen zu haben, welche nöthig schienen, wenn jemals Uebereinstimmung, Ordnung und Ruhe wiederkehren sollten.

Karl nahm diese Angriffe auf seinen ersten Minister für solche, die gegen ihn selbst gerichtet wären. Um sich aber zu vertheidigen, glaubte er in seiner Verachtung des Unterhauses nicht zu weit gehen zu können. Anstatt also auf die Stimme desselben zu hören, erhob er den verfolgten Herzog zum Kanzler der Universität zu Cambridge, an der Stelle des Grafen von Suffolk. Selbst hierbei blieb er nicht stehen. Der Lord Siegelbewahrer mußte den Gemeinen im Namen des Königs zu erkennen geben, wie unschicklich es sei, daß sie sich mit dem Herzog von Buckingham befaßten, und ihnen zugleich anzeigen, daß, wenn die Subsidien-Bill nicht nach wenigen Tagen beendigt wäre, ihre Sitzung geschlossen seyn würde.

Unstreitig beruhete diese Barschheit darauf, daß die Fortschritte unbeachtet geblieben waren, welche das Unterhaus allmählig zu einem höheren Ansehn gemacht hatte, während der Hof in ihm nie etwas Anderes anerkennen wollte, als eine Versammlung von dienstbeflissenen Unter-

thanen, deren einziger Beruf es sei, Subsidien zu bewilligen. Nur in dieser Voraussetzung konnte Karl in einer an das Unterhaus gerichteten Bothschaft sagen: „daß, wenn es ihn nicht mit Geld versähe, er sich neue Rathgeber suchen werde.“ Der Sinn dieser Worte war nicht zu verkennen. Gleichwohl übernahm der Vice-Kämmerling, Sir Dudley Carleton, die Auslegung derselben. „In allen christlichen Königreichen, sagte er, waren vor Alters Parliamente in Gebrauch; und durch sie regierten die Monarchen, bis sie ihrer eigenen Stärke inne wurden, und überdrüßig des unruhigen Geistes der Parliamente, sich auf ihre Vorrechte steiften und jene beseitigten. Nur uns ist dergleichen nicht widerfahren. Laßt uns also dafür sorgen, daß der König eine gute Meinung von dem Parliamente behält, und wohl erwägen, wie viel Heil mit unserer Verfassung verbunden ist, und wie leicht wir uns durch unsere Turbulenz um den Ruf eines freien Volkes bringen können.“ Deutlich genug war hiermit gesagt, daß Karl sich entschließen könne, nach dem Muster der Könige von Spanien und Frankreich zu regieren; und allerdings brachte die Wendung, die das Kirchenthum in England genommen hatte, dergleichen mit sich.

Doch die ganze Warnung zeigte, wie wenig der wahre Geist des Puritanismus von Denen erforscht war, die ihn schrecken zu können glaubten. Gerade weil diese Secte fühlte, daß es noch in ihrer Macht stehe, die unumschränkte Monarchie von England abzuwenden, handelte sie in ihrem Geiste, ohne sich im Mindesten irre machen zu lassen. Als daher Dudley Digges

und Sir John Elliot — — zwei Mitglieder des Unterhauses, von welchen der Hof wußte, daß sie sich in der gegen den Herzog erhobenen Anklage besonders thätig bewiesen hatten — ins Gefängniß geworfen waren, erklärten die Gemeinen sogleich, daß sie ihre Geschäfte abbrechen würden, bis ihnen in ihren Vorrechten Genugthuung geworden sei. Der König führte zur Vertheidigung seiner Maßregeln an, daß die verhafteten Mitglieder sich in ihren Beschuldigungen des Herzogs aufrührerischer Ausdrücke bedient hätten. Doch das Unterhaus drang auf strenge Untersuchung; und da sich fand, daß dergleichen Ausdrücke nicht gebraucht waren, so mußten die Verhafteten in Freiheit gesetzt werden, und Karl erntete von diesem Versuche, die Gemeinen zur Unterwürfigkeit zurück zu bringen, keinen anderen Vortheil, als den, daß sie gegen ihn noch mehr erbittert wurden. Seit diesem Auftritt galt es als Grundsatz: „daß eine Freiheit, die nur durch unbegränzte Willfährigkeit gerettet werden könne, diesen Namen nicht verdiene:" ein Grundsatz, den auch das Oberhaus annahm, als es die Befreiung des Grafen von Arundel betrieb, der vor kurzem in den Tower eingesperrt war.

Die Verstimmung brachte es mit sich, daß man in Ermangelung gegründeter Ursachen zur Beschwerdenführung, auf die Begünstigung der Katholiken zurückkam. Einige wenig bedeutende Aemter waren Personen anvertraut worden, die man in diesen Zeiten Recusanten nannte, weil sie sich weigerten, von dem Glauben ihrer Väter abzuweichen. Dies nun war es, was einzelne Mitglieder des Unterhauses unverzeihlich fanden, nach-

dem der König sich im Laufe des abgewichenen Jahres anheischig gemacht hatte, ihren kirchlichen Beschwerden abzuhelfen. Ihre Unduldsamkeit beruhete indeß bei weitem mehr auf politischen, als auf kirchlichen oder religiösen Beweggründen. Im Allgemeinen genommen, bekämpften sie in dem Katholicismus die englische Hochkirche, die ihnen ein Gräuel war, weil sie die Unumschränktheit beschützte. Dazu kam aber, daß sie den Herzog von Buckingham, dessen Mutter eine eingestandene Katholikin war, und dessen Gemahlin für eine geheime Anhängerin der römischen Kirche galt, nicht schwerer kränken zu können glaubten, als wenn sie ihn zum Urheber der leichten Begünstigungen machten, welche die Nicht-Protestanten genossen. Man erkennt also ohne Mühe den Grund, weshalb zu einer Zeit, wo die englische Geistlichkeit sich zur Duldsamkeit hinneigte, das Gegentheil derselben in den Layen so ungemein wirksam war. Nebenher kam die Erhebung des Tonnen- und Pfundgeldes zur Sprache: eine Steuer, welche das Unterhaus von seiner Bewilligung abhängig machen wollte, nachdem sie, seit mehr als einem Jahrhundert, nur von dem Gutbefinden des Königs abgehangen hatte. Da diese Steuer beinahe die Hälfte des königlichen Einkommens ausmachte, so war zu befürchten, daß Karl durch die Beraubung derselben gänzlich in die Gewalt der Gemeinen gerathen würde. Vorzüglich aus diesem Grunde, nebenher aber, um den Angriffen auf den Herzog von Buckingham ein Ende zu machen, entschloß sich also der König zu einer Auflösung des Parliaments, trotz den Gegenvorstellungen der Lords, welche die Sitzung zu

verlängern wünschten. „Nicht einen Augenblick länger,“ so lautete die entschlossene Antwort Karls und das Parliament ward ohne Zeitverlust aufgelöset (im Junius 1626).

Auf diese Weise zerfiel der König in seinem zweiten Regierungsjahre mit dem Parliamente. Ihn seinem Schicksale überlassend, gingen die Patrioten voll Ingrim nach Hause, wo sie für die Zurücknahme ihrer bestrittenen oder geschmälerten Freiheiten unter einander conspirirten. Geflissentlich verbreiteten sie ihre Rechtfertigung. Der König erwiederte darauf durch eine Erklärung. Doch der Angriff schließt in der Regel Vortheile in sich, welche der Vertheidigung fehlen. Die Erklärung des Königs war so geistlos, wie alles zu seyn pflegt, was unterdrückten Gefühlen seine Entstehung verdankt. Jene Rechtfertigung sollte verbrannt werden; und wir werden bald sehen, welchen Eindruck dieser Befehl auf das Volk machte.

In keinem Falle war die Lage des jungen Königs durch die von ihm genommene Maßregel verbessert. Hume spricht von dem Mangel, den er gelitten; doch scheint dieser Geschichtschreiber von den Bedrängnissen des Monarchen schlecht unterrichtet gewesen zu seyn. Gleich nach der Auflösung des ersten Parliaments sah er sich zu einer demüthigenden Sparsamkeit genöthigt. Seine Krönung hatte mehr den Charakter einer Privat-Ceremonie, als den einer öffentlichen. Um die Kosten eines Umgangs von dem Tower durch die City nach Whitehall zu ersparen, wurde der übliche Pomp unterlassen; und der eingestandene Grund war, „daß das

Geld zu edleren Unternehmungen angewendet werden sollte." Unstreitig bezeichnete man hierdurch den spanischen Krieg. Doch auch am Hofe gingen die außerordentlichsten Veränderungen vor. Der König verpfändete seine Ländereien in Cornwall an die Aldermen und Compagnien in London. Es verbreitete sich das Gerücht, daß die kleine Pensions-Liste zurückgenommen werden sollte; und so weit ging die Dürftigkeit des Königs, daß alle Tafeln bei Hofe aufgehoben und die Höflinge auf Kostgeld gesetzt wurden. Dies hatte die ganz natürliche Folge, daß der Hof sich entvölkerte. „Während ich — so schreibt ein Zeitgenosse — ein reiches Volk um mich her sehe, ist die Krone arm."

Ein neues System mußte jetzt versucht werden; nur war die Frage: welches? Wäre Karl im Besitz einer bedeutenden Militär-Macht gewesen, auf welche er sich hätte verlassen können, so würde er unstreitig jede Larve abgelegt und ohne die Zustimmung des Parliaments regiert haben; so weit reichte die Vorstellung, die er von seinen königlichen Vorrechten hatte, und so verächtlich war die Meinung, die er von den Befugnissen des Ober- und Unterhauses hegte. Ueberzeugt nun von der Nothwendigkeit eines neuen Stützpunktes für die Ausübung der königlichen Gewalt, versuchte er allerdings, ein Heer zu seiner Verfügung zu erhalten; doch alle Versuche, welche in dieser Beziehung gemacht wurden, schlugen fehl, weil es an Geld fehlte, und sie mußten sogar für gefährlich geachtet werden, da eine Miliz entgegenstand, die nicht verdrängt werden konnte. Vieles mußte vorangehen, ehe Karl das Ziel seiner

Wünsche umfassen konnte. Er begann damit, daß er den Katholiken völlige Religionsfreiheit bewilligte; doch mußten sie dieselbe durch starke Summen erkaufen. Gleichzeitig sprach er den Adel um Beistand an, und forderte von der Hauptstadt ein Darlehn von 100,000 Pfund. Jener zahlte langsam; diese machte anfangs Ausflüchte, und endigte zuletzt mit einer abschlägigen Antwort. Die Räthe des Königs geriethen auf den Einfall, die von der Königin Elisabeth zuerst auferlegte Steuer, welche das Schiffgeld genannt wurde, in Gang zu bringen; der Vorwand war, daß die Ausrüstung einer Flotte nothwendig geworden sei. Hiermit aber ging es, wie mit allen Mitteln, deren sich eine Regierung bedient, die das Vertrauen der Gesellschaft verloren hat; man stieß auf lauter Widerstand. Nichts blieb übrig, als gezwungene Anleihen; und damit diese eingezahlt werden möchten, legte man denen, die ihren Beitrag verweigerten, Soldaten von den Regimentern ein, die von der verunglückten Unternehmung nach Cadiz zurückgekommen waren. Zwar hatte Karl, unmittelbar nach diesem Ereigniß, einen Waffenstillstand mit Spanien geschlossen, um unabhängiger von seinem Volke zu werden; allein die Niederlage, welche der König von Dänemark den 24. August bei Lutter am Barenberge von Tilly erlitt, machte neue Zuschüsse nöthig, und so geschah es, daß die Anleihen in einem größeren Umfange erzwungen werden mußten. Der Grundsatz, den man dabei befolgte, war, daß die Subsidien, welche das Parliament hatte bewilligen wollen, als Darlehn gezahlt werden sollten; und damit die Bereitwilligkeit

dazu desto größer seyn möchte, so wurde festgesetzt, daß für alle, die sich weigern würden, Untersuchungen eintreten sollten, um auszumitteln, worauf ihre Weigerung beruhe, und was sie von dem Könige abwendig gemacht hätte. Unter der protestantischen Geistlichkeit, welche aufgefordert wurde, ein so gewaltsames Werk durch ihre Ermahnungen zu unterstützen, zeichnete sich besonders ein gewisser Manvaring aus, der von der Kanzel aus verkündigte: „alles Eigenthum der Unterthanen gehöre im Nothfalle dem Könige, und dieser habe von Gott selbst das Recht empfangen, ohne Zuziehung des Parliaments beliebige Schatzungen aufzulegen:“ eine Lehre, die, wie sich ganz von selbst versteht, von den Engländern mit dem größten Unwillen vernommen wurde, und ihre Erbitterung nicht wenig vermehrte.

Der sanfteste und wohlwollendste König, den England jemals gehabt hatte, war auf diese Weise genöthigt, alle Rechte, alle Gewohnheiten seines Volkes unter die Füße zu treten und den Tyrannen zu spielen. Je mehr er sich aber, als König, der Nation aufdrang, desto mehr zog diese sich von ihm zurück. Nichts vermochten die Ueberredungen der Geistlichkeit, sofern es darauf ankam, sie zur Entsagung ihrer politischen Rechte zu bewegen. Weil die Forderungen der Regierung gesetzwidrig waren, so wagte man, ihnen zu widerstehen, ohne selbst den Kerker zu fürchten. Viele von Denen, welche zur Haft gebracht wurden, brauchten zwar nur um Befreiung zu bitten, um ihren Wunsch sogleich erfüllt zu sehen; denn die Regierung beabsichtigte nichts weniger, als die Dinge auf die äußerste Spitze zu treiben.

Es gab aber auch starke Seelen, die nichts von der Gnade des Hofes, alles dagegen von dem, in den Landesgesetzen ausgesprochenem Rechte erlangen wollten. Solche waren Thomas Darnel, John Corbet, Walter Farl, John Eveningham und Edmund Hambden. Sie hatten Muth genug, die öffentlichen Freiheiten zu vertheidigen. Die Frage war, ob ein Special-Befehl des Königs oder seines Raths hinreiche, um eine Einkerkerung zu rechtfertigen, oder eine Befreiung zu verzögern. In Kings-Bench wurde darüber gestritten. Der General-Anwald trug darauf an, daß die Frage bejahet werden sollte; doch die Richter verweigerten weislich ihre Zustimmung, weil sie die Erbitterung der Nation kannten, und sich nicht verhehlen konnten, daß das bedenkliche Vorrecht der Krone, Unterthanen zur Haft zu bringen, in dem vorliegenden Falle zu dem aller verhaßtesten Zwecke gebraucht wurde, nämlich Anleihen oder vielmehr Subsidien ohne die Einwilligung des Parliaments zu erzwingen. So trat die Regierung mit sich selbst in Widerspruch, sobald es darauf ankam, die königlichen Prärogative über jede Anfechtung zu erheben.

Wie viel dem Herzog von Buckingham auch an Einsicht und echter Staatsklugheit abgehen mochte: so leuchtete ihm gleichwohl ein, daß das neue System nicht das angemessenste sei; daß es sich vielmehr durch das Mißverhältniß, worin Recht und Gewalt zu einander standen, selbst zerstören müsse. Allein, wie wieder einlenken, nachdem er so weit vorgegangen war?

Nicht erkennend, daß die Quelle alles über Groß-

britannien gekommenen Uebels in dem Widerspruche enthalten war, worin die von der Königin Elisabeth gegründete Hochkirche mit dem politischen Systeme Englands stand, glaubte er die Nation noch einmal dadurch für sich und seinen Gebieter zu gewinnen, daß er einen auffallenden Beweis von seiner Vorliebe für den Protestantismus gab. Zwar behaupten alle Geschichtschreiber, daß die Eifersucht gegen den Cardinal Richelieu ihn zu der abenteuerlichen Unternehmung bewogen habe, wodurch er den Protestanten in la Rochelle Erleichterung verschaffen wollte; allein man ist berechtigt, diesen Beweggrund für erdichtet zu halten, wenn man die Lage Buckinghams schärfer ins Auge faßt, und zugleich erwägt, wie viel Ursache er hatte, dieselbe zu verändern. Es wurde also eine Flotte von hundert Segeln ausgerüstet, die 7000 Mann führte, welche zu einer Landung in Frankreich bestimmt waren. Der Herzog selbst übernahm den Oberbefehl, ohne weder im See-, noch im Landdienste irgend eine Uebung zu haben. Die Flotte erschien vor la Rochelle; allein so übel war alles vorbereitet, daß die Einwohner ihre Thore verschlossen, und sich weigerten, Verbündete, auf deren Ankunft sie nicht gerechnet hatten, unter sich aufzunehmen. Buckingham richtete nunmehr seinen Lauf gegen die Insel Rhe, wo er den 9. Juli landete. Es würde nicht schwer gewesen seyn, sich dieser Insel zu bemächtigen, wenn er dem französischen Guvernör derselben weniger Zeit gelassen hätte, sich in St. Martin zur Wehr zu setzen; er beging aber noch einen zweiten Fehler dadurch, daß er die See schlecht bewachte. Thoiras — dies war der

Name

Name des französischen Befehlshabers auf der Insel Rhé — erhielt, vermöge dieser Vernachlässigung, alles, was er an verstärkter Mannschaft und an Lebensmitteln bedurfte; und als es zuletzt zu einem Angriff auf St. Martin kam, das erstürmt werden sollte, ohne daß vorher Bresche geschossen war, da erfuhr der Herzog die Ueberlegenheit der Franzosen in einer unvermeidlichen Niederlage, die ihn, nach einiger Zögerung, zur Rückkehr nach England bestimmte. Zwei Drittel seiner Mannschaft waren eingebüßt. Er selbst hatte, als Admiral und General, allen Credit verloren; und seine Unternehmung wurde um so schonungsloser verspottet, da sie dazu beigetragen hatte, daß die Einwohner von la Rochelle sich nicht lange darauf ergeben mußten.

Die Lage des Königs und seines ersten Ministers war durch den unglücklichen Erfolg des Unternehmens gegen Frankreich nicht wenig verschlimmert. Des Beistandes der Nation mehr, als je, bedürftig, kamen Beide darin überein, daß die bisher gebrauchten Mittel, diesen Beistand zu finden, nicht länger fortgesetzt werden dürften. Daraus folgte ganz von selbst eine Rückkehr zu den Bewilligungen des Parliaments. Was davon auch abschrecken mochte: die Geldverlegenheit, worin sich die Regierung befand, gab den Ausschlag über jede Betrachtung. Nebenher glaubte Buckingham, verführt von seinem Temperamente, daß es nur ernster Worte bedürfe, um den Mitgliedern des Unterhauses den Grad von Ehrfurcht einzuflößen, der zur Nachgiebigkeit geneigt macht. Das Parliament versammelte sich den 17. März 1628; und die Rede,

womit der König die Sitzung eröffnete, war ganz darauf berechnet, die Versammlung einzuschüchtern. Wenn sie, sagte Karl, zur Erleichterung des Staatsbedürfnisses nicht ihre Pflicht thäte, so würde er, zur Beruhigung seines Gewissens, alle die Mittel gebrauchen, welche Gott ihm verliehen hätte, um das zu retten, was die Thorheiten einzelner Menschen in Gefahr zu bringen trachteten. „Doch — fügte er hinzu — nehmt dies nicht für eine Drohung, — denn ich verschmähe, Leute zu bedrohen, die nicht meines Gleichen sind —; wohl aber nehmt es als eine Ermahnung von Demjenigen, der, aus Natur und Pflicht, für eure Erhaltung und Wohlfahrt die meiste Sorge trägt." Der Lord Siegelbewahrer fügte hinzu: „der König hat den Weg parliamentarischer Bewilligung nicht als den einzigen, sondern als den schicklichsten, gewählt; nicht weil er auf einem anderen nicht auch zum Ziele kommen könnte, sondern weil dieser der Güte seiner gnädigsten Gesinnung und dem Besten seines Volkes am meisten entspricht. Muß er aufgegeben werden, dann bahnen Nothwendigkeit und Schwert des Feindes einen andern. Gedenkt also der Ermahnung Sr. Majestät; ich bitt' Euch, gedenkt derselben." So glaubte man den rechten Punkt getroffen zu haben; so bildete man sich ein, das größte Staatsübel, das es geben kann, gehoben zu haben. Doch man wußte in diesen Zeiten noch gar nicht, was es mit dem Widerspruche, worin die kirchlichen Lehren mit den politischen stehen, auf sich hat.

Ohne ihre Wichtigkeit im Mindesten zu verkennen, sagten die vornehmsten Mitglieder des Unterhauses sich

selbst, daß sie die größte Vorsichtigkeit in ihr Betragen legen müßten, wenn sie unter den gegenwärtigen Umständen nicht die Urheber eines Bürgerkrieges werden wollten. Neue Gesetze waren erforderlich, um den bisherigen Unordnungen in der Verwaltung zu steuern; sollten sie aber von Seiten der obersten Gewalt Annahme finden, so war die unumgängliche Bedingung, daß bei der Abfassung derselben Anstand und Mäßigung vorwalteten. Es war daher der Vorsatz der Partheihäupter, nicht aus dieser Bahn zu weichen. „Der ist kein guter Unterthan, sagte Sir Francis Seymour, der nicht freudig sein Leben zum Opfer bringt, wenn ein solches Opfer den Vortheil seines Suveräns und die Wohlfahrt des Staats vermehren kann. Doch auch der ist kein guter Unterthan, sondern ein Sklave, welcher gestattet, daß sein Vermögen ihm gegen seinen Willen, seine Freiheit ihm gegen die Gesetze des Königreichs geraubt werden kann. Indem wir solchen Praktiken widerstreben, treten wir nur in die Fußtapfen unserer Altvorderen, welche die öffentliche Wohlfahrt immer dem Privatwohl, ja dem Leben selbst vorzogen. An uns selbst, an unseren Nachkommen, an unserem Gewissen würden wir uns versündigen, wenn wir unsere Ansprüche und unsere Forderungen aufgeben wollten." In demselben Geiste sprachen Robert Philips und Sir Thomas Wentworth. Letzterer sagte: Projectmacher und schlechte Staatsminister haben einen geheimen Rath eingeführt, der alle Kreise alter Verwaltung beunruhigt, und alle Freiheit zerstört, weil er mit ihr nicht bestehen kann. Genommen haben sie uns -- was soll ich sagen? In

der That, was haben sie uns gelassen? Indem sie die Wurzeln alles Eigenthums vernichteten, haben sie uns der Mittel beraubt, dem Könige beizuspringen und uns durch freiwillige Beweise von Pflicht und Anhänglichkeit seine Gunst zu erwerben." Das ganze Haus war von solchen Gesinnungen durchdrungen; und selbst die Hofparthei konnte zur Rechtfertigung der früheren Maßregeln nichts weiter anführen, als die Nothwendigkeit, worin sich der König durch den Eigensinn der beiden ersten Parliamente befunden habe. Allgemein vereinigte man sich also in einer Abstimmung gegen willkührliche Einkerkerung und gezwungene Anleihen; und nachdem man sich auf diese Weise Genugthuung gegeben hatte, schritt man gelassener zur Untersuchung der königlichen Bothschaften, welche auf Bewilligung von Geldhülfe drangen. Nicht weniger als fünf Subsidien bewilligte das Unterhaus dem Könige, der davon so angenehm überrascht wurde, daß er Freudenthränen vergoß, obgleich die Bewilligung bei weitem nicht seinem Bedürfniß entsprach. Gern vernahmen dies die Mitglieder des Unterhauses; doch schmerzte es sie, als hinzu gefügt wurde, auch der Herzog sei mit ihrem Betragen zufrieden. Sie hatten im Wesentlichen nichts wider den König; desto mehr aber gegen den Herzog, der ihnen als das größte Hinderniß der öffentlichen Wohlfahrt erschien.

Da die Bewilligung der Geldhülfe noch nicht die Form eines Gesetzes hatte, so wollten die Gemeinen die Zwischenzeit benutzen, ihre so wesentlich verletzten Rechte drn Freiheiten durch eine Acte zu sichern, welche

die Sanction der ganzen Gesetzgebungsstelle für sich hätte. Sie ernannten daher eine Commission, welche mit der Entwerfung dieser Acte beauftragt wurde. Die Gegenstände der Beschwerde konnten nicht verkannt werden. Diese nun bildeten die Grundlage für die Forderungen, welche an den König gemacht wurden. Zusammengefaßt in einer Petition of right, enthielten sie: daß Niemand zu einem Geschenk oder Darlehn anders, als mit gemeinschaftlicher Einwilligung der beiden Häuser des Parliaments, gezwungen werden; ferner daß das Volk mit Einquartierung von Soldaten und Matrosen verschont bleiben; endlich, daß Jeder nach den Formen und Gesetzen des Königreichs gerichtet werden sollte. Karl, der sich durch diese Forderungen beleidigt fühlte, weil sie seinem göttlichen Rechte Abbruch thaten, gab ausweichende Antworten. Diese aber konnten nicht befriedigen, weil das, was man zu erhalten wünschte, zu den Grundbedingungen bürgerlicher Freiheit zu gehören schien. Die Stimmung der Gemeinen offenbarte sich in dem Verfahren gegen den Doktor Manwaring, der, wegen seiner verfassungswidrigen Grundsätze zur Rechenschaft gezogen, ins Gefängniß geworfen, seines Amtes entsetzt und zu einer Geldstrafe verurtheilt wurde. Noch immer widerstand der König, fest entschlossen, den bestraften Geistlichen durch eine einträgliche Pfründe zu entschädigen, sobald das Parliament entlassen seyn würde. Voll Verzweiflung erneuerten endlich die Gemeinen ihre Angriffe auf den Herzog von Buckingham, welcher im Begriff stand, den Krieg mit Frankreich fortzusetzen. Ein heftiger Sturm schien sich erheben zu wollen: ein

Sturm, welcher jede Hoffnung, den Herzog noch einmal zu retten, im ersten Keim erstickte. Ihm zuvorzukommen, begab sich Karl in das Oberhaus und erkannte die Petition of right für ein Reichsgesetz, indem er die üblichen Worte sprach: „Laßt es Gesetz seyn, wie verlangt worden." Die Bewilligung der fünf Hülfsgelder wurde von diesem Augenblick an zum Gesetz erhoben; und wenn dadurch nicht alles zwischen dem Könige und dem Unterhause ausgeglichen war, so konnte der Grund nur darin liegen, daß die einsichtsvollsten Mitglieder des letzteren, während der Verhandlungen, zu der Ueberzeugung gelangt waren, daß da, wo die Suveränetät sich auf ein göttliches Recht stützt, das bürgerliche Gesetz auf keine Unverletzlichkeit Anspruch machen dürfe.

Ein wesentlicher Punkt war in der Petition of right unberührt geblieben: das Tonnen- und Pfundgeld. Frühere Parliamente hatten den Königen diese Steuer, von welcher eine willkührliche Erhebung nicht wohl zu trennen war, beim Antritt ihrer Regierung für die ganze Dauer derselben bewilligt; so war es seit den Zeiten Heinrichs des Fünften gehalten worden, und da Prärogative und Berechtigung zur Willkühr in der Regel für eins und dasselbe gehalten werden, so betrachtete auch Karl der Erste die Bewilligung jener Steuer als etwas, das ihm nicht entstehen dürfe. Anders aber dachte das Unterhaus über diesen Punkt. Je mehr es den Verdacht hegte, daß der König den gänzlichen Umsturz der alten Verfassung beabsichtige, um auf den Trümmern derselben eine unumschränkte Macht nach dem Beispiele der Könige von Frankreich und von Spa-

nien zu üben: desto mehr war es geneigt, ihn der Mittel zu berauben, welche ihn bei seinem Vorhaben unterstützen konnten, selbst wenn die Beraubung nur auf Kosten des Herkömmlichen zu Stande zu bringen wäre. Es entstand demnach die Frage: wie es mit der Bewilligung des Tonnen- und Pfundgeldes gehalten werden sollte, und nur allzu allgemein war die Hinneigung zur gänzlichen Unterdrückung dieser Steuer, oder, wenn diese unthunlich seyn sollte, zu einer alljährigen Bewilligung derselben. Man lebte in Zeiten, wo man noch keinen Begriff davon hatte, daß ein König von England im vollen Sinne des Wortes Suverän seyn könne, ohne Domänen zu besitzen und die Betriebsamkeit auf mannichfaltige Weise zu hemmen; die Geldwirthschaft hatte im siebzehnten Jahrhundert noch nicht die Entwickelung erhalten, die ihr im achtzehnten und neunzehnten zu Theil geworden ist. Mit Recht war also der König für die Herabwürdigung seines Ansehens besorgt, wenn er sich in noch strengere Abhängigkeit von dem guten Willen seiner Unterthanen bringen ließe; und da dem Hange des Unterhauses nach Beschränkung der königlichen Macht keine andere Gränze zu setzen war, so entschloß er sich rasch zu einer Prorogation des Parliaments, ohne des Mißvergnügens zu achten, das die nothwendige Folge dieser Maßregel seyn mußte.

Zu eben der Zeit, wo dies geschah, wurde der Herzog von Buckingham das Opfer des öffentlichen Unwillens, der sich durch die Hand eines Milzsüchtigen vollzog. Der Name dieses Verbrechers war Felton. Er hatte unter dem Herzog, während der Unternehmung

gegen die Insel Rhé, als Lieutenant gedient, und, da sein Hauptmann auf dem Rückzuge geblieben war, sich vergeblich um die erledigte Stelle beworben. Aufgebracht über die abschlägige Antwort, hatte er seinen Abschied genommen, und von diesem Augenblick an, nur auf Rache gesonnen. Da nun Buckingham allgemein verabscheut wurde, so war er um so leichter zu der Ueberzeugung gelangt, daß er von der Vorsehung berufen sei, das Vaterland von einem so verhaßten Minister zu befreien. Während sich nun der Herzog in Portsmouth aufhielt, um ein neues Unternehmen gegen Frankreich einzuleiten, benutzte Felton den Augenblick, wo jener in einer lebhaften Unterredung mit dem Obersten Thomas Friar befangen war, ihm über die Schulter des letzteren hin, ein Messer in die Brust zu stoßen, was mit so schlimmen Erfolge geschah, daß der Herzog seinen Geist aufgab, sobald er selbst das Messer aus der Wunde gezogen hatte. Erkannt und festgenommen, leugnete er sein Verbrechen ganz und gar nicht. Die Strafe blieb nicht aus; nur daß Karl den Widerstand des obersten Gerichtshofes erdulden mußte, als er darauf antrug, daß Felton gefoltert werden sollte, damit die Mitschuldigen entdeckt werden möchten. Die Richter erklärten, daß, obgleich die Folter in früheren Zeiten wäre angewendet worden, ihr Gebrauch gleichwohl immer ungesetzlich geblieben sei; zu so scharfen Denkern in Hinsicht des Gesetzes waren sie durch die eifersüchtigen Bedenklichkeiten des Hauses der Gemeinen geworden.

Karl vernahm die Nachricht von der Ermordung

des Herzogs mit einer Fassung, welche ihm den Anstrich der Gleichgültigkeit gab, wie weit er auch in seinem Innern von der letztern entfernt war; denn er hatte eine entschiedene Vorliebe für Buckingham, was sich besonders darin zeigte, daß er sich in seiner Achtung für die Freunde, so wie in seiner Nichtachtung für die Gegner desselben, gleich blieb. Frei von den Fesseln, welche Buckingham ihm angelegt hatte, beschloß er, von nun an sein eigener erster Rathgeber zu werden: ein Entschluß, der in seiner peinlichen und verwickelten Lage nicht wohl auszuführen war; ein Entschluß zugleich, worin er eine Verantwortlichkeit übernahm, der er, vermöge seiner natürlichen Fähigkeiten und seiner nur allzu starken Vorurtheile, durchaus nicht gewachsen war.

Es handelte sich darum, ob der Krieg mit Spanien und Frankreich fortgesetzt werden müsse, oder nicht; die Beantwortung dieser Frage aber hing, nach Buckinghams Tode, von der Stimmung des Parliaments ab, das dem Anscheine nach, diesen Herzog allein gehaßt und bekämpft hatte.

Das Parliament, am Schlusse des Jahres 1628 von dem Könige einberufen, setzte seine Sitzung mit dem Anfange des folgenden Jahres fort; doch zeigte sich auf der Stelle, daß noch etwas mehr im Spiele war, als — bloße Personen. Weit entfernt, sich auf die Forderungen des Königs einzulassen, nahm das Parliament im Unterhause die alten Beschwerden wieder auf. Es bestritt, vor allem, des Königs Recht, ein Tonnen- und Pfundgeld nach Willkühr auszuschreiben.

Durch Bothschaften und Reden suchte Karl Mäßi.

gung und Besonnenheit in die Erörterung zu bringen; doch vergeblich, weil die Mitglieder des Unterhauses wußten, oder zu wissen glaubten, daß der König mit einer gänzlichen Umschmelzung der Verfassung umgehe, und des Beistandes der Parliamente entbehren wolle, um in Kraft seines göttlichen Rechtes zu herrschen. In dieser Voraussetzung gingen sie sogar so weit, Kaufleute verhaften zu lassen, die den königlichen Beamten das Tonnen- und Pfundgeld freiwillig entrichtet hatten. Hiermit nicht zufrieden, eiferten sie gegen die Nachsicht des Königs gegen Katholiken und Arminianer. Die letzteren hatten Eingang in Großbritannien gefunden, weil ihre kirchliche Ansicht den Fatalismus Calvins milderte; eine zur Willkühr hinneigende Gewalt bedurfte der Freiheit des Willens. Es ist hier nicht der Ort, den Mißverstand zu erörtern, worauf der Streit zwischen den Arminianern und Gomaristen beruhete. Wir bemerken also bloß, daß die Mitglieder des Unterhauses sich im strengen Calvinismus in eben dem Maße festsetzten, worin Karl und seine vornehme Geistlichkeit davon abwich. „Stößt — so sagte ein gewisser Rouse zu seinen Collegen — stößt der Mensch auf einen vereinzelten Hund, so flieht der Hund, wie muthig er auch von Natur seyn möge. Hat der Hund dagegen seinen Herrn bei sich, so wird er Denjenigen anfallen, vor welchem er geflohen ist. Dies beweiset, daß geringere Wesen, wenn sie von höheren beschützt werden, an Muth und Stärke zunehmen; und ganz zuverlässig ist der, den die Allmacht beschützt, eine Art von allmächtigem Wesen. Dem, der da glaubet, ist alles möglich;

und wo alles möglich ist, da ist eine Art von Allmacht. Es sei daher unser einhälliger Entschluß, fest an unserem Gott und unserer Religion zu halten; und dann dürfen wir auch mit Sicherheit, für die Zukunft Heil hienieden erwarten." Aus Politik waren also, wie diese Rede beweiset, die Mitglieder des Unterhauses eifrige Fatalisten. Immer kühner und kühner in ihren Aeußerungen, brachten sie es sehr bald dahin, daß Karl sich zu einer Auflösung des Parliaments entschließen mußte. Die Bill, welche dem Könige das Tonnen- und Pfundgeld raubte, sollte so eben verlesen werden, als der Sprecher erklärte, daß er vom Könige befehligt sei, den Gegenstand zu vertagen. Man drängte ihn gewaltsam auf seinen Stuhl zurück, und die fertige Bill wurde nicht bloß gelesen, sondern auch angenommen. Doch zwei Tage darauf (10. März 1629) erfolgte die Auflösung des Parliaments, und mit ihr die Verhaftung Derer, welche dem Sprecher Gewalt gethan hatten.

Von jetzt an war im Königreiche alles so sehr verändert, daß man fragen konnte, wo Großbritannien mit seiner Eigenthümlichkeit geblieben sei. Verlassen von seinen Repräsentanten, glaubte das Volk ohne Schutz zu seyn; und selbst Karl fühlte nur allzu deutlich, daß er, als Monarch, Mühe haben würde, sich in irgend einem überwiegenden Ansehn zu behaupten. Da, vermöge der Auflösung des Parliaments, alle Subsidien wegfielen: so konnte er nicht genug eilen, seinen Frieden mit Spanien und Frankreich zu machen. Beide kamen seinem Wunsche halben Weges entgegen, weil sie in ihren Verwickelungen dabei nur gewinnen konnten;

allein indem Karl allen Einwirkungen auf das Aeußere entsagte, und seinen Schwager, den Kurfürsten von der Pfalz, jedem Schicksale preisgab, verbesserte sich, in dieser beinahe unbedingten Neutralität, seine Lage so wenig, daß er zur Hälfte aufhörte König zu seyn. Wie sehr er sich aber auch einschränken mochte, da das übliche Einkommen von etwa 450,000 Pf. nicht ausreichte, die Kosten der Verwaltung zu bestreiten; so mußten seine Minister darauf Bedacht nehmen, die ausfallenden Subsidien zu decken, und nur zwei Mittel stellten sich ihnen zu diesem Endzweck dar. Das eine war Ertheilung von Monopolien gegen starke Abgaben, ein Mittel, wodurch man die Betriebsamkeit hemmte und zugleich alles vertheuerte; das andere waren übermäßige Geldstrafen, ein Mittel wodurch man erdrückte. Ein gewisser Morlay mußte 10,000 Pf. bezahlen, weil er im Schlosse Whitehall einen von den Leuten des Königs geschlagen hatte. Ein Anderer, Namens Allison, hatte kein anderes Verbrechen begangen, als ein, den Erzbischof von York betreffendes Gerücht weiter zu verbreiten; dafür nun wurde er nicht blos in eine Geldstrafe von 1000 Pf. genommen, sondern auch durchgepeitscht und zu einem lebenslangen Gefängniß verurtheilt. Sir Richard Granville hatte den Grafen von Suffolk wegen eines schlechten Streiches, den dieser ihm gespielt hatte, einen Niederträchtigen genannt, und mußte dafür, auf den Spruch der Sternkammer, 8000 Pf., die Hälfte dem Grafen, die andere Hälfte dem Könige, zahlen. Ein Kaufmann, der gegen das Verbot des Königs Walkererde ausgeführt hatte, sah sich zu einer Geldbuße von

2000 Pf. verurtheilt. Wie hätte eine solche Gerechtigkeitspflege, die ihren letzten Grund in dem Stillstande der Gesetzgebung hatte, nicht einen allgemeinen Unwillen erregen sollen! Laut wurde die Wiedereinsetzung des Parliaments, als das einzige Rettungsmittel gegen so viel Bedrückung, gefordert; doch Karl erklärte in einer Bekanntmachung, „daß er es für eine strafwürdige Anmaßung halte, ihm vorschreiben zu wollen, innerhalb welcher Zeit er diese Versammlung einberufen solle."

Durch engeres Anschließen an die Geistlichkeit glaubte Karl sich aus der Abhängigkeit befreien zu können, worin er bisher von dem Parliamente des Ober- und Unterhauses gestanden hatte. Sein vornehmster Rathgeber war der Bischof von London, Laud, ein heftiger Gegner der Presbyterianer und Puritaner. Dieser Prälat gehörte zu den Kurzsichtigen, welche sich einbilden, das Gesetz könne durch die Lehre, der Staat durch die Kirche ersetzt werden. Als eifriger Verfechter der Episkopalkirche glaubte er, es fehle ihr nur an einem, die Sinnlichkeit gehörig beschäftigenden Gottesdienste. Um ihr nun diesen zu geben, wurde er der Schöpfer einer neuen Liturgie, in welche nicht bloß eine Menge abgeschafter Ceremonien zurückgeführt, sondern auch neue von seiner eigenen Erfindung aufgenommen wurden. Dem Könige gefiel dies nicht blos, weil es seinem, zum kirchlichen Aberglauben hinneigenden Gemüthe entsprach, sondern auch, weil diese Art des Cultus sich dem katholischen näherte, was ihm um seiner Gemahlin willen lieb war. Laud's Entwurf ging schwerlich auf noch mehr, als die Engländer nach und nach zur

Religion ihrer Vorfahren zurückzubringen; doch indem er nicht einsah, wie fehlerhaft dieser Gedanke war, konnte er nur ein großes Aergerniß geben. Alle Puritaner wendeten sich von einem Kirchenthume ab, das ihnen anstößig geworden war; und da sie sich zu dem übrigen Druck auch noch den kirchlichen gefallen lassen sollten, so wollten sie lieber das Vaterland verlassen, als so viel Tyrannei ertragen. Als der Advokat Prynne wegen seines Tadels der Laud'schen Neuerungen von der Sternkammer zu einer Geldstrafe von 5000 Pf., zum Verlust seiner Ohren und zum Schandpfahl verurtheilt war, da nahm die Wuth zum Auswandern plötzlich so überhand, daß, auf Einmal, acht Schiffe in der Themse segelfertig lagen, um nach Nordamerika abzugehen. Ein Machtspruch des Hofes hielt sie zurück. Unter der übrigen Reisegesellschaft befand sich auch Cromwell, der, damals noch unbeachtet, nach wenigen Jahren eine so große Rolle im großbritannischen Reiche zu spielen bestimmt war. Hätte der König den Mißvergnügten kein Hinderniß in den Weg gelegt, so würde Englands Geschichte nichts von einem Cromwell zu melden haben, und seine ganze Staatsgesetzgebung würde vielleicht anders ausgefallen seyn.

Die allgemeine Voraussetzung war, daß Karl es darauf anlege, England unter das Joch der römischen Kirche zurückzuführen; und diese Voraussetzung wurde selbst von vornehmen Geistlichen, vielleicht nur aus Eifersucht gegen Laud, den die königliche Gnade seit 1633 zum Erzbisthum von Canterbury erhoben hatte, für wahr gehalten. Dies aber führte zu neuen ärgerlichen

Auftritten. Williams, Bischof von Lincoln, weigerte sich, die neue Liturgie in seinem Sprengel einzuführen, und wurde deshalb von der hohen Commission zu einer Geldstrafe von 10,000 Pf. verurtheilt. Wie schwer nun auch diese Strafe war, so genügte sie doch dem eitlen Laud nicht, der, von der königlichen Gnade emporgehalten, in Dingen der bloßen Meinung, gleich dem römischen Bischof, auf Unfehlbarkeit und blinde Unterwerfung Anspruch machte. Er war es, der den, zum Empfange des Strafgeldes abgesendeten Beamten den Auftrag gab, das Haus des Bischofes von Lincoln zu durchsuchen, ob sich nicht etwas fände, worauf eine neue Klage gegründet werden könnte. Diese vergaßen eines solchen Auftrages nicht; und da sie, nach ihrer Ankunft in Lincoln, in dem Hause des Bischofs zufällig einen Brief fanden, worin ein Schulmeister über Laud's kirchliche Neuerungen gespöttelt und den Erzbischof von Canterbury „den kleinen großen Mann" genannt hatte: so bemächtigten sie sich desselben, als eines neuen corpus delicti. Dem Bischof war kein anderer Vorwurf zu machen, als daß er ehrenrührige Briefe empfangen und davon nichts angezeigt habe. Dennoch reichte dieses hin, ihn zu einer neuen Geldstrafe von 8000 Pf. zu verurtheilen. Der vorwitzige Schulmeister sollte 5000 Pf. bezahlen und beide Ohren verlieren, die an einen vor seiner Schule errichteten Schandpfahl angenagelt werden sollten; allein er entwischte zur Freude aller Derjenigen, die den gegenwärtigen Zustand unerträglich fanden.

Den Wünschen Laud's und seiner Anhänger zufolge,

konnte der König in der Ausübung ungebundener Willkühr nicht zu weit gehen; sie sahen in einem solchen Verfahren nichts weiter, als eine Verstärkung ihres Ansehens. Wie schlecht berechneten sie die Zukunft! Mit wie viel Achtung auch das englische Volk für das Königthum im Allgemeinen erfüllt seyn mochte: so war es doch, vermöge des von ihm erreichten Civilisations-Grades, unfähig, eine Behandlung zu ertragen, welche gegen alle Sicherheit der Personen und des Eigenthums gerichtet war und sich in Verstümmelungen und Beschimpfungen gefiel. Es fehlte noch an einer Veranlassung zum Aufstande. Diese konnte aber nicht lange mehr ausbleiben.

(Fortsetzung folgt.)

Ist es besser, die Staatsschulden nach dem Kapitalwerthe, oder blos nach den Renten zu verschreiben?

Die französische Finanz-Verwaltung ist, wie ich glaube, die erste gewesen, welche angeliehene Kapitalien in Renten zu verwandeln gesucht hat. Dies geschah in den Jahren 1714 bis 17, wo man theils die Staatsobligationen durch Lotterieen einzuziehen suchte, worin die Gewinne aus Leibrente- oder Tontinscheinen bestanden, theils die schwebende Schuld — namentlich die See-Proviantscheine — in Zahlung für Bedienungen annahm, und wo der Staat, am Ende einer 60-jährigen Periode, die zwischen Kriegen und den Verschwendungen der höchsten Ueppigkeit getheilt war, seinen Credit gänzlich zu Grunde gerichtet sah. — Im Jahre 1764 wurden in England die sogenannten Marinen-Billets gegen Annuitäten zu 3 pr. Ct. vom Kapital eingezogen; allein, obwohl auch noch später dergleichen Zeit- und Leibrenten in England erschaffen worden, so ist man doch dort mit der wahren Natur und Wirkung solcher Maßregeln schon lange so genau bekannt, daß die Finanzverwaltung vielmehr strebt, diese kostbaren Renten einzuziehen. In Frankreich hingegen ward das System der Renten stets weiter ausgebildet, und die Genfer Kapitalisten berechneten sich bis zur Zeit der Revolution 10 pr. Ct. von den Kapitalien, welche

sie der Krone Frankreich geliehen hatten. Auch nach hergestellter Ordnung in diesem Lande hat man sich dem früheren Herkommen, obwohl nach etwas besseren Prinzipien angeschlossen, und vielmehr Renten verkauft, als Kapitalien angeliehen. Neapel ist jüngsthin diesem Beispiele gefolgt; die übrigen europäischen Staaten haben sich in ihren Credit-Operationen mehr dahin geneigt, die Kapitalien zu leihen, indem sie den Werth derselben, die Rente, den Handelskonjunkturen und dem Marktpreise überließen.

Wenn man nun die Frage aufwirft, welcher Weg zu einer Anleihe der bessere sei? so wird man vor der Beantwortung noch einiges zu unterscheiden haben.

Zuerst nämlich ist es gewiß, daß Annuitäten, Reversionen, Leibrenten und alle derartige Zahlungen, in denen, außer den üblichen oder gesetzlichen Renten, auch ein Theil des Kapitals enthalten ist, welches nach Combinationen der Wahrscheinlichkeit als schwindend angesehen wird, von der Frage ausgeschlossen sind. Denn dabei ist nicht nur die Wahrscheinlichkeit an sich und ihrer Natur nach schwankend, sondern sie muß auch für den Staat kleiner als $\frac{1}{2}$ angenommen werden, d. h. zu Gunsten des Gläubigers neigen, um diesem einen Reiz der Hoffnung darzubieten. Daher entziehen sich alle dergleichen Renten der Schärfe der Rechnung, und das Ergebniß der letzten muß allemal zum Nachtheil des Staats ausfallen.

Ferner kann sich die Frage nur auf den Vortheil des Staats, und nicht seiner Gläubiger, beziehen. Staat und Gläubiger stehen einander hier in entgegengesetzten

Interessen gegenüber, indem der eine verlieren muß, was der andere gewinnen kann, ungefähr so, wie der Banquier seinem entfernten Schuldner den Vortheil des Courses abzugewinnen sucht — oder umgekehrt. Diese chance ist eigentlich nicht mit dem Wesen eines wohlbegründeten öffentlichen Credits zu vereinbaren; allein, so wie sich die Dinge gestaltet haben, dreht sich die Geldspeculation gerade um diese chance, und die aufgeworfene Frage ist das Geschöpf derselben. Unterdessen tritt hierbei der besondere Umstand ein, daß die chance in der Regel, und der Natur der Sache nach, nur gegen, aber nicht für den Staat seyn kann; denn der Gläubiger will nicht bloß nicht verlieren, sondern auch nicht die wahrscheinliche Möglichkeit des Verlustes haben. Ein Kapitalist, d. h. ein Mann, der von dem Nutzwerthe seines beweglichen Vermögens die Erhaltungsmittel seines Lebens zieht, will gewiß dies Vermögen nicht der Gefahr des Verlustes aussetzen, indem er es in die Hände Dessen giebt, von dem er voraussetzen muß, daß er ihn zu übervortheilen suche; ein solcher Capitalist würde ja die Mittel zu seiner Erhaltung, d. h. sein Leben aufs Spiel setzen. Der Staat also, der sich diesen Kapitalisten zum Gläubiger machen will, muß ihm die moralische Unmöglichkeit des Verlustes zusichern; dieses ist ja das Grundwesen des Credits, und wenn demnach zwischen Staat und Gläubiger von Verlust die Rede ist, so darf derselbe nur den erstern treffen. Die Frage betrifft daher nur die Bestimmung desjenigen Weges, auf welchem der Staat, bei unvermeidlichen Anleihen am wenigsten zu verlieren fürchten darf.

Nunmehr will ich annehmen, daß zwei Staaten ein gleiches Bedürfniß haben, das Kapital = K zur Disposition zu erhalten, und daß der eine zu diesem Behuf eine Rente anbiete, deren Werth dem Marktpreise des Kapitals gleich ist, während der andere das Kapital selbst mit der Rente des Tages schuldig wird. Es ist offenbar, daß beide Staaten im Augenblicke des Geschäfts — bei übrigens gleichem Credit, auch ganz gleiche Preise erhalten werden, weil es ganz gleichbedeutend ist, ob jemand für die jährliche Rente von 3, den Kaufpreis 60 abhält, oder ein anderer einen Schuldschein über 100 zum Rentfuß = 1,03 für 60 verkauft. Ich sage: es ist gleichbedeutend für den Augenblick, weil beide die Verpflichtung übernommen haben, jährlich 3 zu bezahlen, und diese Verpflichtung auch beiderseits mit 60 ablösen können. Sobald sich indessen der Marktpreis der Kapitalien, Zinsfuß, Diskont, oder wie man es nennen will, ändert, so ändern sich auch die Verhältnisse, worin die Schulden beider Staaten zu ihrem Erlös stehen.

Gesetzt, daß der landübliche, oder gesetzliche, oder vom Staate anerkannte und zugestandene Rentfuß = R hingegen der im bürgerlichen Verkehr zur Zeit der Anleihe geltende = r, und zu einer späteren Zeit = φ wäre: so ist auch die Rente, welche der Staat A verkauft, $= (R - 1) . K'$, und die Schuldverschreibung des Staats B lautet auf das Kapital $= K'$: beide haben dafür erhalten den gleichen Werth $= K = \left(\frac{R - 1}{r - 1}\right) . K'$. Wollen nun beide Staaten diese ihre Schuld zu einer

andern Zeit ablösen, in welcher der Rentfuß $= \varphi$; so muß A den Kpitlw. der Rente $(R - 1). K'$ zum übli chen Rentfuß $= \varphi$ erlegen, und dieser ist $= \left(\frac{R-1}{\varphi-1}\right) K'$; B muß hingegen das verschriebene Kapital $= K'$ zurückzahlen. Welcher von beiden hierbei besser fährt, ergiebt sich offenbar aus der Untersuchung, ob $\frac{R-1}{\varphi-1}$ größer oder kleiner, als 1 ist. Im letztern Falle hat A den Vortheil, im erstern B. Es ist aber an sich selbst klar und dem natürlichen Laufe der Dinge angemessen, daß φ kleiner sei, als R; denn die Anleihen werden doch nicht ohne Bedürfniß gemacht, und der Kapitalist benutzt dies Bedürfniß, um seine Hülfe so hoch anzuschlagen, d. h. den stipulirten Rentfuß so hoch zu treiben, als er kann; auch setzt die Eröffnung einer Anleihe allemal einen örtlichen Mangel an Kapital voraus, wovon ein erhöheter Marktpreis die nothwendige Folge ist. Zu einer Zeit aber, wo die Staaten ihre Schulden abzulösen beabsichtigen, muß ein Ueberfluß an Kapital vorhanden seyn, oder er entsteht eben durch die Ablösung, und die Rente wird bei der Concurrenz des Ausgebots der Kapitalien herab gedrückt. Demnach ist es als beinahe gewiß anzunehmen, daß R größer als φ, folglich $\frac{R-1}{\varphi-1}$ größer als 1 seyn werde, und hieraus folgt, daß der Staat A, welcher eine Rente verkauft hat, dieselbe mit größern Capital-Aufwande ablösen müsse, als der Staat B braucht, sich von einer gleichen Schuld zu befreien. Wäre indessen, aller Wahrscheinlichkeit zuwider, dennoch φ größer als R, so könnte

zwar der Staat B seine Schuldverschreibungen nicht, ohne über Gebühr zu leiden, zur Zahlung einrufen; allein er könnte sie doch als Waare aufkaufen, da ihr Preis kein anderer als $\frac{R-1}{\varphi-1}$ K' seyn kann, und hierbei würde er noch mit dem Staate A auf gleicher Linie stehen. Also: nach aller Wahrscheinlichkeit geht B schadenfrei aus, A hingegen büßt ein, und in einem, an sich sehr unwahrscheinlichen Falle, verlieren beide Staaten gleichviel.

Als Großbritannien im Jahre 1757 seine, zu 4 pr. Ct. stehenden Schuldverschreibungen durch den derzeitigen Finanzminister Pelham auf 3 pr. Ct. reduciren ließ, konnte dieser Schritt, durch die Umstände begünstigt, nur deshalb möglich werden, weil jene Schuldverschreibungen auf den Kapitalwerth gestellt waren. Hieraus erwuchs die Möglichkeit, die Schuldscheine zur Zahlung nach dem Nominal-Werthe einzurufen, und weil dieselben zu der Zeit den Marktpreis von 1, 3 hatten, so war es dem Interesse der Inhaber angemessen, lieber den Rentfuß von 4 pr. Ct. auf 3 herabsetzen zu lassen, als eine Waare, die am Markte 1,3 galt, für 1 hinzugeben. Denn obwohl sie hierbei noch $\frac{1}{13}$ pr. Ct. an Zinsen verloren, so konnten sie doch zu der Zeit ihre Capitalien auch auf andern Wegen nicht höher ausbringen, und der Verlust, welcher damit verbunden war, dieselben anderweitig sicher unterzubringen, konnte sie vermögen, in den Vorschlag des Ministers zu willigen. Durch diese Operation brachte England seine Schuld von 1,3 auf 1, oder verminderte dieselbe um 0,231 Theil des Ganzen, d. h.

beinahe um $\frac{1}{4}$ nach dem Nominal-Werthe, um das volle Viertheil aber nach dem Marktpreise oder dem Betrage der Zinsen. Dies wäre jedoch schlechterdings unmöglich gewesen, wenn England, statt Kapital zu leihen, die Rente verkauft hätte, so wie es in diesem Augenblicke für Frankreich unmöglich ist, seine Inscriptionen zur Zahlung einzurufen. Die letzteren können gar nicht anders, als zum Marktpreise, eingehandelt werden, und hierbei muß Frankreich gegenwärtig im Durchschnitt 24 pr. Ct. des Verkaufspreises zulegen. Denn wenn dieser letzte durchschnittlich zu 65 angesetzt wird, und der Marktpreis gegenwärtig auf 80 stehet, so ist $R = 1{,}0769$, und $\varphi = 1{,}0625$, daher $\frac{R-1}{\varphi-1} = \frac{769}{625}$ $= 1{,}24\ldots$ Wäre der Marktpreis der Rente $= 90$, welches schon der Fall gewesen ist, so würde $\varphi - 10555$, und $\frac{R-1}{\varphi-1} = \frac{769}{555} = 1{,}384\ldots$ seyn. Solche Preise muß Frankreich, oder jeder andere Staat, der sein Schuldkonto auf gleiche Weise einrichtet, unvermeidlich bezahlen, wogegen jeder Staat, der Kapitalien anleihet, jedenfalls nur diese letzteren zurück zu zahlen hat, und gedenklich in die Lage kommen kann, welche der Minister Pelham benutzte. Hiermit will ich zwar den, damals zur Reduction der brittischen Schuld gewählten Weg nicht von allem Tadel freisprechen; allein die Sache selbst bleibt doch nach allen Prinzipien der Rechtlichkeit erlaubt, und ist zum Wohl des öffentlichen Haushalts unbedenklich zu empfehlen.

Der hierin enthaltene Vortheil, oder vielmehr die

Sicherung gegen eine fast unvermeidliche und sehr beträchtliche Zubuße ist wohl gewiß ein wichtiges Motiv zur Bestimmung der Art und Weise, wie öffentliche Schulden kontrahirt werden müssen. Es sind aber noch andere Gründe vorhanden, welche sich mit jenem pekuniären Vortheile vereinigen, um dem Abschlusse der Anleihen nach dem Kapitalwerthe vor dem Verkaufe der Renten den Vorzug zu geben. Ich will versuchen, diese Gründe in folgenden beiden Hauptpunkten ganz kurz aufzustellen.

1) Der Staats-Credit wird durch Anleihen nach dem Capitalwerthe weit minder geschwächt, als durch den Renten-Verkauf. Es ist nämlich ganz gewiß, daß der Staats-Credit überhaupt an den Schwankungen Theil nimmt, denen der Marktpreis der Schuldverschreibungen desselben unterworfen ist, und daß der Credit in dem Maße kleiner, wenn auch nicht schwächer wird, in welchem die Schuldscheine geringere Marktpreise erlangen, sofern nämlich dieses Sinken der Preise nicht nach den momentanen Schwankungen des Börsenspieles, sondern nach einer fortdauernden Verminderung des Handelswerths beurtheilt wird. Daß sowohl die Schwankungen, als auch das fortdauernde Weichen der Preise öffentlicher Papiere, dem Credit — als solchem — nachtheilig sind, leidet keinen Zweifel, da beides dem Wesen und der Grundlage eines guten, vertrauenden Glaubens widerstrebt; und es ist daher eben so wenig zweifelhaft, ob eine solide Staatsverwaltung Ursache habe, zu wünschen, einem solchen Zustande vorzubeugen, oder ihm ein Ende zu machen. Denn bei der Verwaltung eines öffentlichen Haushalts vorauszusetzen, daß dieselbe bei dem

Abschlusse einer Schuld die Absicht oder nur den Wunsch haben könne, die Schuldscheine zu schlechtern Preisen einzulösen oder zurückzukaufen, als wozu sie abgegeben sind, würde eine Beleidigung gegen den gesunden Menschenverstand und eine Verhöhnung des öffentlichen Moralprinzips seyn, indem der Staatshaushalt damit zugleich in die Kategorie der böslichen Bankerutiers gestellt wäre. Es ist aber in die Augen fallend, daß Staatspapiere, welche bloß auf Renten anweisen, jenen Schwankungen weit mehr unterworfen sind, als solche, welche Nominal-Kapital ausdrücken; denn bei den letztern bleibt allemal wenigstens die Möglichkeit der Rückzahlung offen, wogegen bei erstern nur der Rückkauf möglich ist. Den erfahrungsmäßigen Beweis hiervon geben die brittischen 5 procentigen Stocks; diese nahmen stets nur einen sehr beschränkten Antheil an der beständigen Fluktuation des Marktpreises der übrigen Papiere, und fielen bei weitem nicht in dem Verhältnisse der letztern, so wenig, als sie sich mit den letztern gehoben haben. Zu einer Zeit, wo die 3 pr. Ct. Stocks 77 galten, mußten die 5 procentigen Stocks 128,8 gelten: allein sie sind (vor der letzten Abänderung oder Auflösung, die mit ihnen vorgenommen worden) nie über 104 gestiegen. Hierzu war kein anderer Grund, als ihre Ablösbarkeit, welche stets erwartet werden konnte, da ihre Maße nicht so beträchtlich war, um die Kräfte der Staatskasse zu überschreiten. Es würde gewiß nicht anders mit allen übrigen englischen Papieren gehen, wenn nicht in ihrer Menge die Garantie gegen ihre Einberufung läge. Dadurch aber sind jetzt die sämmtlichen brittischen Fonds mit den französischen Inscriptionen in

eine Kategorie gebracht, und nicht wieder herauszubringen. Im Jahre 1786, als Pitt seine erste Tilgungskasse gründete, wäre es möglich gewesen, diesem Falle vorzubeugen; und es ist nicht leicht zu begreifen, wie dieser scharfe Rechner einen so wesentlichen Gegenstand übersehen konnte, welcher dem Staate jetzt an 250 Millionen kosten würde, wenn sich die Möglichkeit des Rückkaufs denken ließe, und, so wie die Sache liegt, die allmählige Tilgung in eben dem Verhältnisse erschweren würde, wenn nicht auch diese zur bloßen Idee geworden wäre. Indessen wird doch diese Erinnerung dazu dienen können, diejenigen Staaten, welche zu neuen Anleihen schreiten müssen, auf die nothwendige Anordnung in der daneben verfügten Tilgungskasse aufmerksam zu machen.

Ein Staat, welcher es dahin gebracht hätte, daß dessen Schuldverschreibungen einen unveränderlichen Handelswerth behaupteten, würde alles erreicht haben, was mit Rücksicht auf Festigkeit des Credits zu wünschen seyn könnte. Ein solcher Staat würde sich ohne Zweifel in seiner Wirthschaft besser stehen, als ein anderer, dessen Credit, dem Umfange nach, im Verhältniß zu dessen Hülfsquellen vielleicht größer seyn möchte, dessen Papiere aber dem steten Schwanken des Marktpreises und der Begebenheiten im großen Weltverkehr unterworfen wären. Dieses bedarf keines Beweises, und demnach auch nicht die daraus hergeleitete unmittelbare Folgerung, daß diejenige Verwaltung des öffentlichen Vermögens, welche jenen Zustand der Stetigkeit im Credit hervorzubringen und zu erhalten vermag, den Zweck ihrer

Einsetzung am besten erfüllt, indem von da zur allmähligen Verbesserung des Vermögens, des Einkommens und der Kraft des Staats nur ein kaum merklicher Schritt ist. Darum nun aus dem Vorigen, wie ich hoffe, deutlich erhellet, daß dieser Zustand der Stetigkeit, sofern er von der Beschaffenheit der Schuldverschreibungen des Staats abhängt, am leichtesten erhalten wird, wenn diese Verschreibungen den Kapitalwerth der Anleihe ausdrücken: so muß auch diese Anordnung den Bemühungen der Schuldenverwaltung mehr entsprechen, als die Unterhandlung vermittelst Rentinscriptionen.

2) Der Finanzverwaltung verbleiben bei Anleihen nach dem Kapitalwerthe alle Mittel, die Ordnung in allen Zweigen der Abwickelung zu erhalten, und die Hülfsmittel des Credits nach jedem Ermessen zu schonen, wie zu benutzen. Denn bei dieser Einrichtung bleibt die deutliche Uebersicht der Größe der Verpflichtungen des Staats, nicht nur dem Namen, sondern dem reellen Werthe nach, völlig ungetrübt; und wenn die Frage aufgeworfen wird: wie der Staat seinen Verpflichtungen genügen, und sich derselben nach Maasgabe seiner Kräfte entledigen könne? so wird die zur Beantwortung dieser Frage geführte Rechnung durch keine Zweideutigkeit verwickelt, und die Anordnungen der Verwaltung zur Erreichung des vorgesetzten Zieles können durch keine Konjunkturen an den Geld- oder Capital-Märkten gelähmt oder gestört werden. Es läßt sich ohne angehängte Bedingungen mit Sicherheit sagen, was geschehen kann, wie es geschehen muß, und welchen Erfolg es für den

öffentlichen Haushalt haben wird. Sind denn auch die Schritte klein, mit welchen auf dem Wege zum Bessern vorgegangen wird, so sind es doch immer Vorschritte, und solche, die, von keinem Rückschritt paralysirt, die Ordnung des Haushalts stets erhalten, stets erhöhen. Die Ordnung aber, die einfache, und streng eingehaltene Ordnung, ist die Seele des Haushalts, und der Lebensgeist des öffentlichen Credits. Nichts ist geschickter, den Staats-Credit zu befestigen und zu erhöhen, als die Bestimmung und strenge Einhaltung derjenigen Maaßregeln, wodurch der Staat seine Verpflichtungen ihrem ganzen Umfange nach, d. h. so zu erfüllen gemeint ist, daß er wirklich und dem Realwerthe nach giebt, was er erhalten, oder dem Namen nach zu geben versprochen hat. Dieses aber, wie überhaupt die unabweichliche Beobachtung der angenommenen Ordnung ist nur dann möglich, wenn die Verpflichtungen des Staats von dem Marktpreise und dem Börsenspiele unabhängig gemacht sind; und alles was hierzu dienen kann, ist als nothwendig und wesentlich anzusehen. Es ist jedoch unmöglich, dieses zu erreichen, wofern nicht die Staatsschuldverschreibungen auf Kapitalwerthe gestellt, und auch ferner nicht, wofern nicht die Zeitpunkte ihrer Rückzahlung festgesetzt sind; denn nur durch letzteres kann bei der großen Masse solcher Schuldscheine eine Scheidung zwischen diesen und den Rentinscriptionen behauptet werden.

Wenn man sich unter Staatsgläubigern eine Masse von Staatsgliedern denkt, deren Wohl und Weh von der Erhaltung ihrer Kapitalien abhängt, so ist es für

sich klar, daß dieselben ihr Vermögen am liebsten solchen Händen anvertrauen, aus denen sie dasselbe zur abgeredeten Zeit ungeschmälert zurück zu erhalten die Ueberzeugung haben. Denn mehr zurück zu erhalten, würde ihnen zwar willkommen seyn; weil aber mit dem Mehr auch die Möglichkeit eines Minder verbunden seyn muß, so wird die Furcht vor dem letztern die Hoffnung auf das erste bei jedem soliden Gläubiger überwiegen. Würde der Staat aber auf irgend einem Wege jene Möglichkeit des Minder übernehmen, seinen Gläubigern nur das Mehr überlassen, und folglich jeden Verlust auf sich selbst laden: so würde er etwas, in der gewöhnlichen Ordnung des Verkehrs ganz Unnöthiges thun, und so wie seine Kräfte, so auch seinen Credit schwächen. Die genaue Einhaltung der Zinszahlungen ist zwar auch unumgänglich nöthig, wo der Credit nicht sogleich völlig fallen soll; allein sie reicht nicht hin, den Capitalisten gänzlich zu beruhigen, so lange sein Vermögen selbst einen zweifelhaften Werth hat. Es kommen zu viele Fälle im Leben vor, wo das Geld als reproduktives Kapital verwendet werden muß, als daß es dem Besitzer genehm seyn könnte, dasselbe in solche Hände zu geben, aus denen er es erst nach x Jahren wieder erhalten kann. Zwar könnte er seine Ansprüche verkaufen; aber das ist es gerade, was vermieden werden muß, weil mit diesem Verkaufe auch ein Verlust verbunden ist. Wenigstens darf der Staat, indem er Schuldner wird, durch die Art des Schuldenkontrakts nicht in solche Alternative setzen, und damit zugleich, obwohl stillschweigend, auf den Handel mit seinen Papieren verwei-

sen. Das Schwanken der Preise bei diesem Handel giebt dem Capitalisten eine gegründete Sorge; es schwächt die Bereitwilligkeit, ein Gläubiger des Staats zu werden, und wirkt auf diese Weise nachtheilig für den Credit. Der Gläubiger legt die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit des Verlustes mit zu dem Preise, um den er dem Staate sein Geld überläßt, und die Anleihe wird schon dadurch kostbarer.

Endlich ist es auch für den gesammten National-Haushalt nicht gleichgültig, ob die angehäuften Geldmassen durch Staatsanleihen auf unbestimmte Rückzahlungstermine, oder ganz ohne dieselben dergestalt absorbirt werden, daß sie ihre Eigenschaft als Kapital verlieren, oder ob die vom Staate benutzten Kapitalien von Zeit zu Zeit in eben derselben Eigenschaft wieder in die Circulation zurück kommen. Den obwohl der Staat angeliehene Summen nicht bei sich niederlegt, sondern auf diese oder jene Weise wieder in Umlauf setzt, so erscheinen sie doch darin nur überhaupt als Zahlmittel, nicht als zur Reproduktion geeignete Massen, wozu sie sich durch die Abscheidung des Ueberschusses bei einzelnen Inhabern erst wieder bilden müssen. Restituirt hingegen der Staat in seinen gegebenen Zeiträumen die Kapitalmassen selbst: so suchen die Inhaber unmittelbar aufs neue das angemessenste Unterkommen für dieselben, der Kapitalmarkt wird reicher, die Bedingung für die Benutzung billiger, und Landwirthschaft, Gewerbe und Handel werden erleichtert. Es ist wenigstens, jeden Falles, ein neues Glied in der Kette des Umlaufs entstanden, davon wahrscheinlich ist, daß es noch andere

Glieder derselben Kette hervorrufen werde. Um die ganze Bedeutung dieses Einflusses darzustellen, würde eine weit ausgedehntere Entwickelung der Wechselwirkung zwischen Kapital und Gewerbthätigkeit nöthig seyn, als worauf ich mir erlauben darf, bei der gegenwärtigen kurzen Betrachtung, einzugehen; unterdessen hoffe ich, daß auch die bloße Andeutung hinreichen werde, den Werth des Gegenstandes zu würdigen.

Die vorstehenden Gründe müssen ohne Zweifel die Ueberzeugung geben, daß es in jeder Rücksicht vortheilhaft und allen Interessen des gemeinen Wesens in seinem größten Umfange angemessen sei, die Staatsschulden nicht nach Rentinscriptionen, sondern nach dem Kapitalwerthe, und zwar, mit Bestimmung verhältnißmäßig möglicher oder zuträglicher Rückzahlungstermine, abzuschließen. Solche Anleihen werden vielleicht minder rasch untergebracht werden; allein da eine jede Finanzverwaltung, ihrer innern Natur nach, die Erhaltung eines wohlbegründeten Credits höher schätzen muß, als das illusorische Spiel eines augenblicklichen Erfolgs: so wird auch der letztere nicht als Entscheidungsgrund für die Wahl der Art und Weise gelten können, wie unvermeidlich gewordene Staatsanleihen abzuschließen sind.

Mit diesem Gegenstande hängt noch eine andere Frage zu genau zusammen, als daß sie hier ganz übergangen werden könnte; diese nämlich: ob es besser sei, bei den Anleihen niedrige oder hohe Zinsen zu bewilligen? Wenn bloß von dem Augenblicke die Rede ist, wo die Anleihe geschlossen wird, so ist sie in der That

von geringem Belange; denn der bewilligte Rentfuß sei wie er wolle, so muß die Vergleichung desselben mit dem, zu derselben Zeit im Handel üblichen nothwendig den Maaßstab für das Real-Kapital abgeben, welches für die Verschreibung bezahlt wird. Jenes Verhältniß ist aber $= \frac{R - 1}{r - 1}$, und der reelle Werth des verschriebenen Capitals $= K'$, ist $= \frac{R - 1}{r - 1} . K' = K$, oder umgekehrt: das für den reellen Werth $= K$ verschriebene Kapital ist $= K' = \frac{r - 1}{R - 1} . K$. Dieses ist schon oben hinreichend gezeigt. Ein kleiner Umstand könnte jedoch einigen Unterschied im Preise der Anleihe machen, sofern nämlich die Unterhandlungskosten mit dazu gerechnet, und diese nach dem Nominal-Kapitale stipulirt werden. In diesem Falle würde diejenige Anleihe die kostbarste seyn, welche die niedrigsten Zinsen bewilligt, weil sie auf das höchste Nominal-Capital gestellt seyn muß. Indessen würden doch dergleichen Beschwerden ihren Grund nur in der Fahrlässigkeit oder Gleichgültigkeit der Unterhändler, nicht in dem Wesen der Sache haben, und werden daher hier, als accessorisch, bei Seite gesetzt. — Wird hingegen bei dem Abschlusse der Anleihe zugleich auf die Zukunft und auf die Vortheile gesehen, welche der Finanzverwaltung für die Erhaltung des öffentlichen Credits, und einen künftigen geregelten Abtrag der Schulden, vorbehalten bleiben müssen: so ist die Bestimmung des Zinsfußes nicht mehr gleichgültig. Geht man bei der Anleihe von der Ansicht aus, den

künf-

künftigen Abtrag durch Rückkauf bewirken zu wollen, so hat der gewählte Zinsfuß, an sich, keinen Einfluß auf den Preis des Rückkaufs; denn der Realwerth der Anleihe = K zum Rentfuße = R ist = $\left(\frac{R - 1}{r - 1}\right) . K$; und der Preis des Rückkaufs ist = $\left(\frac{\varphi - 1}{R - 1}\right) = K^1$ = $\left(\frac{\varphi - 1}{r - 1}\right) . K$. Der letzte hängt daher nur von dem Verhältniß $\frac{\varphi - 1}{r - 1}$ ab; und da es nie in der Macht einer Finanzverwaltung stehen kann, dieses Verhältniß, welches ein Ergebniß des gesammten Weltverkehrs ist, zu bestimmen, so würde es sehr irrig seyn zu glauben, durch den, bei einer Anleihe bewilligten Rentfuß auf den Preis des Rückkaufs wirken zu können. Es ist aber ohne Zweifel dem Staate vortheilhaft, daß die Schuld desselben mit eben demselben Realwerthe getilgt werden könne, gegen dessen Empfang sie eingegangen worden; und dieses entspricht auch zugleich den echten Prinzipien der Finanz, so wie es den öffentlichen Credit am angemessensten befördert. Demnach würde $\varphi = r$ seyn müssen, wenn die Einlösung der Schuldverschreibungen bewirkt werden soll; weil aber diese Bedingung sehr zufällig, unsicher und schwankend ist, so muß die Erfüllung der Forderung, wo möglich, von R abhängig gemacht werden. Dieses R aber, oder der bei der Anleihe bewilligte Rentfuß, hat nur dann einen Einfluß auf den Preis des Rückkaufs der Schuldscheine, wenn die letztern auf Zeit ablößlich ausgestellt sind.

Bei dieser Bedingung kann φ in Bezug auf die Staatsschulden nicht merklich von R abweichen, oder man kann $R = \varphi$ setzen, und weil $\frac{\varphi - 1}{r - 1} = 1$ seyn soll, so wird auch $\frac{R - 1}{r - 1} = 1$, d. h. $R = r$ seyn müssen. Hiernach müssen also die Staatspapiere so hohe Zinsen tragen, daß sie dem Diskont, welcher zur Zeit der Anleihe im Verkehr üblich ist, gleich kommen. Es ist auch ohne weitere Rechnung aus einem höchst einfachen Beispiele einleuchtend, daß dieses unter allen Umständen die vortheilhafteste Art sei, Schulden zu verschreiben. Gesetzt, A und B brauchen beide das Capital = 100, zu einer Zeit, wo der Diskont auf 6 steht. Nun bewilligt A nur die Rente = 3, und muß daher, um 100 zu empfangen, 200 verschreiben. B hingegen bewilligt die Rente = 6, und erhält also für verschriebene 100 auch eben so viel Capital. Beide zahlen die Rente = 6, und stehen vorläufig gleich belastet. Nach Ablauf eines gewissen Zeitraums sei der Diskont oder die Handelsrente auf 4 herabgekommen, so werden die, von A verschriebenen 200, den Handelswerth von 150 haben, und für weniger lassen sie sich nicht zurück kaufen, während B seine, ablößlich gestellten Schuldscheine ohne Zweifel mit dem erhaltenen Capitalwerth von 100 einzieht. Bei diesem letzten Handel büßt weder der Gläubiger noch der Schuldner etwas ein, wogegen A seine Schuld mit 50 pr.Ct. Zubuße einlösen muß. Dieser bleibt noch in demselben ungünstigen Verhältnisse, wenn er gleich bei der Anleihe gar kein Capital ausge-

drückt, sondern bloß Rentinscriptionen abgegeben hat; denn er hat für die Inscription 6 doch nur den Capitalwerth = 100 erhalten, und eben dieselbe Rente hat den Werth von 150, wenn der Diskont von 6 auf 4 herabgegangen ist. Um die Rente zurück zu kaufen, muß er nothwendig diesen Preis erlegen.

Diese sehr einfache Darstellung berechtigt wohl zu dem Schlusse, daß es zweckmäßig sei, bei öffentlichen Anleihen so hohe Renten zu bewilligen, als die Handelsrente des Zeitpunkts mit sich bringt. Zugleich enthält sie einen stringenten Beweis in kurzen Zahlen, daß die Rechnungen, worauf sich die perpetuirlichen Tilgungscassen gründen sollen, gründlich falsch sind. Ein paar Bemerkungen müssen jedoch kürzlich hinzugefügt werden.

Zuerst nemlich würde vielleicht jemand einwenden wollen, daß die Bewilligung so hoher Renten gesetzwidrig sei, wenn der gesetzliche Zinsfuß niedriger ist. Wofern es wirklich wirksame Gesetze dieser Art giebt, solche, die eine Gränze für die freie Nutznießung eines unbestrittenen Eigenthums (und das ist doch die Rente eines Capitals) setzen: so scheinen sie fast selbst die Schranken zu überschreiten, in denen die Gesetzgebung sich bewegen soll. Denn es ist doch ein anerkanntes Kriterion einer guten Gesetzgebung, daß sie nicht nur die freie Benutzung eines jeden rechtmäßigen Eigenthums schütze, sondern auch dahin begünstige, daß diese Benutzung möglichst gesteigert werde. Widerspricht nicht ein Gesetz, welches dem erlaubten Rentfuße, d. h. der Benutzung eines Capitals Gränzen setzt, diesem Geiste

einer guten Gesetzgebung? Die Rente für ein reproduktives Capital hat aber durchaus den Charakter einer freiwilligen Verabredung, und das, durch äußere Bedingungen hinzukommende Bindende oder Zwingende darin, ist eben so oft dem Besitzer des Capitals, als dem Benutzer desselben, nachtheilig. Wie leicht und oft aber auch Gesetze umgangen werden, welche dem natürlichen und gegenseitigen Vortheile der Staatsglieder entgegen stehen, zeigt die tägliche Erfahrung auch in diesem Falle nur gar zu oft. Und der Staat selbst, in welchem z. B. der gesetzliche Rentfuß = 1,05 wäre, der aber bei einer Anleihe für empfangene 62 eine Schuldverschreibung über 100 mit der gesetzlichen Rente = 5 ausstellt, thut der noch etwas anders als den Rentfuß = 1,08 bewilligen? Bei aller Verschiedenheit der Vorschläge, welche in sehr vielen Schriften zur Herabsetzung des Rentfußes gemacht worden, kommen doch alle darin überein, daß der Einfluß des Gesetzes darauf am unwirksamsten sei. Hr. Pr. Harl sagt in seinem „Handbuch der Staatswirthschaft" rc. §. 400. „Jede gesetzliche oder willkührliche Erniedrigung der „Zinsen unter ihren, durch die freieste Concurrenz be„stimmten Marktpreis, enthält einen offenbaren Eingriff „in das Privat-Eigenthum, und hemmt den Umlauf „der Capitalien und der Industrie. Ein gesetzlicher „Zinsfuß kann denselben zu einem Monopolpreis erhö„hen, und bewirken, daß viele Capitalien entweder zu„rückgehalten werden, oder in fremde Länder strömen." Das Steigen oder Fallen der Zinse ist die Folge des Mangels oder Ueberflusses disponibler Geldmassen, und

die Herbeiführung einer, dem Bedürfnisse aller Gewerbe entsprechenden Menge von Zahlmitteln, ist der einzige Weg, den Zinsfuß auf einer angemessenen Höhe zu erhalten. Das Gesetz aber bleibt unfruchtbar, so lange es seinen Einfluß nicht auf die natürliche Wechselwirkung der Ereignisse im Verkehr auszudehnen vermag. Es geziemt mir nicht, die Gränzen der positiven Gesetzgebung zu beurtheilen, wozu mir ohnehin die Bekanntschaft mit den Grundsätzen derselben fehlt; allein, ohne mich auf ein fremdes Gebiet zu verirren, dürfte ich doch wohl sagen, daß ein Gesetz polizeilicher Art, sofern es bereits bestehet, und in seiner allgemeinen Tendenz auch zu billigen seyn mag, doch, in besondern Fällen, mit gutem Grunde suspendirt werden darf, wenn es dem gemeinen Wesen in diesen besondern Fällen mehr Nachtheil bringt, als es den einzelnen Gliedern desselben vortheilhaft seyn kann. Ein solcher Fall tritt aber wohl gewiß ein, wenn der Staat bei einer unvermeidlichen Anleihe bloß wegen eines bestehenden Usurien-Gesetzes verhindert wird, die vortheilhaftesten Bedingungen dabei zu machen, und sich eben deshalb eine größere Schuld aufzuladen, als ihm in der That zu Gute kommt. Ohne daher gegen die Gesetze über den erlaubten Rentfuß, sofern sie wirklich bestehen, irgend eine Einrede erheben zu wollen, darf man doch statuiren, daß sie in Bezug auf Staatsschulden ohne Anwendung bleiben müssen, da diese Anwendung den offenbaren Schaden des Staats involvirt.

Zum zweiten mögte man etwa sagen, daß, auch von der Gesetzwidrigkeit abgesehen, schon das Beispiel

so ungewöhnlich hoher Zinsen desto nachtheiliger auf die Benutzung der Capitalien zum Behuf der Landhaushaltung und aller übrigen Gewerbe wirke, je entscheidender der Einfluß der öffentlichen Anleihe, vermöge ihrer Masse, auf den allgemeinen Marktpreis der Kapitalien ist. Diese Bemerkung hat jedoch nur den Schein für sich, weil die Sache selbst unter allen Umständen dieselbe bleibt, und nicht von dem bewilligten Zinsfuße, sondern allein von der Anleihe selbst, von ihrer Größe oder der Schwierigkeit, sie unter zu bringen, und ganz besonders von dem Handel damit, herrührt. Es ist doch wohl gleichgültig, ob eine Handlung mit Worten beschrieben und ausgedrückt wird oder nicht, wenn die Thatsache vorhanden ist, und selbst redet. Das letztere ist aber hier wirklich der Fall; denn, wer z. B. eine Staatsverschreibung, welche 5 pr.Ct. giebt, auf der Börse für 77 kauft, der bringt sein Capital ohne Zweifel zu 6½ pr.Ct. an; und weil dies ein jeder, und alle Tage thun kann, so folgt, daß der landübliche Zinsfuß de facto 6½ pr.Ct. — mehr oder weniger — sei, nicht mehr und nicht weniger, als wenn der Staat eine eben solche Zinse ausdrücklich bewilligt hätte. Eben diese Leichtigkeit, womit Capitalisten ihre Gelder, vermittelst der, aller Orten überflüssig angebotenen Staatspapiere jederzeit zu den höchsten Zinsen unterbringen können, macht sie abgeneigt, die Capitalien dem Landbau und andern bürgerlichen Gewerben zu übergeben, welche bei weitem nicht so hohe Zinsen geben können, ohne zu Grunde zu gehen. Ist nicht auch dieses Thatsache, und liegt nicht hierin ein vorzüglicher Grund zu dem soge-

nannten Geldmangel, worüber so allgemeine Klage geführt wird? Nicht nur dieses ist durch die Erfahrung außer allen Zweifel gestellt, sondern auch dies Andere eben so leicht zu erweisen, daß nämlich das Uebel durch den übermäßig argen Papierhandel schlimmer wird, als es jemals durch Bewilligung hoher Zinsen für die Staatsschulden werden könnte. Gesetzt, ein Staat habe beim Abschluß einer Anleihe so hohe Zinsen bewilligt, als der derzeitige Stand der Handelsrente mit sich bringt: so wird jeder Capitalist wünschen, sich in den Besitz solcher Obligationen zu setzen, weil er keine höhere Rente zu erlangen vermag, und so lange die Anleihe offen ist, werden derselben die disponibeln Capitalien zuströmen, vorausgesetzt, daß der Staatskredit nicht aus andern Gründen schwanke, und dadurch Schwierigkeiten im Abschlusse der Anleihe entstehen. Sobald aber die Anleihe geschlossen ist, behält jeder seine erworbenen Schuldscheine, und es entsteht kein eigentlicher Handel damit. Denn obgleich diese Schuldscheine bei noch höher steigendem Diskont um etwas im momentanen Werthe fallen können, so werden sie sich doch sehr bald wieder heben, nicht nur, in sofern der Diskont wieder fällt, sondern auch in Rücksicht auf die bevorstehende Ablösung durch die Finanzverwaltung. Fällt aber auch der Diskont unter den Betrag der Rente, welche für die Schuldscheine stipulirt worden, so können doch die letztern im Handelswerthe nicht merklich steigen, eben weil ihre Ablösung zum Nominalwerthe erwartet werden kann. Sonach sind diese ablöslichen Schuldscheine, dem Handel, der Spekulation und dem Bör-

senspiel eigentlich entzogen; sie bleiben in festen Händen, und diejenigen Capitalien, welche darin nicht angebracht werden konnten, müssen zum Besten des Verkehrs ein anderweitiges Unterkommen suchen. Da nun vorausgesetzt werden muß, daß die Anleihe allemal bedeutend geringer sei, als die Masse der zirkulirenden Zahlmittel, und eine weise Verwaltung wissen wird, die letztere nach dem Bedürfnisse aller Gewerbe zu reguliren: so folgt, daß Verkehr und Gewerbe den temporairen Abgang an Zahlmitteln, welchen die Anleihe verursachen kann, nicht merklich empfinden werden. Wäre hingegen die Anleihe nicht nach dem ablöslichen Capitalwerthe, sondern ohne Ablösung, bloß nach Renten abgeschlossen, blieben folglich die Schuldschein- oder Rentinskriptionen das beständige Spiel der Spekulation: so würde, außer dem Capital, welches die Anleihe aus der Zirkulation gezogen hat, noch ein anderes bereit gehalten, und dem Verkehr ebenfalls entzogen, welches zur Speculation, oder dem Börsenspiele, dient. Da nun dieser Speculation keine Gränze zu setzen ist, weil es keine Gränze für die Gewinnsucht giebt, so kann dasjenige Capital, womit der Papierhandel getrieben wird, sehr beträchtlich seyn. Ob dem wirklich so sei, wird sich an allen Börsen der Handelswelt sehr leicht in Erfahrung bringen lassen. Es ist demnach klar, daß die Anleihen nach Renten, oder auch nach Capital ohne Ablösung, in jedem Falle größere Geldmassen aus dem Umlaufe ziehen, als Anleihen, deren Verschreibungen, auf Zeit gestellt, ablöslich sind, und daß der Zinsfuß, wozu die Anleihe abgeschlossen worden, hierauf gar keinen Einfluß habe.

Hingegen wird der übliche, oder faktisch eingeführte Rentfuß grade durch das Börsenspiel und die Hoffnung eines speculativen usurii nur noch höher gesteigert, und es entsteht eine eigne Classe von Menschen, welche von der Zinse — nicht ihres Vermögens — sondern eines, aus der Spekulation hervorgegangenen, imaginairen Capitals — zu leben beabsichtigt — oder freilich auch wohl mitunter daran stirbt.

Wollte man endlich drittens behaupten, daß die Staatskasse, durch Bewilligung so hoher Zinsen, selbst die beschwerlichsten Bedingungen für künftig etwa nothwendige Anleihen vorbereiten, sich auch überdies mehr als nöthig drücken, und in der Ablösung der Schulden selbst Hindernisse hervorrufen würde: so wäre dieses eines Theils ganz grundlos, und andern Theils erfahrungswidrig. Denn es ist einmal ganz ausgemacht, daß der Staat, in jedem denkbaren Falle, den baaren Betrag einer Anleihe so hoch verzinsen müsse, als die derzeitige Handelsrente mit sich bringt, und wohl noch etwas höher. Die Summe, welche zur Zinszahlung erfordert wird, bleibt immer dieselbe, welche Art von Anleihe und welchen Rentfuß man auch wählen mag; und die Staatscasse ist in dem einen Falle nicht mehr und nicht weniger gedrückt, wie in dem andern. Was aber die Abwickelung betrifft, so ist gar nicht abzusehen, wie es schwerer seyn sollte, 100 zu 6 pr.Ct. stehend, als 150 zu 4 pr.Ct. stehend, abzutragen, da das Gegentheil in die Augen fällt. Nur vom Rückkauf kann nicht die Rede seyn; da es jedoch gar nicht bezweifelt werden kann, daß der Rückkauf allemal mit bedeutendem

Verlust verbunden ist, so kann hiervon kein Argument gegen die Bewilligung hoher Renten hergenommen werden. — Die Bedenklichkeit endlich, daß der Staat sich durch einen, an seine Schuldverschreibungen geknüpften hohen Rentfuß, in seinen künftigen Operationen an beschwerliche Bedingungen binde, ist völlig erfahrungswidrig. Der Rentfuß bei einer Anleihe hängt nur von der Handelsrente des Tages ab, und derjenige, welcher für eine frühere Anleihe bewilligt worden, hat auf die gegenwärtige oder künftige gar keinen Einfluß. Wenn aber die Schuldscheine ablöslich gestellt sind, und die Finanzverwaltung sich übrigens den Ruhm der Ordnung und Pünktlichkeit erworben hat: so ist es nicht ohne Beispiel, daß ein Staat seine Zinsenlast erleichtern könne, auch ohne seine Schulden wirklich abzulösen. Dieser Fall trat unter andern in den 1790er Jahren in Dänmark ein, wo die Finanzen, unter der besonnenen Verwaltung des Grafen Schimmelmann, einen selten erreichten Grad der Festigkeit und Zuverlässigkeit erhalten hatten. Zu der Zeit wurden die westphälischen (oldenburgisch-ostfriesischen) Schulden, weil sie zu 5 und 4½ pr.Ct. standen, zur Zahlung einberufen. Die Inhaber der Obligationen aber äußerten sich bereit, ihre Capitalien zu 4, und wenn es seyn müßte zu 3½ pr.Ct. umschreiben zu lassen; und diese ganz freiwillige Reduktion, die Folge des wohlverdienten Ruhms der damaligen Finanzverwaltung, erleichterte diesen Zweig der Zinsenlast um beinahe den vierten Theil. Es verdient hierbei noch der Umstand bemerkt zu werden, daß dieses zu einer Zeit geschah, wo ganz Dänmark kein an-

deres Zahlmittel hatte, als Bankzettel, welche von der Bank niemals realisirt wurden, und gleichwohl selten mehr als 3 bis 4 pr.Ct. gegen Silber verloren.

Ich will diese Betrachtungen hier nicht weiter fortsetzen, sondern es lieber dem Leser überlassen, die beherzigungswerthen Folgerungen, wozu sie Anlaß geben können, selbst zu ziehen. Die Frage, wodurch sie herbei geführt worden, ist meiner Meinung nach bereits hinreichend erschöpft; und man darf wohl mit gutem Grunde behaupten, daß die Bewilligung solcher Zinsen, welche der Handelsrente der Zeit, wo die Anleihe abgeschlossen wird, gleich kommen, auf keine Weise nachtheilig, daß es aber auch in jeder Beziehung höchlich anzurathen sei, die Anleihen stets nach dem Capitalwerthe, und zwar in Zeit ablöslich, zu verschreiben.

von Kramer.

Giebt es eine Richtschnur der öffentlichen Wohlfahrt? und worauf beruht das Steigen und Fallen der Gewinne?

(Aus Edinburgh Review. Nr. LXXIX.)

Sowohl für die Praxis, als für die Spekulation, würde es unstreitig eine höchst wünschenswerthe Sache seyn, irgend eine einfache und zugängliche Richtschnur öffentlicher Wohlfahrt zu haben, zu der man seine Zuflucht nehmen könnte, so oft es darauf ankäme, den komparativen Zustand verschiedener Länder, oder den desselben Landes in verschiedenen Perioden, genauer zu bestimmen; und dem gemäß ist die Entdeckung einer solchen Richtschnur ein Gegenstand der Nachforschung unter Politikern und Staats-Wirthschaftlern gewesen.

Ihre Nachforschungen haben indeß bisjetzt zu keinem sehr befriedigenden Resultate geführt. Alle bisher ersonnenen Richtschnuren scheinen uns vielmehr wesentlich mangelhaft zu seyn, und mehr darauf berechnet, das Urtheil zu verwirren und irre zu leiten, als irgend ein Mittel an die Hand zu geben, wie man zu einem gesunden Schlusse kommen könne. Viele haben angenommen, die komparative Dichtigkeit der Bevölkerung verschiedener Länder, gewähre den besten Probierstein für ihr Befinden; diejenigen Nationen also, welche die

stärkste Bevölkerung aufzuweisen hätten, müßten am besten regiert werden, und folglich auch die glücklichsten seyn. Allein die Beispiele von Irland und den Vereinigten Staaten, so wie die Grundsätze, welche Herr Malthus in seinem Werk über Bevölkerung entfaltet hat, haben die Trieglichkeit dieses Kriterions nachgewiesen, und zuletzt eine vollendete Veränderung der öffentlichen Meinung über diesen Gegenstand bewirkt. Auf gleiche Weise ist ein Ueberschuß der Ausfuhr über die Einfuhr von den ausgezeichnetsten praktischen Staatsmännern und Theoretikern, lange Zeit hindurch, als die Ursache und der Maßstab zunehmenden Reichthums betrachtet worden; und bis auf den heutigen Tag müssen wir uns jährlich dazu Glück wünschen lassen, daß die Bilanz zwischen Ausfuhren und Einfuhren zu unserm Vortheil sei. Gleichwohl geschieht es, daß in den Vereinigten Staaten, der Werth der Einfuhren den der Ausfuhren regelmäßig übersteigt; und dennoch haben die Amerikaner immer den vortheilhaftesten Handel geführt! Doch es ist unnöthig, sich auf Amerika zu beziehen, um zu einer Widerlegung der fraglichen Meinung zu gelangen. Der gesunde Menschenverstand sagt uns, daß kein Kaufmann jemals irgend eine Waare ausgeführt hat, oder ausführen wird, wofern er nicht die Erwartung hegt, an der Stelle derselben einen größern Werth einzuführen, so daß, der Wahrheit und Wirklichkeit nach, der Ueberschuß der Einfuhren über die Ausfuhren, ein Beweis von einem günstigen und nicht von einem ungünstigen Handel ist. Fragt man den Landmann, was er für den Probier-

stein der National-Wohlfahrt hält: so wird er antworten, „die wöchentlichen Heimkehren vom Mark-Lane" (Kornmarkt), ohne zu bedenken, daß, obwohl ein hoher Kornpreis, unter gewissen Umständen, für ihn vortheilhaft seyn kann, dieser gleichwohl immer für alle übrigen Classen der Gesellschaft nachtheilig ist. Wenn, auf gleiche Weise, Minister das Land im blühenden Zustande darzustellen ängstlich bemüht sind, so beziehen sie sich gemeiniglich, zum Beweise für ihre Behauptung, auf den zunehmenden Betrag des zu ihrer Verfügung gestellten National-Einkommens, obgleich diese Zunahme, in den meisten Fällen, unendlich mehr einer verstärkten Besteuerung und einer verbesserten Erhebungs-Methode beizumessen ist, als der zunehmenden Fähigkeit, Steuern zu entrichten.

Troß dem schlechten Erfolge, welcher alle früheren Versuche, eine genaue Richtschnur der National-Wohlfahrt zu entdecken, begleitet hat, sind wir jedoch keinesweges der Meinung, daß diese nicht zu finden sei. Wir glauben vielmehr, daß eine sehr kurze Erforschung der Quellen des Reichthums hinreichend sei, um festzustellen, daß es eine solche Richtschnur giebt, und daß man sich bei jeder Gelegenheit mit dem größten Vertrauen an sie wenden kann.

Wie sehr die Theorien der Staats-Wirthschaftler sich auch in andern Hinsichten von einander unterscheiden mögen, so treffen sie doch alle in dem Punkte zusammen, daß der Betrag des, in irgend einem Lande cirkulirenden Capitals, oder, mit andern Worten, der Vorrath von den, zur Subsistenz und Aufrechthaltung

seiner Arbeiter nothwendigen Materialien der Maßstab ist, an welchem seine Kraft, Arbeit zu unterhalten, gemessen werden muß. Auch darin kommen sie überein, daß die hervorbringende Kraft der Betriebsamkeit im Großen bestimmt werden müsse nach dem Betrage und der Wirksamkeit des stehenden Capitals, oder der Werkzeuge und Maschinen, welche Arbeiter in Bewegung zu setzen bestimmt sind. Die Anhäufung und die Anwendung dieser beiden Arten von Capital sind demnach unumgänglich nothwendig, um eine Nation auf der Stufenleiter der Civilisation zu heben; und nur durch ihre vereinte Wirksamkeit kann Reichthum in größerer Fülle hervorgebracht und allgemein verbreitet werden. Ein Landmann kann einen hinreichenden Vorrath von Pferden und Ochsen haben; auf gleiche Weise kann er Wagen, Pflüge und andre Werkzeuge, die zur Betreibung seines Geschäfts nothwendig sind, in Ueberfluß besitzen; wäre er aber nicht versehen mit einem Vorrath von Nahrungs- und Bekleidungs-Mitteln, so würde er unfähig seyn, sich des Beistandes jener zu bedienen, und, anstatt seinen Acker zu bestellen, mit irgend einer Art von Betriebsamkeit sich befassen müssen, die ihm ein unmittelbares Einkommen verschaffte. Und von der andern Seite, was würde der Landmann, angenommen, daß es ihm nicht an Vorräthen fehle, ohne den Beistand des stehenden Capitals oder der Werkzeuge auszurichten im Stande seyn? Was könnte selbst der geschickteste Landwirth zu Stande bringen, wenn er seines Spatens oder seines Pfluges beraubt wäre? Der Weber, wenn man ihm seinen Weberstuhl nähme? Der

Stellmacher, wenn er seine Säge, sein Beil und seine Hobel entbehren müßte? Ohne Capital würde die Arbeit nie getheilt worden, der Mensch nie aus der Barbarei hervorgegangen seyn. Denn, ohne Capital hätte der Mensch niemals zu Arbeiten verpflichten können, bei welchen ein beträchtlicher Zeitraum nothwendig verfließen muß, ehe die Produkte derselben die Beschaffenheit gewinnen, worin sie des Gebrauchs fähig sind, und es ist unnöthig zu bemerken, wie sehr einzelne von diesen Verrichtungen, z. B. der Ackerbau, auf das Allerwesentlichste zu seiner Subsistenz und Behaglichkeit beitragen. Angenommen aber auch, der Mensch wäre über jene unüberwindliche Schwierigkeit hinweggekommen, so würden wir, wenn wir den Katalog der, in jeder civilisirten Gesellschaft geübten Künste durchlaufen, die Entdeckung machen, daß es unter diesen in der That nur wenige giebt, die ohne den Beistand der Finger oder der rohen Werkzeuge, womit die Natur den Menschen versieht, zu Stande gebracht werden können. Es ist also in allen Fällen nöthig, uns mit den Ergebnissen früherer Betriebsamkeit, oder, in andern Worten, mit Capital zu versehen, und unsre schwachen Hände dadurch zu stärken, daß wir sie, wenn man so sagen darf, mit der Kraft aller Elemente bewaffnen.

Es ist ein zugestandener, und in der That durch sich selbst einleuchtender Grundsatz, daß das Arbeits-Produkt eines Volks nicht anders vermehrt werden könne, als durch eine Zunahme in der Zahl seiner Arbeiter, oder durch eine Zunahme in der Geschicklichkeit oder wachsenden Macht derjenigen Arbeiter, die bereits

vor-

vorhanden sind. Allein, ohne eine Zunahme des Capitals ist es in den meisten Fällen unmöglich, eine vermehrte Anzahl von Arbeitern zu beschäftigen. Wenn die, zum Unterhalt der Arbeiter bestimmte Nahrung und Bekleidung, wie auch die Werkzeuge und Maschinen, womit sie zu Werke gehen sollen, sämmtlich in Beschlag genommen sind für die Beschäftigung der einmal vorhandenen Arbeiter, so kann keine neue Nachfrage nach andern entstehen. Unter solchen Umständen kann der Arbeitslohn nicht steigen; und wenn die Zahl der Einwohner sich vermehrt, so kann nur um so schlechter für sie gesorgt seyn. Eben so wenig ist es möglich, die hervorbringenden Kräfte des Arbeiters zu vermehren, wenn nicht eine Vermehrung des Capitals vorangegangen ist; denn diese Kräfte können materiel nicht anders vermehrt werden, als durch eine bessere Erziehung und Anleitung der Arbeiter, durch eine größere Theilung ihrer Verrichtungen, oder durch eine Verbesserung in der Maschinerie, zu deren Handhabung sie gebraucht werden; und in allen diesen Fällen ist eine Vermehrung des Capitals unumgänglich nöthig. Nur durch die Anlage eines hinzugekommenen Capitals kann der Arbeiter besser angeleitet werden, kann der Unternehmer irgend eines Werks seine Arbeiter mit einer bessern Maschinerie versehen, oder eine schicklichere Vertheilung der Arbeit unter ihnen zu Stande bringen.

„Wenn wir, sagt Adam Smith, den Zustand einer Nation in zwei verschiedenen Perioden vergleichen, und die Entdeckung machen, daß das jährliche Produkt ihres Landes und ihrer Arbeit in der spätern größer ist,

als in der frühern — daß ihre Ländereien besser angebaut, ihre Manufakturen zahlreicher und blühender sind, und ihr Handel an Ausdehnung gewonnen hat —: so können wir versichert seyn, daß ihr Capital in dem Zwischenraum, der beide Perioden von einander trennt, sich vermehrt haben, und daß, durch die gute Bewirthschaftung Einiger, mehr hinzugekommen seyn müsse, als durch die schlechte Bewirthschaftung Anderer, oder durch die öffentliche Ausschweifung der Regierung, davon abgekommen ist" (National-Reichthum II. S. 23). Es springt also in die Augen, daß kein Land, welches neue Capitale anhäuft, stationair in seiner Entwickelung werden kann. So lange das Capital wächst, muß eine standhaft wachsende Nachfrage nach Arbeit seyn, so wie eine standhafte Vermehrung der Masse von Nothwendigkeiten, Bequemlichkeiten und Luxus-Artikeln, und folglich auch der Volkszahl. Allein mit jeder Verminderung des Betrags, bis zu welchem das Capital vorläufig angehäuft war, muß die Nachfrage nach Arbeit abnehmen. Wenn das Capital keinen Zuwachs erhält, so kann und wird nicht mehr Arbeit beschäftigt werden; und wenn das Capital vermindert ist, so beginnt das Land zurückzugehen, und der Zustand der großen Masse des Volks verschlimmert sich reißend: der Arbeitslohn wird vermindert, und Armseligkeit, mit dem sie begleitenden Gefolge von Lastern, Elend und Verbrechen, verbreitet ihre Verheerungen durch die ganze Gesellschaft. „Nur in dem vorschreitenden Zustande der Gesellschaft, wie Adam Smith sehr richtig bemerkt hat, während sie zu ferneren

Erwerbungen vorrückt, scheint die Lage der arbeitenden Classe, oder des größten Theils der Nation, am behaglichsten und am glücklichsten zu seyn; keinesweges in dem, wo keine Fortschritte in der Erwerbung gemacht werden können. Sie ist drückend in dem stationairen, und elend in dem abnehmenden Zustande. Der fortschreitende ist in der Wirklichkeit der freudige und kräftige Zustand für alle Ordnungen der Gesellschaft."

Da Capital, oder das Mittel, Arbeit zu unterstützen und zu erleichtern, nichts weiter ist, als das angehäufte Produkt früherer Betriebsamkeit: so ist leicht einzusehen, daß seine Zunahme da am schnellsten erfolgen muß, wo die Betriebsamkeit am meisten produktiv ist, oder mit andern Worten, wo die Gewinne vom Capital hoch sind. Wer in einem Zeitraum von drei Tagen einen Bushel Weizen hervorbringen kann, hat es offenbar in seiner Gewalt, zweimal mehr zurück zu legen, als derjenige, der, es sei aus Mangel an Geschicklichkeit, oder weil er genöthigt ist, einen schlechten Boden zu bestellen, sechs Tage arbeiten muß, um dieselbe Quantität zu erzeugen; und der Capitalist, der sein Capital so anlegen kann, daß es ihm jährlich 10 pr.Ct. Gewinn bringt, hat es gleichmäßig in seiner Gewalt, zweimal so viel zurückzulegen, als der Capitalist, der nur 5 pr.Ct. von seinem Capital bezieht. Zwar können hohe Gewinne ohne Sparsamkeit nie eine Anhäufung des Capitals veranlassen; allein gerade darin zeigt sich die weise Einrichtung der Natur, daß beide beinahe immer verbunden sind. Hohe Gewinne

gewähren nicht blos die Mittel zur Ersparung, sondern sie verstärken auch die Macht des ersparenden Princips. Wirthschaftlichkeit ist in keiner Hinsicht von den übrigen Tugenden verschieden; und es würde unvernünftig seyn, zu erwarten, daß sie da in die Erscheinung eintreten solle, wo sie auf keine ihr entsprechende Belohnung rechnen kann. Eh' man sparen kann, muß man leben; und wenn die Summe, welche übrig bleibt, nachdem alle nothwendige Ausgaben gemacht sind, nur klein und unbedeutend ist, so spricht eine große Wahrscheinlichkeit dafür, daß man sie lieber unmittelbar verbrauchen, als sie in der Erwartung zurücklegen wird, daß sie, durch das Hinzukommen neuer Ersparungen, in einer entfernten Periode das Mittel abgeben werde, dem Einkommen einen kleinen Zuwachs zu verschaffen. Die Wahrheit ist, daß der Druck des Mangels selten oder niemals Wirthschaftlichkeit hervorbringt. In einem Zustand von Dürftigkeit — und jedes Sinken in der Quota des Gewinnes bringt uns diesem Zustande näher — hat man weder die Kraft, noch den Wunsch, etwas zu ersparen. Mangel ist die Ursache des Müßiggangs und der Zerstreuung, nicht die der Frugalität. Je tiefer wir auf die Leiter der Gesellschaft herabsteigen, desto weniger entdecken wir Vorsicht und Hinblick auf zukünftige und entfernte Folgen. Der Arbeitsmann ist minder klug, als der kleine Handelsmann und Ladenhälter; der Bettler minder klug, als der Arbeitsmann. Niemand, oder doch nur sehr Wenige, werden sich einen unmittelbaren Genuß versagen, wenn die zufälligen und künftigen Wohlthaten, die aus der Versagung hervorge-

hen sollen, ungemein begränzt erscheinen. Wo hingegen die Gewinne hoch sind, da ist eine verhältnißmäßig größere Kraft zum Anhäufen; und wir versagen uns unmittelbare Genüsse, weil wir die sichre Aussicht haben, daß wir, bei einem solchen Verfahren, schnell in den Zustand größerer Wohlhabenheit gelangen, und daß unsre Mittel, einen stärkern Vorrath von Bequemlichkeiten und Köstlichkeiten zu erhalten, durch unsre gegenwärtige Entbehrung zuletzt bedeutend werden vermehrt werden. Gebt irgend einem Volke Gelegenheit zum Capitalisiren, und ihr könnt euch darauf verlassen, daß es nie abgeneigt seyn wird, davon Gebrauch zu machen. Wenn ihr den Zustand der verschiedenen Länder in der Welt untersucht: so werdet ihr finden, daß die Kraft zum Capitalisiren, oder, was dasselbe ist, die Quota des Gewinnes am größten ist in denjenigen Ländern, welche ihren Reichthum und ihre Bevölkerung am schnellsten vermehren dürfen. In den vereinigten Staaten z. B. ist die Quota des Gewinnes doppelt so hoch, als in Großbritannien und Frankreich; und diesem Umstande muß die schnellere Anhäufung des Capitals, und folglich auch das rasche Fortschreiten in Reichthum und Bevölkerung ausschließlich zugeschrieben werden. Der Wunsch, unsre Vermögensumstände zu verbessern, und unsre Lage in der Gesellschaft vortheilhafter zu machen, ist in der menschlichen Constitution selbst eingeschlossen, und das Fundamental-Princip, die causa causans aller der Vervollkommnungen, die jemals gemacht sind. Es läßt sich kein einziges Beispiel anführen, daß ein Volk jemals die Gelegenheit zum Capitalisiren unbenutzt gelassen

habe. Wo jemals die Masse der Bürger es in ihrer Gewalt hatte, ihren Vorrath zu vergrößern, da hat sie niemals unterlassen, es wirklich zu thun, und der Reichthum und die Bevölkerung der Gesellschaft sind auf der Stelle vermehrt worden.

Zur Bekämpfung dieser Principe dürfte vielleicht angeführt werden, daß die Quota des Gewinns in den östlichen Ländern groß ist, und daß diese, nichts desto weniger, entweder zurückkommen, oder nur sehr langsam vorrücken. Wir zweifeln indeß, ob die Quota des Gewinns in den östlichen Ländern wirklich größer sei, als in Europa. Daß der Zinsfuß dort höher ist, läßt sich nicht läugnen; allein dies ist eine Folge der Gefahr, der das Capital ausgesetzt ist, nämlich wegen der Vorurtheile gegen den Wucher, und wegen des fehler- und mangelhaften Systems der Regierung *). Wir möchten indeß nicht behaupten, daß große Produktivität der Betriebsamkeit, oder eine starke Gewinn-Quota, nothwendig und unter allen Umständen von einem hohen Grade von Wohlfahrt begleitet sei. Länder, die alle nur ersinnliche Anlage zu einer vortheilhaften Verwendung der Betriebsamkeit und des Capitals haben, können das Unglück haben, einer willkührlichen Regierung unterworfen zu seyn, welche das Recht des Eigenthums nicht anerkennt; und die Unsicherheit, die aus

---

*) Alle Zinsen sind durch den Koran verboten; die Folge davon ist, daß sie im Morgenlande um so höher stehen. Montesquieu sagt: L'usure augmente dans les pays Mohametans à proportion de la sévérité de la défense. Le preteur s'indemnise du peril de la contravention. (Esprit des loix liv. 21. cap. 19.)

diesem Umstande entspringt, kann an und für sich hinreichen, um die Anstrengungen derjenigen zu lähmen, welche anderweitig in der vortheilhaften Lage sind, Capital und Reichthum vermehren zu können. Allein wir tragen kein Bedenken, als Grundsatz aufzustellen, und zwar als Grundsatz, der keine Ausnahme zuläßt: „daß, wenn die Regierungen von zwei oder mehreren Ländern gleich duldsam und liberal sind, und das Eigenthum in beiden gleich sehr geschätzt und gesichert wird, die komparative Wohlfahrt in jedem dieser Länder der Quota des Gewinns entsprechen werde." Wo die Gewinne hoch sind, da wird das Capital sich rasch vergrößern, und da ist ein verhältnißmäßiger Zuwachs von Reichthum und Bevölkerung. Wo hingegen die Gewinne niedrig sind, da sind auch die Mittel, vermehrte Arbeit zu beschäftigen, verhältnißmäßig beschränkt; und der Fortschritt der Gesellschaft wird dadurch um so mehr verzögert.

Also — nicht durch den unbedingten Belauf des Capitals, sondern durch die Macht, dieses Capital mit Vortheil anzulegen — eine Macht, welche sich genau an der gemeinen und Durchschnitts-Quota des Gewinns abmessen läßt — muß die Fähigkeit eines Landes, in Reichthum und Bevölkerung zuzunehmen, abgeschätzt werden. Zu einer Zeit, wo die Gesetze, welche die Quota des Gewinns, und den Zuwachs des Capitals regeln, noch nicht gründlich erforscht waren, wurden der große Reichthum und die Handelswohlfahrt Hollands, wo die Gewinne, von 1670 an gerechnet, vergleichungsweise niedrig war, von Sir Josia Child und

mehreren spätern staatswirthschaftlichen Schriftstellern, als das natürliche Ergebniß, und als ein überzeugender Beweis von den größern Vortheilen niedriger Gewinne und Zinsen gehalten. Allein dies hieß in der That, wie wir weiter unten zeigen werden, die Wirkung schwerer Besteuerung für die Ursache des Reichthums nehmen. Ein Land, dessen Durchschnitts-Gewinn-Quota beträchtlich niedriger ist, als die Durchschnitts-Gewinn-Quota der benachbarten Länder, kann gleichwohl übermäßigen Reichthum haben, und unermeßliche Capitale besitzen; allein es ist der Gipfel des Irrthums, anzunehmen, daß der niedrige Stand der Gewinne die Anhäufung derselben erleichtert habe. Das Wahre von der Sache ist, daß der niedrige Stand der Gewinne während des 18ten Jahrhunderts zugleich die Ursache und das Symptom von Hollands Verfall war. Sir William Temple erwähnt in seinen Bemerkungen über die Niederlande, welche im Jahre 1675 geschrieben wurden, daß Hollands Handel sein Zenith passirt habe; und es ist gewiß, daß die Capitale der holländischen Kaufleute gesammelt waren weit vor jenen Kriegen, in welche die Republik mit Cromwell, Carl II. und Ludwig XIV. verwickelt wurde, d. h. zu einer Zeit, wo die Gewinn-Quota weit höher stand, als in irgend einem spätern Zeitraum.

Doch, ohne auf die Fälle, worin sich Amerika, Holland, oder irgend ein anderes Land befinden mögen, noch tiefer einzugehen, reicht das geringste Nachdenken über die Beweggründe, welche die Menschen zur Theilnahme an irgend einem Zweige der Betriebsamkeit ver-

mögen, vollkommen hin, um zu zeigen, daß die von derselben abgeleiteten Vortheile, sich jedesmal verhalten, wie die Quota des Gewinns. Was ist der Gegenstand, den Jeder im Auge hat, der entweder sein Capital, oder seine persönlichen Kräfte, an irgend ein Unternehmen der Betriebsamkeit setzt! Ist es nicht der möglich größte Gewinn von seinem Capital, oder die möglich größte Belohnung für seine Arbeit? Von einem Zweige der Betriebsamkeit sagt man, daß er vortheilhaft sei, blos weil er einen vergleichungsweise größern Gewinn abwirft; und mit gleicher Angemessenheit sagt man von einem andern, daß er unvortheilhaft sei, blos weil er einen vergleichungsweise geringeren Gewinn abwirft. Immer kehrt das Individuum zu dieser Richtschnur — zu der hohen oder niedrigen Gewinns-Quota — zurück, wenn es über die komparativen Vortheile verschiedener Unternehmungen urtheilt. Und was von Individuen wahr ist, das muß auch von Staaten gelten.

Hinsichtlich der Wohlfahrt eines Landes, läßt sich von dem Betrage seines Handels und seines Einkommens, oder von dem Zustande seines Ackerbaues und seiner Manufakturen, mit keiner Sicherheit ein Schluß ziehen. Jeder Zweig der Betriebsamkeit ist dem Schicksal unterworfen, durch abgeleitete oder zufällige Ursachen, bald so, bald anders, modifizirt zu werden. Alle befinden sich in einem Zustande von Ebbe und Fluth, und nicht selten sieht man einzelne blühen, während die übrigen nur allzu sehr herabgedrückt werden. Die Durchschnitts-Quota des Gewinns ist der einzig sichere Barometer — das zuverlässige und untrügliche Krite-

rion der National-Wohlfahrt. Steigender Gewinn ist die Wirkung einer Betriebsamkeit, welche produktiver geworden ist; er beweist, daß die Kraft der Gesellschaft, Capital zu sammeln, und ihrem Reichthum und ihrer Bevölkerung einen Zuwachs zu geben, zugenommen hat, und im Fortgange beschleunigt wird. Fallender Gewinn, hingegen, ist die Wirkung einer Betriebsamkeit, welche weniger produktiv geworden ist, und beweist, daß die Kraft, Capital zu sammeln, sich vermindert hat, und daß der Fortschritt der Gesellschaft gehemmt und verhindert ist. Wie sehr auch ein besonderer, ja selbst ein wichtiger Zweig der Betriebsamkeit darnieder liegen möge: ist die Durchschnitts-Quota des Gewinns hoch, so kann man mit Sicherheit darauf rechnen, daß dies besondere Darniederliegen nicht fortdauern kann, und daß die Lage des Landes wirklich gedeihlich ist. Auf der andern Seite: obgleich in keinem Zweige der Betriebsamkeit Stockung anzutreffen ist — obgleich Ackerbau, Manufakturen und Handel, nach einem größern Umfange betrieben werden, als früher — obgleich ein Volk zahlreiche, mächtige und gut bezahlte Heere und Flotten aufzuweisen hat; so dürfen wir, wenn die Quota des Gewinns vergleichungsweise niedrig geworden ist, mit Zuverlässigkeit behaupten, daß eine solche Nation, wie gedeihlich ihre Lage auch dem Scheine nach seyn möge, in ihrem Wesen krank und zerrüttet sei, daß die Plage der Armuth die Masse ihrer Bürger zu beschleichen angefangen habe, daß die Grundlage ihrer Macht und Größe erschüttert worden, und daß ihr Verfall mit Sicherheit vorhergesehen werden

könne, vorausgesetzt, daß nicht Maßregeln aufgefunden werden, wodurch der Druck auf die National-Hülfsquellen gehoben wird, d. h. wodurch man die Betriebsamkeit einträglicher, und folglich die Gewinns-Quota stärker macht.

Es ist nicht selten schwierig, die Durchschnitts-Quota des Gewinns in einer besondern Periode genau zu bestimmen; allein es ist niemals schwierig, zu bestimmen, ob sie in einer Periode höher oder niedriger ist, als in einer andern, oder ob sie im Fallen oder Steigen begriffen ist. Dies ist der wahrhaft wichtige Punkt in der Untersuchung; und dieser Punkt kann mit der größten Leichtigkeit ausgemittelt werden, durch die übliche Quota der Zinsen, die man für Capital, das auf gute Sicherheit geliehen ist, bezahlt. Der Zinsfuß steigt, so wie die Gewinns-Quota steigt, und fällt, so wie diese fällt. Jener ist immer direkt, wie diese. Wo das Eigenthum mit Erfolg beschützt wird, und der Zinsfuß hoch ist, wie in den Vereinigten Staaten: da läßt sich mit Sicherheit schließen, daß auch der Gewinn hoch, oder daß die Betriebsamkeit vergleichungsweise einträglich seyn werde. Und wo, auf der andern Seite, der Zinsfuß niedrig ist, wie in Holland und in England: da läßt sich mit gleicher Sicherheit schließen, daß auch der Gewinn vom Capital niedrig seyn werde — daß dies Länder sind, worin es nicht länger möglich ist, Capital und Arbeit mit Vortheil anzulegen, daß sie sich also dem Ziele ihrer Laufbahn nähern.

Nachdem wir auf diese Weise festgestellt haben, daß die Durchschnitts-Quota des Gewinns, in Ländern, wo

das Eigenthum gleich gut beschützt ist, eine untrügliche Richtschnur darbietet, an welcher man ihre komparative Wohlfahrt, oder das Maß, worin jedes in der Bahn des Reichthums und der Civilisation fortschreitet, bestimmen kann, wollen wir jetzt zu dem zweiten und schwierigsten und wichtigsten Zweige unserer Untersuchung schreiten; nämlich, zu dem Versuch, die Umstände zu entdecken, welche die Gewinns-Quota regeln.

Adam Smith war der Meinung, daß die Gewinns-Quota sich umgekehrt verhalte, wie die Größe des Capitals, oder, mit andern Worten, daß jene am größten sei, wenn das Capital am kleinsten, und am kleinsten, wenn das Capital am größten. Er nahm an, daß, so wie das Capital zunähme, das Princip der Mitbewerbung die Capitalisten antreiben werde, sich die Anwendung desselben gegenseitig streitig zu machen; und daß sie, bei Verfolgung ihres Ziels, in die Versuchung gerathen könnten, ihre Waare um einen niedrigern Preis anzubieten, und ihren Arbeitsleuten höhern Lohn zu geben (National-Reichthum II. S. 38). Diese Theorie ist lange mit allgemeinem Beifall angenommen worden; die Herren Say, Sismondi und Storch, der Marquis Garnier und Herr Malthus (der letztere mit einigen Modificationen) haben sie zu der ihrigen gemacht. Allein, wie viel Achtung man solchen Autoritäten auch schuldig seyn möge, so sind wir doch der Meinung, daß es nicht schwierig seyn werde, zu zeigen, warum das Princip der Mitbewerbung niemals die Ursache eines allgemeinen Sinkens der Gewinns-Quota seyn könne. Allerdings wird die Mitbewerbung jeden

Einzelnen verhindern, eine größere Gewinns-Quota zu erhalten, als seine Nachbaren; allein ganz zuverlässig vermindert die Mitbewerbung nicht die Durchschnitts-Einträglichkeit der Betriebsamkeit, oder den Durchschnitts-Vortheil von Capital und Arbeit, welcher, unter allen Umständen, die Gewinns-Quota bestimmen muß. Das Sinken des Gewinns, das unfehlbar eintritt, so wie die Gesellschaft vorschreitet, und die Bevölkerung dichter wird, darf nicht der Mitbewerbung beigemessen werden. Es hat eine ganz andre Ursache; und diese ist: die Verminderung der Macht, Capital mit Vortheil anzulegen; eine Verminderung, welche entweder aus der Abnahme in der Fruchtbarkeit der Grundstücke, die im Fortschritt der Gesellschaft angebaut werden müssen, oder aus dem allzu schnellen Anwuchs des Capitals im Vergleich mit der Bevölkerung, oder aus dem Uebermaß der Besteuerung hervorgeht.

Es wird von allen Seiten zugegeben, daß die Gewinns-Quota von irgend einem besondern Zweige der Betriebsamkeit, niemals anhaltend die Gewinns-Quota von andern Zweigen der Betriebsamkeit übersteigen, oder tief unter die letztere herabsinken könne. Der Ackerbau aber ist ein Zweig der Betriebsamkeit, der zu allen Zeiten, und unter allen Umständen fortgeführt werden muß. Nun liegt am Tage, daß er nicht fortgeführt werden würde, wenn für das in demselben angelegte Capital nebst Arbeit, nicht eben so viel Gewinn abfiele, als bei jedem andern Geschäft; und es ist nicht minder

gewiß, daß diese andern Geschäfte nicht fortgesetzt werden würden, wenn sie mindern Gewinn brächten, als der Ackerbau. Hieraus aber folgt nothwendig, daß die Gewinns-Quota im Ackerbau die Richtschnurs-Quota ist, oder, daß der Durchschnitts-Werth der Vortheile, welche von dem in ackerbaulicher Betriebsamkeit angelegten Capital gewonnen werden, den Durchschnitts-Werth derjenigen bestimmt, die vom Capital, das in jedem andern Zweige der Betriebsamkeit angelegt ist, zu gewinnen sind. Wenn der Werth der verschiedenen Auslagen des Pachters auf Korn zurückgeführt werden, wie denn dies immer der Fall seyn kann: so ist er im Stande, aus einer Vergleichung derselben mit dem Ertrage seines Pachtguts ganz genau den hinzugekommenen Vortheil kennen zu lernen, den er realisirt hat; und durch den Betrag dieses Vortheils wird der Betrag des Vortheils oder Gewinns von allen übrigen gesellschaftlichen Verrichtungen geregelt werden. So oft z. B. der Durchschnitts-Gewinn für eine Anlage von Capital und Arbeit, welche hundert Quartern Weizen gleich kommen und auf die Bestellung des Ackers verwendet sind, sich auf 110 Quarter beläuft: so können wir wissen, daß 100 Pfund, angelegt entweder in Manufacturen oder im Handel, 110 Pfund bringen werden. Denn die Sorge für den eignen Vortheil wird denen, die in diesen Verrichtungen befangen sind, nicht gestatten, sie mit einem geringern Gewinn fortzusetzen, als derjenige ist, der von der ackerbaulichen Betriebsamkeit herrührt; und die Mitbewerbung der ackerbauenden

Classe wird ihnen nicht gestatten, noch größern Gewinn zu ziehen.

Nachdem nun, auf diese Weise, feststeht, daß der Durchschnitts-Gewinn von dem im Ackerbau angelegten Capital die Richtschnur ist, welche die Gewinns-Quota in allen übrigen gesellschaftlichen Verrichtungen bestimmt: so haben wir zunächst die Umstände zu untersuchen, welche jenen Gewinn bestimmen. Ehe wir aber in diese Untersuchung eingehen, dürfte es nicht unangemessen seyn, zu bemerken, daß diese Umstände durch die Entrichtung einer Rente in keinem Grade verändert werden. Könnte hinzugekommenes Capital immer mit ungeschmälertem Vortheil auf die besten Ländereien angelegt werden, so würde Niemand auf den Gedanken gerathen, Ländereien von geringerer Fruchtbarkeit zu kultiviren; das ackerbauliche Geschäft würde sich im Allgemeinen in den Händen der Grundbesitzer befinden, und von einem solchen Dinge, wie die Rente ist, würde gar nicht die Rede seyn, es sei denn, daß diese Benennung gebraucht würde für die Summe, die erlegt werden muß für den Gebrauch des erborgten Capitals, es habe Namen, wie es wolle. Die besten Ländereien in einem Lande von mäßigem Umfange werden indeß sehr bald erschöpft; und da ein Produkt von derselben Güte sich um denselben Preis verkaufen muß, wie groß auch immer der Unterschied in der Qualität des Bodens, von welchem es gewonnen wird, seyn möge: so ist nichts erwiesener, als daß dieser Preis von einer solchen Beschaffenheit seyn muß, daß er die

Besteller der schlechtesten Ländereien hinreichend belohnt; denn sonst würden sie in der Bestellung nicht fortfahren. Allein der Preis, worin sie ihre Belohnung finden, wird mehr als Belohnung seyn für die Besteller fruchtbarer Ländereien, und zwar im Verhältniß der größern Quantität des Erzeugnisses, das sie von demselben erhalten; und da in demselben Lande eben so wenig zweierlei Gewinn-Quoten, als zweierlei Preise, neben einander bestehen können: so bildet der Ueberschuß des Erzeugnisses nothwendig die Rente, welche dem zu Folge nichts zu schaffen hat mit den Kosten der Hervorbringung. In der That, es läßt sich kein Fall denken, wobei die Rente, für einen längern Zeitraum, eintreten könnte in die Kosten desjenigen Theils des Produkts eines Landes, welcher gewonnen wird durch die Wirksamkeit des zuletzt auf den Boden angelegten Capitals, dieses mag auf neue Ländereien, oder auf die Verbesserung der alten angelegt seyn. Denn, wenn dies Capital zugleich Rente und Gewinn brächte, so würde hierin der Beweis liegen, daß der Ackerbau von allen gesellschaftlichen Verrichtungen die einträglichste wäre, und dem zu Folge würde alles Capital von dem Grundbesitz angezogen werden, und ganz gewiß in dieser Richtung so lange fortwirken, bis das Produkt, welches durch den auf den Anbau zuletzt angelegten Theil gewonnen wird, nur die gewöhnliche und hergebrachte Gewinns-Quota gäbe. Es darf demnach, als allgemeiner Grundsatz, der sich überall bewähren wird, angenommen werden: „daß da, wo die Betriebsamkeit freigegeben ist, rohes Erzeugniß immer um seinen noth-

nothwendigen Preis verkauft wird, d. h. um denjenigen Preis, welcher gerade hinreicht, um den Producenten des Theils, welcher unter den ungünstigsten Umständen, oder vermöge des zuletzt auf Grund und Boden angelegten Kapitals, erzielt wird, die gemeine und Durchschnitts-Quote des Gewinns zu verschaffen.

Wir sind jetzt im Stande, in unserer Deduction vorzuschreiten; denn, da von demjenigen Theile des Produkts, der durch das zuletzt in dem Ackerbau angelegte Kapital gewonnen ist, keine Rente bezahlt wird, so zeigt sich auf der Stelle, daß der Werth dieses Produkts einzig und allein aus Gewinn und Arbeitslohn bestehen kann. Und hieraus ergiebt sich, vorausgesetzt, daß die Besteuerung unveränderlich ist: daß die Gewinns-Quote im Ackerbau, und folglich auch in allen Zweigen der Betriebsamkeit, gänzlich abhangen muß von dem Verhältniß, worin dies Produkt zwischen Arbeitern und Kapitalisten getheilt wird. Wird der Theil des einen vermehrt, so muß nothwendig der Theil des andern vermindert werden. Mit andern Worten: Gewinne müssen immer zum Arbeitslohn in umgekehrtem Verhältniß stehen, d. h. wenn der Arbeitslohn steigt, so müssen die Gewinne fallen, und wenn der Arbeitslohn fällt, so müssen die Gewinne steigen. Der Umstand, daß die zuletzt auf den Boden verwendete Arbeit zu einer Zeit einträglicher ist, als zu der andern, erschüttert diese Folgerung nicht; denn Erzeugnisse, die von einer gleichen Quantität Arbeit herrühren, sind immer von gleichem Werth, wie sehr sie auch der Größe nach verschieden seyn

mögen; und die Gewinns-Quote hängt gänzlich von dem Verhältniß ab, worin dieser gleiche Werth zwischen den Kapitalisten und den Arbeitern getheilt wird. In allen Untersuchungen jedoch, die eine praktische Tendenz haben und nicht ausschließlich auf die Feststellung theoretischer Prinzipe gerichtet sind, muß man nothwendig nicht bloß auf die Werthe, sondern auch auf die Quantitäten achten. Wo die zuletzt cultivirten Ländereien fruchtbar sind, da ist ein vergleichungsweise großer Betrag von Produkt zwischen Gewinn und Arbeitslohn zu theilen; aber mit jeder allmähligen Verminderung in der Fruchtbarkeit des Bodens, zu welchem man im Fortschritt der Gesellschaft seine Zuflucht nimmt, muß die Quantität, wenn gleich nicht der Werth, der hiernach vertheilt wird, nothwendig vermindert werden; und wenn der Arbeitslohn entweder stationär wird, oder nicht in demselben Maße fällt: so ist klar, daß nicht blos der absolute Betrag der Quantität des Produkts, welche den Gewinn darstellt, sich verringern wird, sondern auch, daß das Verhältniß, worin der Gewinn zu dem ganzen Produkt besteht, oder der Werth des Produkts, in Abnahme gerathen wird. Herr Ricardo hat bewiesen, daß eine solche Verminderung sowohl des absoluten, als des verhältnißmäßigen Gewinns jeder Zeit Statt findet, wenn die Gesellschaft vorschreitet, vorausgesetzt, daß Bezug genommen wird auf Perioden von Durchschnitts-Dauer. Wir werden uns indeß bemühen, dies Prinzip auf unserm eigenthümlichen Wege ins Licht zu stellen, und zwar auf eine Weise, woraus hervorgeht, daß das Sinken der Gewinne, welches alle alten und dicht

bevölkerten Länder bisher gleichmäßig erfahren haben, keinesweges der Anhäufung oder Mitbewerbung der Kapitale, wohl aber der verminderten Fruchtbarkeit des Bodens zuzuschreiben sei, die in mancherlei Fällen durch ein fehler- und mangelhaftes System häuslicher Wirthschaft beschleunigt wird.

Wir werden später versuchen, die Einwirkungen von den Schwankungen in dem Marktpreise des Tagelohns auf den Gewinn zu entwickeln; doch unterdeß können wir sie noch aus der Acht lassen, und mit Herrn Malthus annehmen, daß die Bevölkerung nicht blos die Tendenz hat, die Subsistenzmittel zu erreichen, sondern auch darüber hinauszugehen. Ein besonderes Zusammentreffen von günstigen Umständen kann die Wirkung hervorbringen, daß das Kapital schneller wächst, als die Bevölkerung, und daß der Arbeitslohn dem zu Folge erhöht wird; eine solche Erhöhung wird aber selten bleibend seyn: denn der vermehrte Antrieb, den sie in den meisten Fällen dem Bevölkerungs-Prinzip geben muß, wird, wie Herr Malthus gezeigt hat, den Arbeitslohn unfehlbar zu dem frühern Stande herabdrücken, indem er den Vorrath von Arbeit mit der vermehrten Nachfrage in Verhältniß bringt. Wäre es daher möglich, immer neues Kapital auf Erzeugung rohen Produktes, auf Verarbeitung desselben, wenn es erzeugt ist, und auf Versetzung des rohen und verarbeiteten Produktes von einem Ort zum andern mit gleichem Erfolge anzulegen: so springt in die Augen, daß, wenn die Besteuerung unverändert bleibt, kein noch so großer Anwuchs des National-Kapitals das geringste Sinken in der Ge-

winns-Quote verursachen kann. So lange Arbeit um denselben Preis gefunden wird, und so lange die produktive Macht der Arbeit nicht vermindert ist: so lange müssen die Gewinne vom Kapital unverändert bleiben. Nimmt man also an, daß der bloße Anwuchs des Kapitals durch sich selbst keine bleibende Wirkung auf den Arbeitslohn hervorbringt: so ist es offenbar, sofern es sich um die Gewinns-Quote handelt, eins und dasselbe, ob zehn oder zehn tausend Millionen in dem Anbau des Bodens und den Manufakturen und dem Handel dieses oder jedes andern Königreichs beschäftigt werden; vorausgesetzt jedoch, daß die letzte so beschäftigte Million eben so produktiv ist, oder eben soviel Gewinn bringt, als die erste. Nun ist dies unveränderlich der Fall mit dem Kapital, das auf Manufakturen und Handel verwendet wird. Der möglich größte Betrag von Kapital und Arbeit kann angewendet werden, um rohes Produkt zu verfeinern und zum Verbrauch einzurichten, und um dasselbe von da, wo es hervorgebracht ist, nach dort hin zu versetzen, wo es verbraucht werden soll: daraus folgt nicht verminderter Lohn. Wenn eine gegebene Quantität Arbeit gegenwärtig ein Schiff von einer gegebenen Größe, oder eine Maschine von einer gegebenen Kraft baut: so ist gewiß, daß eine gleiche Quantität Arbeit in jeder künftigen Periode im Stande seyn wird, ein ähnliches Schiff, oder eine ähnliche Maschine zu bauen; und es ist eben so gewiß, daß, obgleich diese Schiffe und diese Maschinen auf eine unbestimmbare Weise verbessert seyn können, die letzten für jeden nützlichen Zweck eben so gut eingerichtet seyn und

eben so gute Dienste leisten werden, als die ersten. Die Wahrscheinlichkeit, oder vielmehr die Gewißheit spricht dafür, daß die letzten noch weit brauchbarer seyn werden, als die ersten. Den Kräften und Hülfsmitteln des Genies kann keine mögliche Grenze angewiesen werden, folglich auch nicht den Verbesserungen des Maschinenwesens und der Geschicklichkeit und Betriebsamkeit des Arbeiters. Zukünftige Watts, Arkwrights und Wedgwoods werden entstehen, und die erstaunlichen Entdeckungen des letzten und des gegenwärtigen Zeitalters werden unstreitig in zukünftigen Zeitaltern erreicht und vielleicht übertroffen werden. Es ist demnach so gut als erwiesen, daß, wenn gleiche Quantitäten von Kapital und Arbeit immer gleiche Quantitäten rohen Produkts erzeugen könnten, der größte Zuwachs an Kapital nie die Fähigkeit, das Kapital mit Vortheil anzulegen, vermindern oder die Gewinns-Quote herabzudrücken vermöchte. Doch hier, und hier allein findet die Güte der Natur ihre Grenze. Mit sparsamer und karger Hand vertheilt sie ihre Gaben.

— Pater ipse colendi
haud facilem esse viam voluit. —

Gleiche Quantitäten von Arbeit und Kapital bringen nicht immer gleiche Quantitäten rohen Produkts hervor. Der Boden ist von beschränkter Ausdehnung und noch beschränkterer Fruchtbarkeit; und diese beschränkte Fruchtbarkeit wird zur einzigen, wirklichen Hemmkette — zu dem einzigen unübersteiglichen Hinderniß, das die Subsistenzmittel, und folglich auch die Bewohner, eines jeden Landes verhindert, in einer geometrischen Pro-

portion zuzunehmen, bis der Raum, welcher erforderlich ist, die Operationen der Betriebsamkeit weiter zu führen, seinen Beistand versagt.

Doch es ist leicht wahrzunehmen, daß die verminderte Produktivität des Bodens, zu welchem jede wachsende Gesellschaft ihre Zuflucht zu nehmen genöthigt ist, nicht nur, wie wir bereits bemerkt haben, die Quantität des zwischen Gewinn und Arbeitslohn zu vertheilenden Produkts vermindern, sondern auch das Verhältniß des Werths dieses Produkts, das dem Arbeiter anheim fällt, erhöhen muß. Es ist durchaus unmöglich, die Kosten des rohen Produkts, das den Haupttheil der Subsistenz des Arbeiters ausmacht, dadurch zu vermehren, daß man schlechtere Ländereien in Cultur setzt, ohne auch seinen Arbeitslohn zu vermehren. Zwar ist ein Steigen des Arbeitslohns nur selten zusammentreffend mit dem Preise von Nothwendigkeiten; allein lange können sie nie getrennt bleiben. Der Preis von den Nothwendigkeiten des Lebens ist, der That nach, der Kostenpreis der Arbeit; denn wie könnte man arbeiten, ohne mit Subsistenzmitteln versehen zu seyn? Und obgleich eine gewisse Periode von unbestimmbarer Dauer, je nach den Umständen, worin sich ein Land um dieselbe Zeit befindet, in der Regel verstreichen muß, ehe der Arbeitslohn verhältnißmäßig zu den Nothwendigkeiten des Lebens, wenn diese im Preise steigen, erhöht werden kann: so muß doch eine solche Erhöhung am Ende zu Stande gebracht werden.

Sofern es also in der Produktivität derjenigen Arbeit, welche auf veredelnde und commercielle Betrieb-

samkeit verwendet wird, niemals eine Abnahme, sondern ein beständiges Wachsen giebt, so geht daraus hervor, daß die Subsistenz des Arbeiters nie im Preise vermehrt, daß seinem nothwendigen Arbeitslohn kein Zusatz gegeben werden kann — d. h. dem Arbeitslohn, der erforderlich ist, um ihn in den Stand zu setzen, nicht nur selbst zu leben, sondern auch sein Geschlecht fortzupflanzen. Hier aber tritt die verminderte Kraft der ackerbaulichen Arbeit ein, welche ihren Grund hat in der unvermeidlichen Nothwendigkeit, worin wir uns befinden, zu dürftigen Ländereien unsre Zuflucht zu nehmen, um einen größern Vorrath rohen Produktes zu gewinnen. Die abnehmende Fruchtbarkeit des Bodens ist daher im Grunde die große und einzig natürliche Ursache des verminderten Gewinnes. Nie würde die Quantität des Produkts, welche die Belohnung für Kapital und Arbeit bildet, abnehmen, wenn es nicht eine Verminderung gäbe, die in der Produktivität des Bodens allgemein Platz greift; auch giebt es keine andere physische Ursache, weshalb das Verhältniß der Gewinne zum Tagelohn vermehrt und die Gewinns-Quote vermindert werden müßte, wie es im Fortschritt der Gesellschaft gleichförmig geschieht.

Es bedarf nur weniger Worte, um zu zeigen, wie wichtig es ist, auf den Unterschied zu achten, den wir zwischen unbedingtem und verhältnißmäßigem Arbeitslohne und Gewinn gemacht haben. In ihrer Unbedingtheit aufgefaßt, hangen Arbeitslohn und Gewinn von der Quantität der Nothwendigkeiten, Bequemlichkeiten und Luxus-Artikel des menschlichen Lebens, oder der man-

nigfaltigen Produkte der Kunst und Industrie ab, welche wirklich in den Besitz der Arbeiter und Capitalisten kommen. Doch nach ihrem Verhältniß aufgefaßt — und diese Art von Auffassung ist die einzige, die bei Untersuchungen über die Vertheilung des Reichthums Statt finden kann — hangen Arbeitslohn und Gewinn ausschließend von dem Verhältnisse ab, nach welchem das Produkt der Betriebsamkeit, oder der Werth dieses Produkts, mit Abzug der Rente, zwischen den beiden großen Klassen der Arbeiter und Kapitalisten vertheilt wird. Nach dieser Feststellung ist klar, daß verhältnißmäßiger Arbeitslohn vermehrt werden kann, während unbedingt abgeschätzter Arbeitslohn, d. h. abgeschätzt nach Quantitäten von Silber, Korn, Bekleidungs-Material oder jeder andern Bequemlichkeit, als vermindert befunden werden würde; und in der Wirklichkeit ist dies immer der Fall, wenn man seine Zuflucht zu dürftigen Ländereien zu nehmen genöthigt ist. Setzen wir zur Erläuterung der Sache den Fall, daß das Produkt, welches von einem gegebenen Kapital, das auf Ländereien in Amerika angelegt ist, hundert Quarter gewährt: so werden die Arbeiter vielleicht sechzig Qrtr. oder 60 Pr.Ct. von dem Produkt als ihren Arbeitslohn erhalten. In diesem Falle würden unbedingter Gewinn und Arbeitslohn, der eine in vierzig, der andere in sechzig Quarter bestehen; und das Verhältniß, worin das Produkt, oder der Werth desselben vertheilt würde zwischen Gewinn und Tagelohn, würde seyn wie 4 zu 6, oder wie 2 zu 3. Allein dieselbe Kapitals-Summe, welche in Amerika hundert Quarter auf frischem Aufbruch gewähren würde, würde, angelegt auf zuletzt cultivirtes Land in

England, eher unter, als über funfzig Quarter gewähren. Angenommen nun, daß der brittische Arbeitsmann vierzig Quarter von diesem Produkt, als seinen unbedingten Arbeitslohn erhält: so wird der unbedingte Gewinn nur zehn Quarter seyn, was im Vergleich mit dem unbedingten Arbeitslohn und Gewinn, welche von demselben Kapital und derselben Arbeit in Amerika bezogen werden, eine Verminderung von zwanzig Quarter für den Arbeiter und von dreißig Quarter für den Kapitalisten in sich schließt. Inzwischen muß man bedenken, daß, da die funfzig Quarter Weizen, die in England erzeugt sind, das Produkt derselben Quantität von Kapital und Arbeit darstellen, sie vollkommen denselben Werth haben.

Wiewohl nun der brittische Arbeiter einen geringeren Betrag an Arbeitslohn erhält, wenn dieser in Weizen abgeschätzt wird, als der amerikanische Arbeiter: so hat er doch einen größern Real-Werth, oder das Produkt einer größern Quantität Arbeit; und Gewinne würden in England niedriger seyn, sie möchten nach Quantitäten von Bequemlichkeiten oder nach Real-Werthen abgeschätzt werden. In England gewinnt der Arbeiter 80 pr. Ct. vom Produkt, indem dies denselben Werth hat, wie das Produkt, von welchem der amerikanische Arbeiter nur 60 pr. Ct. gewinnt. Das Verhältniß des Gewinns zum Arbeitslohn würde also, nach dieser Voraussetzung in England seyn, wie 2 zu 8, oder 1 zu 4, während es in Amerika wie 2 zu 3 seyn würde.

Diese Angabe zeigt, wie irrig die Meinung derjenigen ist, welche behaupten, daß in Amerika sowohl

Arbeitslohn als Gewinn hoch seyen, und daß daher die Theorie, welche wir hier aufzustellen bemüht gewesen sind, und nach welcher der Gewinn in allen Fällen von dem Arbeitslohn abhängt, einen Irrthum in sich schließen müsse. Nach Proportionen und nicht nach unbedingten Quantitäten, müssen wir die Wirkung des Arbeitslohns auf den Gewinn abschätzen. Der amerikanische Arbeiter erhält eine geringere Proportion von dem Produkt, oder von dem Werthe des Produkts, das unter seinem Beistande gewonnen wird, als der brittische Arbeiter, und deshalb sind die Gewinne in Amerika so hoch; da aber der amerikanische Arbeiter nur die besten Ländereien cultivirt, d. h. solche, die ein reichliches Produkt geben: so gewährt sein kleinerer Antheil an diesem reichlichen Produkt ihm eine große absolute Quantität von Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten, und seine Lage ist deshalb vergleichungsweise gedeihlich.

Es zeigt sich also, daß da, wo nur die bessern Ländereien cultivirt werden, absoluter Gewinn und Tagelohn hoch sind; denn unter solchen Umständen ist die Betriebsamkeit vergleichungsweise produktiv, und es giebt folglich einen reichlichen Vorrath von Bequemlichkeiten, der unter den Partheien vertheilt werden kann. So wie aber die Gesellschaft vorschreitet, und so wie die hervorbringende Kraft der Betriebsamkeit vermindert wird durch die Nothwendigkeit, schlechtere Ländereien zu cultiviren, gehen absoluter Arbeitslohn und Gewinn zurück, wenn gleich der Arbeiter, da es ihm an dem nicht fehlen darf, wodurch er sein Daseyn und sein Geschlecht

fortsetzt, mit jeder Abnahme in den Kräften der Betriebsamkeit einen größeren Werth, oder einen verhältnißmäßig größeren Antheil an dem Produkt der Betriebsamkeit, unveränderlich gewinnt.

So gelangen wir denn auf einem ganz verschiedenen Wege zu unserm frühern Schluß: daß Gewinne, sie mögen nach Quantitäten des Erzeugnisses, oder nach Werthen, oder nach Proportionen abgeschätzt werden, sich immer und standhaft vermindern müssen mit jeder Abnahme in der hervorbringenden Kraft der Betriebsamkeit, die es darauf anlegt, ein Produkt aus dem Boden zu gewinnen; und obgleich verhältnißmäßiger Tagelohn im Fortschritt der Gesellschaft steigt, so wird dennoch die Lage des Arbeiters im Allgemeinen verschlechtert. Wird die Cultur auf die fruchtbarsten Ländereien beschränkt, so ist ein größerer Vorrath von Produkt zwischen Kapitalisten und Arbeitern zu vertheilen; und ein kleinerer, verhältnißmäßiger Theil von diesem reichlichen Vorrath gewährt dem Arbeiter eine größere Quantität von Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten, als ein größerer, verhältnißmäßiger Theil von einem vergleichungsweise kleinen Vorrath.

Wir haben auf diese Weise versucht, die letzte und gewisse Wirkung ins Licht zu stellen, welche die Nothwendigkeit, zu dürftigen Ländereien zu greifen, um eine wachsende Bevölkerung mit dem nöthigen Nahrungsstoff zu versehen, unter allen Umständen auf Gewinn und Arbeitslohn haben wird. Allein, obgleich diese Ursache verminderten Gewinns von einer solchen Größe und Macht ist, daß sie zuletzt den Ausschlag über jede an-

dere giebt: *) so werden doch ihre Wirkungen sehr häufig durch äußerliche Ursachen entweder aufgehalten, oder erleichtert. Es ist z. B. einleuchtend, daß jede neue Entdeckung und Verbesserung im Landbau, welche bewirkt, daß eine größere Quantität von Produkt für dieselbe Auslage gewonnen werden kann, dieselbe Wirkung auf den Gewinn ausüben muß, als ob das Produkt der bessern Ländereien vermehrt worden wäre, und einen längern Zeitraum hindurch die Gewinns-Quote erhöhen kann.

Wäre der erfindsame Genius des Menschen beschränkt worden, und hätten die verschiedenen Maschinen und Hülfsmittel, welche beim Ackerbau gebraucht werden, so wie auch die Geschicklichkeit des Landmanns, auf einmal ihre höchste Vollkommenheit erreicht: so würden das Steigen im Preise des rohen Produkts und das Fallen des Gewinns in Folge der vermehrten Bevölkerung, noch weit mehr in die Augen fallen, noch weit unverkennbarer seyn. Wenn in einem solchen Zustande der Dinge es nöthig geworden wäre, zu dürftigen Ländereien Zuflucht zu nehmen, um eine größere Quantität Nahrungsstoff zu erzeugen: so würde dazu ganz offenbar ein angemessener Zuwachs an Arbeit erfordert worden seyn; denn in dieser Voraussetzung hätte keine Vermehrung der Kraft des Arbeiters Statt finden können. Da er bereits den Gipfel der Vollkommenheit in seiner Kunst erreicht hatte, so konnte nur ein höherer Grad von animalischer Anstrengung die neuen Hinder-

*) Malthus Principles of Political Economy etc. p. 317.

nisse überwinden. Es würde also mehr Arbeit zur Hervorbringung einer größern Quantität Nahrungsstoffs erforderlich gewesen seyn; und zwar genau in demselben Verhältniß, worin die Quantität des Nahrungsstoffes hätte vermehrt werden müssen. Und so ist denn klar, daß, wenn die Künste sich anhaltend im stationären Zustande befunden hätten, der Preis des rohen Produkts sich verändert haben würde nach Maßgabe jeder Veränderung in den Qualitäten der Ländereien, welche nach und nach in Cultur gekommen wären.

Allein die Umstände, welche den reellen und austauschbaren Werth des rohen Produkts in einer wachsenden Gesellschaft bestimmen, sind ungemein verschieden. Selbst in ihr hat er, wie wir gesehen haben, ein standhaftes Bestreben, in die Höhe zu gehen; denn das Steigen des Gewinns in Folge jeder Verbesserung giebt dadurch, daß er eine größere Nachfrage nach Arbeit verursacht, der Bevölkerung einen frischen Stachel; und indem es auf diese Weise die Nachfrage in Beziehung auf den Nahrungsstoff vermehrt, erzwingt es wiederum unvermeidlich die Cultur des schlechtern Bodens, und hebt dadurch die Preise. Doch es ist einleuchtend, daß die Wirkungen dieses großen Naturgesetzes, van dessen alles durchdringenden Einfluß die größten Anstrengungen des menschlichen Verstandes den Menschen nie befreien können, minder fühlbar und minder handgreiflich werden in Folge der Verbesserungen. Nachdem schlechterer Boden cultivirt ist, sind unstreitig mehr Arbeiter erforderlich, um dieselbe Quantität Nahrungsstoffs hervorzubringen; da aber die Kräfte der Arbeiter im Fortschrei-

ten der Gesellschaft verstärkt worden sind, so ist nach Verhältniß des zu Stande zu bringenden Werks eine geringere Anzahl erforderlich, als nöthig gewesen seyn würde, wenn jene Verbesserungen nicht Statt gefunden hätten. Auf diesem Wege wird die natürliche Tendenz nach einer Vermehrung in dem Preise des rohen Produkts im Fortschreiten der Gesellschaft gehemmt. Die Produktiv-Kraft der Erde selbst nimmt allmählig ab, und wir sind genöthigt, unsre Zuflucht zu Ländereien zu nehmen, die einen immer geringern Grad von Fruchtbarkeit enthalten; allein die Produktiv-Kraft der Arbeit, welche aus diesen Ländereien Produkt erzielt, wird eben so standhaft vermehrt durch die Entdeckungen und Erfindungen, welche zu allen Zeiten gemacht werden. Zwei schnurstracks entgegengesetzte und anhaltend wirksame Prinzipe sind auf diese Weise in Thätigkeit gebracht. Wegen der Wirksamkeit feststehender und bleibender Ursachen muß die zunehmende Unfruchtbarkeit des Bodens auf die Dauer den Ausschlag geben über die zunehmende Macht der Maschinerie und der Verbesserungen des Ackerbaues — und Preise müssen eine entsprechende Höhe, und Gewinne eine entsprechende Verminderung erfahren. Gelegentlich indeß entschädigen die Verbesserungen in den letztern für die Verschlechterung in der Eigenschaft des erstern, und ein Fallen der Preise und ein Steigen der Gewinne findet Statt, bis der anhaltende Druck der Bevölkerung von Neuem zum Anbau schlechterer Ländereien zwingt.

Das vorstehende Raisonnement, sofern es sich darin um das allgemeine Prinzip handelt, ist eben so anwend-

bar auf die Handelswelt im Großen, als auf eine einzelne Nation. Es ist indeß einleuchtend, daß das Sinken der Gewinns-Quote und das Hemmniß, das für den Fortschritt der Gesellschaft in der Nothwendigkeit, zu dürftigen Ländereien zu greifen, enthalten ist, noch weit ernstlicher in demjenigen Lande empfunden werden müssen, das fremdes Korn von seinen Märkten ausschließt, als in dem Lande, das einen freien unverhinderten Verkehr mit seinen Nachbaren aufrecht erhält. Ein für Manufaktur und Handel vollständig ausgebildetes Land, wie England, das mit der ganzen Welt nach freisinnigen Prinzipien verkehren sollte, könnte alle Produktions-Fähigkeit, womit die Vorsehung verschiedene Länder ausgestattet hat, zu seinem Vortheil benutzen; und außerdem, daß es den Nahrungsstoff um den wohlfeilsten Preis, zu welchem er erzeugt werden kann, erhalten könnte, würden die zahllosen Märkte, welche ihm offen stehen, unfehlbar verhindern, daß es irgend einen erheblichen Nachtheil von eigener Mißernte empfände, und nicht nur seinen Vorrath sicher stellen, sondern auch, was von noch größerer Wichtigkeit ist, den Preisen Stätigkeit geben. Eine solche Nation würde die Grundlagen ihrer Größe auf einer breiten und festen Basis haben; denn sie würden nicht auf der Produktiv-Kraft ihres eigenen Bodens allein, sondern auch auf der Produktiv-Kraft aller Länder der Welt beruhen; auch ist kein natürlicher oder nothwendiger Grund vorhanden, warum ihre Gewinne sich vermindern und weshalb sie in ihrem Fortschritt eher gehemmt werden sollte, als bis der allgemeine Anwuchs der Bevölkerung zum Anbau der

minder fruchtbaren Ländereien in allen den Ländern getrieben hätte, aus welchen sie einen Theil ihrer Nothdurft zu beziehen gewohnt wäre. Selbst alsdann würde sie von ihren Nachbaren nicht übertroffen werden; denn ihr Fortschritt würde von derselben Ursache gehemmt werden, die auch den Fortschritt dieser Nachbaren gehemmt hätte. Ihre bezügliche Macht würde sich also nicht vermindern; und sollten sich neue Märkte eröffnen, oder neue Entdeckungen in der ackerbaulichen Betriebsamkeit in irgend einem Theile der Welt gemacht werden: so würde sie augenblicklich ihren vollen Antheil an solchen Vortheilen einerndten und für eine neue Laufbahn von Anstrengung gekräftigt werden.

Ganz anders aber würde sich der Fall gestalten, wenn England, oder irgend ein anderes Volk, das in der Manufaktur- und Handels-Betriebsamkeit große Fortschritte gemacht hätte und dessen Bevölkerung vergleichungsweise dicht wäre, die Ausschließung fremden Getreides von seinen Märkten vorziehen sollte. Ein solches Verfahren würde auf das Zuverlässigste seinen Verfall beschleunigen, und es auf eine unvermeidliche Weise in Alterschwäche und Gebrechlichkeit stürzen; und zwar zu einer Zeit, wo es, wenn es nach einem freisinnigeren System gehandelt hätte, noch immer in Jugendblüthe dastehen und Riesenschritte in der Laufbahn der Bevölkerung und des Reichthums machen könnte. Ein Volk, das fremdes Getreide von seinen Märkten ausschließt, muß nothwendig seine Zuflucht zu schlechten Ländereien nehmen, und sich selbst verderblichen Schwankungen im Preise blosstellen. Es schließt

sich

sich aus von allen den Erleichterungen der Produktion, die es sonst in entfernten und minder dicht bevölkerten Nationen angetroffen haben würde; es setzt sich außer Stande, die Wohlthat der weisen Vorsicht zu fühlen, welche die Natur angewendet hat, um die Abwechselung in den Erndten besonderer Gegenden gleich zu stellen. Es ist in der That ganz unmöglich, daß ein Land in der Lage Großbritanniens — ein Land, das an den mannigfaltigen Produkten der Kunst und Betriebsamkeit, so wie an Waaren, welche den Bedürfnissen eines jeden Volks entsprechen, Ueberfluß hat — es ist ganz unmöglich, sag' ich, daß ein solches Land, wenn seine Häfen der freien Einfuhr fremden Getreides geöffnet würden, jemals Mangel an Nahrungsstoff fühlen könnte. Es giebt immer Nahrungsstoff genug in der Welt; und um beständig versorgt zu seyn, brauchen wi rnur unsere Beschränkungs- und Absperrungs-Gesetze aufzuheben, und aufzuhören, den wohlthätigen Einrichtungen der Vorsehung entgegen zu handeln.

Doch wir haben es vorgezogen, nach dem Beschränkungs-System zu handeln. Nicht darauf haben wir es angelegt, die Periode der National-Schwäche zurück zu stellen, wohl aber, dieselbe zu beschleunigen. Die Gesetzgebung des größten Manufaktur- und Handelsstaats in der Welt hat alles fremde Getreide vom Markte ausgeschlossen, bis der inländische Preis die Durchschnittshöhe in den übrigen Ländern Europa's um das doppelte überstiegen haben wird. Dürftige Ländereien, die, um produktiv zu werden, eine unermeßliche Auslage erfordern, sind auf diese Weise in eine allzu frühzeitige

Cultur hinein gezwungen worden, und der reine Gewinn — die Quote, welche die einzige zuverlässige Richtschnur der National-Wohlfahrt bildet — ist dem zufolge sehr tief herabgesetzt. Wir wissen nicht, wie lange dies System vorhalten wird; allein, indem wir die Ueberzeugung hegen, daß es allen Grundsätzen gesunder Politik Hohn spricht, sind wir so kühn, zu sagen, daß kein aus der Barbarei hervorgegangenes Volk sich jemals einer solchen Geißel bloßgestellt hat. Die Wirkungen sind bereits nur allzu verderblich gewesen; und wenn es nicht aufgegeben wird, so läßt sich leicht vorhersehen, daß es, im Verlauf der Zeit, alle Classen mit dem Fluche allgemeiner Armuth beladen, und den Untergang des Landes vollenden werde.

Die bezügliche Niedrigkeit des reinen Gewinnes in Großbritannien, welche aus der verminderten Kraft, Kapital mit Vortheil anzulegen entspringt und hauptsächlich durch die auf die Einfuhr fremden Getreides gelegten Beschränkungen verursacht wird, hat nicht blos die Fähigkeit, Kapital zu sammeln, oder den Fond, durch welchen die produktive Betriebsamkeit des Landes geregelt werden muß, zu vermehren, vermindert; sondern sie hat auch eine starke Versuchung, Kapital in andere Länder zu versetzen, ins Leben gerufen. Der reine Gewinn hat eine standhafte Tendenz, sich selbst gleich zu bleiben. Dasselbe Prinzip, welches Kapitals-Anlage in Yorkshire verhindern würde, wenn sie nicht einen eben so großen reinen Gewinnen daselbst brächte, wie in Kent oder Surrey, regelt die Vertheilung des Kapitals unter den verschiedenen Ländern der Welt. Wahr ist, daß die Liebe

zum Vaterlande — die tausend Bande der Gesellschaft und Freundschaft — die Unbekanntschaft mit fremden Sprachen, und der Wunsch, unser Vermögen unter unserer eigenen Aufsicht angelegt zu sehen, in dem reinen Gewinne, welcher nothwendig ist, um eine Versetzung des Kapitals von dem einen Lande in das andere zu veranlassen, einen größeren Unterschied machen würde, als durch die Versetzung desselben Kapitals von einer Provinz desselben Landes in die andere entstehen kann. Allein die Liebe zum Vaterlande hat ihre Grenzen; die Liebe zum Gewinn, die auri sacra fames, ist ein nicht minder standhaft wirkendes Prinzip; und wenn Kapitalisten einmal die Ueberzeugung haben, daß ihr Kapital mit erträglicher Sicherheit, und mit bedeutend größerem Vortheil in fremden Staaten angelegt werden kann: so wird ganz unfehlbar ein Ausströmen von Kapital in größerer oder geringerer Ausdehnung erfolgen.

Das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch waren in Holland die Gewinne niedriger, als in irgend einem anderen Lande Europas; und dem gemäß geriethen seine Manufakturen und sein Handel allmählig in Verfall, und seine Kaufleute, anstatt ihre Ersparnisse zu Hause anzulegen, zogen die Anlegung derselben im Auslande vor, wo die Gewinns-Quote höher war. Der wohlunterrichtete Verfasser des im Jahre 1778 erschienenen Werks: Richesse de la Hollande, führt an, daß die Holländer, um diese Zeit 1500,000,000 Livres (62,000,000 Pf. Str.) in den öffentlichen Fonds Frankreichs und Englands hatten. Es ist indeß unnöthig, zur Erläuterung dieses Prinzips auf das Beispiel Hollands zurückzugehen.

Was Holland war, dasselbe ist England geworden. Die Erfahrung der letzten sechs bis sieben Jahre hat gezeigt, daß die Niedrigkeit der Gewinne in diesem Lande hinreichend ist, der größten Gefahr das Gleichgewicht zu halten. Denn, sind nicht englische Kapitale in die Koffer aller europäischen Mächte, und selbst amerikanischer Kaziken und Abentheurer eingeströmt?

Wie viel ist seit kurzem über die Nothwendigkeit, dem Landmann einen belohnenden Preis zu sichern, zur Sprache gebracht worden! Allein hätten diejenigen, welche die Forderung thaten, das Mindeste von der Sache verstanden, so müßten sie eingesehen haben, daß Preise eben so belohnend auf der einen, wie auf der anderen Grenze, sind. Sehr richtig hat Herr Ricardo den belohnenden Preis definirt, wenn er sagt, „es sei derjenige, zu welchem Korn erzeugt werden kann, das alle Lasten mit Einschluß der Rente bezahlt, und seinem Hervorbringer einen schönen Gewinn auf sein Kapital übrig läßt.“ Dem gemäß muß der Preis steigen, so wie die Bevölkerung zunimmt oder so wie die beschränkte Einfuhr des vergleichungsweise wohlfeilern ausländischen Getreides zur Cultur schlechterer Ländereien nöthigt. Die Herren Iveson, Wackefield, Harrey und andere Landwirthe, von der Commission des Hauses der Gemeinen im Jahre 1822 befragt, haben angegeben, daß die besten Ländereien, die in England angebaut werden 32 bis 40 Bushel Weizen der Acre geben, während die dürftigen Ländereien nur 8 bis 12 Bushel der Acre gewähren. Nun ist, nach dieser Angabe, klar, daß, wenn nur die besten Ländereien kultivirt würden, der belohnende Kornpreis

nicht über ein Drittel oder ein Viertel desjenigen hinausgehen würde, worauf er sich belaufen muß, wenn die schlechtesten Ländereien bestellt werden. Wenn eine gegebene Anlage von Kapital und Arbeit, die auf die Cultur des besten Bodens gerichtet ist, eine Belohnung von 36 Quartern erhält, und wenn dieselbe Anlage, auf schlechteren Boden angewendet, nur eine Belohnung von 8 Quartern erhält: so muß der Preis, wenn er vergeltend seyn soll, verdoppelt werden; werden nur 12 Quarter gewonnen, so muß der Preis verdreifacht, und sind sinkt der Lohn auf 9 Quarter hinab, so muß er gar vervierfacht werden. Es ist demnach abgeschmackt, zum Vortheil des Beschränkungs-Systems Beweisgründe gebrauchen zu wollen, welche von der Nothwendigkeit, dem Pachter einen belohnenden Preis zu sichern, hergenommen sind. Würden die Häfen der Einfuhr fremden Getreides geöffnet, so würden die Preise auf 55 bis 60 Sh. für den Quarter herabgehen, und sich standhaft auf dieser Höhe erhalten. Allein in dieser Lage der Dinge werden dürftige Ländereien außer Cultur kommen, und der Preis anhaltend hoch genug bleiben, um Pachter zu belohnen, welche fortfahren, die besseren Ländereien zu bestellen. In der That, sind Preise stätig, so sind sie eben so belohnend bei 50, als bei 100 Sh. für den Quarter. Der Unterschied besteht nur darin, daß, in dem ersten Falle, die Betriebsamkeit, weil nur vorzügliche Ländereien bestellt werden, vergleichungsweise produktiv, und der reine Gewinn verhältnißmäßig hoch ist; und daß, in dem letzten Falle, weil die Cultur sich über die dürftigen Ländereien verbreitet

hat, die Betriebsamkeit vergleichungsweise unproduktiv, und der reine Gewinn verhältnißmäßig niedrig ist.

Allein es giebt noch andere weit triftigere Gründe, weshalb die Beschränkungen des Kornhandels entfernt werden müssen. Sie bleiben nicht dabei stehen, die Betriebsamkeit unproduktiv zu machen, den reinen Gewinn herabzudrücken, und das Kapital ins Ausland zu versetzen; sondern, indem sie unsere Durchschnittspreise so sehr über die Durchschnittspreise anderer Länder erheben, verhindern sie auch alle Ausfuhr in Jahren, wo die Ernte ungemein ergiebig ist, und veranlassen dadurch einen solchen Wechsel von hohen und niedrigen Preisen, der bald für die Verzehrer, bald für die Producenten verderblich wird. Gewiß, keine weise Regierung würde jemals auf ein System eingehen, das nothwendig große und plötzliche Wechsel in dem Preise des Hauptartikels der National-Subsistenz veranlassen müßte, selbst wenn, in anderer Hinsicht, es wahrhaft vortheilhaft wäre. Ein solches System muß zerstörend für die öffentliche Ruhe seyn, und zu einer unerschöpflichen Quelle der Verwirrung und des Tumults werden. Es ist sehr viel Wahrheit in den Versen Lucans:

— Summa favoris
Annona momenta trahit — Namque asserit urbes
Sola fames, emiturque metus, cum segne potentes
Vulgus alunt. — Nescit plebes jejuna timere.

Volksunruhen sind in der That die natürlichen und nothwendigen Folgen der Korntheuerung. Wer sein Schwert weder zur Vertheidigung seines Charakters, noch für sein Vaterland, noch für seinen König ziehen

möchte, wird kühn wie ein Löwe, wenn seine Fleischtöpfe bedroht sind. Wir haben in der That keine Vorstellung davon, daß es möglich sei, daß Korngesetze und Constitution lange mit einander bestehen sollen. Es muß einem Jeden einleuchten, daß, wenn unsere Beschränkungen und Verbote abgeschafft werden, der Kornpreis in einem, so gut mit Tauschmitteln versehenen Lande, wie Großbritannien, sich niemals beträchtlich über den Stand der umgebenden Märkte erheben würde. Wenn daher die Preise über ihre natürlichen Grenzen hinausgehen, wie es in diesem Augenblick (März 1824) der Fall ist, so muß die Ursache der Erhöhung der ganzen Welt einleuchten. Jeder muß einsehen, daß der hohe Preis nicht ein wirklicher, sondern ein künstlicher ist; daß er nicht vermöge der Schickungen der Vorsehung — Schickungen, welche ergründen zu wollen, unnütz, und welche tadeln zu wollen, gottlos seyn würde — wohl aber vermöge der verkehrten Einrichtungen des Menschen unterdrückt und in seinen Existenz-Mitteln bedroht wird. Das Volksgemüth muß sich dem gemäß von der Gesetzgebung abwenden, und Aufstand und innere Bewegung das Ergebniß werden. Die auf die Einfuhr gelegte Beschränkung war die Ursache des hohen Preises von 1817 und 1818; und dieser hohe Preis war es, was die fabricirende Classe zur Verzweiflung trieb, und jene Bewegungen hervorbrachte, welche der Anstellung von Spähern, dem Gemetzel von Manchester, und dem, durch die sechs bekannten Gesetze in die Constitution gemachten Eingriffe zum Vorwand dienten.

Wir haben im ganzen Laufe dieser Erörterung die

Besteuerung als unveränderlich angenommen. Es liegt indeß am Tage, daß, wenn sie erhöht wird, eine solche Erhöhung entweder gänzlich dem Gewinne oder dem Tagelohne, oder theils dem einen, und theils dem andern zur Last fallen muß. Fällt sie dem erstern zur Last, so muß sie einen gleichmäßigen Abzug bewirken; und fällt sie dem letztern zur Last, so muß sie die Lage der großen Masse des Volks verhältnißmäßig herabdrücken. Das Vermögen des Arbeiters, Steuern zu entrichten, hat indeß seine Grenzen, welche nie weit entfernt liegen; und wo diese Gränzen berührt worden sind, da müssen die Steuern gänzlich auf den Gewinn fallen. Es ist daher von Adam Smith sehr richtig bemerkt worden, „daß eine allzuweit getriebene Besteuerung in ihren Wirkungen gleich komme der zunehmenden Unfruchtbarkeit des Bodens, und der zunehmenden Ungunst des Himmels.“

Das übermäßige Gewicht der Besteuerung war in Holland die wahre Ursache der Niedrigkeit der Gewinne, und folglich auch des Verfalls der Manufacturen und des Handels, so wie der Wohlfahrt, die aus beiden hervorging. Sobald die ungeheure Ausgabe, welche die Republik in ihrem revolutionairen Kampf mit Spanien, und in den späteren Streitigkeiten mit Frankreich und England zu machen genöthigt war, trotz der strengen und lobenswürdigen Wirthschaftlichkeit ihrer Führer, zu einer unermeßlichen öffentlichen Schuld geführt hatte, war diese auch gezwungen, schwere Steuern auf die größten Nothwendigkeiten zu legen, um die nöthigen Fonds zur Bezahlung der Zinsen und anderer nothwendigen Verpflichtungen herbeizuschaffen. Unter andern wurden

hohe Zölle auf fremdes Korn bei der Einfuhr desselben gelegt, und nicht weniger mußte eine Mahlsteuer und eine Backofensteuer errichtet werden. Diese unterdrükkende Besteuerung griff alle Quellen des National-Reichthums an, und zu Amsterdam galt das gemeine Sprichwort: „daß jede auf die Tafel gesetzte Schüssel Fische einmal dem Fischer, und sechsmal dem Staate bezahlt werden müsse.“ Nachdem nun der Arbeitslohn so weit erhöht war, daß der Arbeiter so eben fortdauern und sein Geschlecht fortpflanzen konnte, fiel das ganze Gewicht dieser übermäßigen Steuern beinahe ausschließend auf die Kapitalisten; und da, demzufolge, die Gewinne unter ihren Stand in anderen Ländern herabgedrückt wurden, so nahm die Wohlfahrt Hollands allmählig ab, und seine Kapitalisten unterlagen, wie wir gesehen haben, der Versuchung, ihre Kapitale lieber im Auslande, als zu Hause anzulegen „L'augmentation successive de impôts que le payments des interêts et les remboursements ont rendu indispensable, a detruit une grande partie de l'industrie, a diminué le commerce, a diminué ou fort alteré l'etat florissant ou etoit autrefois la population, en reserrant chez le peuple les moyens de subsistance.“ — (Richesse de la Hollande, tom. II. pag 179.)

Mit Ausnahme der Zehnten, welche nicht, wie man sonst wohl glaubte, die Rente schmälern, sondern dem Preise des rohen Produktes einen Zusatz von gleichem Werthe geben, sind die Steuern auf Zucker, Seife, Licht und Bier, diejenigen, welche in England am meisten auf Nothwendigkeiten drücken, und folglich den

größten Einfluß auf die Gewinne ausüben. Es läßt sich nicht leicht angeben, in welchem Grade der verminderte Gewinn der Vermehrung dieser Steuern, und in welchem Grade er den Korngesetzen zugeschrieben werden muß; dabei unterliegt es indeß keinem Zweifel, daß die letzteren die ausgedehnteste und verderblichste Wirksamkeit bewiesen haben. Und in Verbindung mit dem Zehnten, deren Last in einer geometrischen Proportion zunimmt, so wie die Cultur sich über dürftige Ländereien erstreckt, werden sie ein tödtliches Gewicht für die Industrie des Landes bilden: ein Gewicht, dessen Druck, wofern es nicht fortgeschafft wird, im Verlauf der Zeit alle Triebfedern der Anstrengung erschlaffen und uns demselben traurigen Schicksal aussetzen wird, das über die ehemals blühende Republik Holland gekommen ist.

Abgesehen von den Einwirkungen auf das reine Einkommen, welche durch Verbesserungen im Ackerbau, durch die Eröffnung eines Verkehrs mit Märkten, von welchen rohes Produkt um einen geringeren Preis eingeführt werden kann, und durch eine Vermehrung oder Verminderung des Steuerbetrages verursacht werden, kann die Gewinns-Quote in einem bedeutenden Umfange, angegriffen werden, durch solche Veränderungen in der Quote des Arbeitslohns, die von den verschiedenen Fortschritten herrühren, welche Kapital und Bevölkerung bisweilen machen. Wäre eine gegebene Quantität gewisser Artikel nothwendig, um den Arbeitern ein Daseyn zu verschaffen, so würde daraus folgen, daß die Quote des Arbeitslohns nicht unter den Satz, den diese Artikel mit sich führen, auf einen beträchtlichen Zeitraum vermindert werden

könnte; und so oft der durch sie verursachte Aufwand in Folge der Besteuerung, oder weil es nöthig war, denjenigen Theil der Steuern, der aus rohem Produkt hervorgehet, und der immer der größte ist, von dürftigen Ländereien zu gewinnen, erhöhet wurde, pflegten die Arbeiter eine größere Proportion von dem Produkt ihrer Betriebsamkeit, oder dem Werthe desselben, zu empfangen, und die Gewinne eine eben so große Verminderung zu erleiden. Allein, wenn man die Sache gründlicher erforscht, so findet man, daß es keine solche absolute Richtschnur natürlichen Arbeitslohnes giebt. Dieser hängt von Herkommen und Gewohnheit ab; und die Artikel, die man als nothwendig betrachtet, sind einer beständigen Veränderung unterworfen. In Hindostan leben die Arbeiter von Reiß; in England von Weizenbrodt und Rindfleisch; in Irland von Kartoffeln. In dem einen Lande ist es entehrend für die niedrigste Classe von Arbeitern, wenn es ihr an einer tüchtigen Bekleidung und an Schuhen und Strümpfen fehlt, während in andern Ländern Schuhe und Strümpfe als Luxus-Artikel betrachtet werden, die nur für den Reichen vorhanden sind. In manchen Provinzen Spaniens und Frankreichs wird eine gewisse Portion Wein als durchaus nothwendig zum Leben betrachtet, und in England unterhält die arbeitende Classe ungefähr dieselbe Meinung in Hinsicht auf Bier und Porter. Nicht minder schwankend und veränderlich sind die Gewohnheiten des Volks, und die Richtschnur, nach welcher die natürliche Quote des Arbeitslohns geregelt worden ist, zu verschiedenen Zeiten in demselben Lande gewesen. Die Bezie-

hung, worin Kapital und Bevölkerung zu einander stehen, ist anhaltend veränderlich, und übt einen mächtigen Einfluß auf die Quote des Arbeitslohns. Vermehrt sich das Kapital schneller, als der Arbeitslohn, so giebt es eine verhältnißmäßig vermehrte Nachfrage nach Arbeit; höherer absoluter Arbeitslohn wird bewilligt; der Arbeiter steigt auf der Stufenleiter der Gesellschaft, und da er die Mittel erwirbt, über einen größeren Betrag von Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des menschlichen Lebens zu gebieten, so verbessern sich seine Gewohnheiten, und er fängt an, geläutertere Begriffe von dem zu haben, was zu einem bequemeren und anständigeren Leben in Beziehung auf ihn nothwendig ist. Wächst dagegen das Kapital minder schnell, als die Bevölkerung, so verschlechtert sich die Lage des Arbeiters; und obgleich sein Lohn niemals, für einen längeren Zeitraum, unter die Summe desjenigen herabsinken kann, was ihn in den Stand setzt, fortzudauern und sein Geschlecht fortzupflanzen: so kann er doch auf eine so elende Bedingung zurückgebracht werden. Der mächtige Einfluß, den diese Schwankungen auf die Gewinne haben können, springt in die Augen. Und da die Zahl der Arbeiter, wenn eine größere Nachfrage nach ihnen eintritt, in weniger als 18 bis 20 Jahren nicht vermehrt, und, wenn die Nachfrage nach ihnen nachläßt, nur durch vermehrte Sterblichkeit oder sittlichen Zwang vermindert werden kann, (von welchen beiden Ursachen keine schleunig wirkt:) so muß der Einfluß dieser Schwankungen auf die Gewinne sowohl lange, als mächtig gefühlt werden.

Wenn aber ein Steigen der Gewinne, verursacht

durch Verbesserungen in der Maschinerie, durch Entdekkung neuer und wohlfeiler Märkte, und durch eine Verminderung der Besteuerung, für alle Classen der Gesellschaft von dem größten Nutzen ist: so ist ein Steigen der Gewinne, verursacht durch ein Fallen des Arbeitslohnes eben so nachtheilig für die zahlreichste und — dürfen wir hinzufügen — wichtigste und schätzbarste Classe. Wir sind um hohe Gewinne verlegen, weil sie, im Allgemeinen, zugleich das Symptom und die Ursache der National-Wohlfahrt sind: das Symptom, sofern sie zeigen, daß die Betriebsamkeit höchst produktiv ist, und daß die betriebsamen Classen reichlich versorgt sind mit den Nothwendigkeiten und den Ergötzlichkeiten des Lebens; die Ursache, sofern sie diesen Classen die Mittel reichen, über Werkzeuge der Produktion in einem größeren Umfange zu gebieten, und eine standhaft wachsende Zahl von Arbeitern mit Vortheil zu beschäftigen. Allein ein so hoher reiner Gewinn, als nöthig ist, diese Wirkungen hervorzubringen, kann nie durch ein Fallen des Arbeitslohnes verursacht werden. Es kann nur herrühren von einem Anwuchse der Produktiv-Kraft der Betriebsamkeit, und muß daher wesentlich darauf abzwecken, die Lage der arbeitenden Classe zu verbessern, ohne jemals das Ergebniß einer Verschlechterung derselben zu seyn. Gewiß ist, daß die Arbeiter selbst das Vermögen haben, sich vor einem solchen Elend zu hüten, und ihren Arbeitslohn auf einer angemessenen Höhe zu erhalten; und nichts würde so sehr zu ihrem und zum allgemeinen Vortheil des Volks ausschlagen, als wenn sie lernten, dies Vermögen gehörig zu gebrauchen. Wenn

sie den Markt nicht mit Arbeit überfüllen, so wird der Arbeitslohn hoch bleiben, selbst wenn sich die Mittel der Beschäftigung vermindern sollten. Dagegen wird der Arbeitslohn niedrig seyn, wenn sie den Markt mit Arbeit überfüllen, selbst in dem Falle, daß die Beschäftigungsmittel vermehrt worden sind. Die Macht, Arbeitslohne zu regeln, ist also wirklich in ihre Hände gelegt; und wir gestehen, daß wir durchaus keinen Grund haben, zu glauben, ihre Lage werde sich jemals wesentlich verbessern, bis sie vollkommen bekannt sind mit den Umständen, welche die Quote des Arbeitslohns bestimmen und bis sie zu einer vollen Ueberzeugung von der großen und wichtigen Wahrheit gelangt sind, daß sie über die Mittel gebieten, wodurch ihre Herrschaft über die Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens wesentlich und bleibend ausgedehnt werden kann. „Die Reichen", sagt Herr Malthus eben so richtig als stark, „haben weder die Macht, noch darf man erwarten, daß sie jemals den gemeinschaftlichen Willen haben werden, den Markt nicht mit Arbeit zu überfüllen. Gleichwohl ist jeder Versuch, das Loos der Armen im Allgemeinen zu verbessern, wofern er nicht diese Tendenz hat, vollkommen nichtig und kindisch. Es liegt demnach am Tage, daß die Kenntniß und Klugheit der Armen selbst, ganz unbedingt das einzige Mittel sind, wodurch eine allgemeine Verbesserung ihrer Lage bewirkt werden kann. Sie sind die Schiedsrichter ihres eigenen Schicksals, und was Andere für sie thun können, ist wie Staub auf der Wage in Vergleichung mit dem, was sie für sich selbst zu thun vermögen. Diese Wahrheiten sind so wichtig

für die Glückseligkeit der großen Masse der Gesellschaft, daß jede Gelegenheit, sie zu wiederholen, eifrig benutzt werden sollte *)"

Sollten sich aber auch die Arbeiter nicht der Gewalt bedienen, die sie besitzen, den Arbeitslohn, durch Nicht-Ueberfüllung des Marktes mit Arbeit, zu steigern: so ist gleichwohl gewiß, daß jede Erhöhung des reinen Gewinns, welche durch das Fallen des Arbeitslohnes verursacht wird, sollte sie auch mehrere Jahre fortbestehen, nicht bleibend werden kann. Denn, indem dies bloße Steigen das Kapital in einer schnelleren Proportion vermehrt, muß es auch die Nachfrage nach der Arbeit vermehren, und folglich auch den Arbeitslohn erhöhen. Das wahre Uebel fallenden Arbeitslohns bestehet nicht sowohl in den Entbehrungen, denen sich die arbeitende Classe dabei unterwerfen muß — wie beschwerlich diese auch öfters seyn mögen — als vielmehr in seinen letzten Folgen. Wird der Arbeitslohn beträchtlich vermindert, so sind die Armen genöthigt, Ersparungen zu machen; und dann tritt die große Gefahr ein, daß die rohe und dürftige Lebensweise, welche die Nothwendigkeit ihnen auflegt, nach und nach in Gewohnheit übergehen, und die Denkungsweise bestimmen. Sollte dies unglücklicher Weise der Fall seyn, so würde die Richtschnur natürlichen Arbeitslohns verändert seyn; und die vermehrte Nachfrage nach Arbeit, die aus dem Anwuchse des Kapitals entspringt, würde mehr zur Erweiterung der Bevölkerung dienen, als sie

*) Principles of Political Economy, etc. pag. 306.

die Lage der Arbeiter verbessern würde. Und so würden Gewinne in Zukunft danieder gehalten werden, weniger durch das Steigen des Arbeitslohnes, als durch eine vermehrte Bevölkerung, welche zum Anbau schlechter Ländereien zwänge.

Hätten wir hinreichend genaue Angaben über den Stand der Preise, den Druck der Besteuerung und die Quote des Arbeitslohns, in verschiedenen Zeiträumen: so würden wir im Stande seyn, eine genugthuende Auskunft über die Schwankungen des reinen Gewinnes zu geben, welche oberflächlichen Beobachtern als solche erscheinen, die mit dem von uns festgestellten Gesetze des Gewinnes unverträglich sind, während sie, bei jeder anderen Voraussetzung, wirklich unerklärlich seyn würden.

Man hat, zum Beispiel, angenommen, daß die niedrige Gewinn-Quote von dem Regierungs-Antritt Georgs des Zweiten im Jahre 1727 an, bis zum Ausbruche des Krieges im Jahre 1739, und das Steigen der Gewinne während des größeren Theils dieses Krieges, so wie das Fallen derselben nach dem Kriege, mit unserer Theorie unvereinbar sei. Es ist indeß leicht, nachzuweisen, daß dies nicht der Fall ist. Die Kornpreise waren, wie jeder weiß, von 1727 bis 1739 in England bei weitem niedriger, als sie in den früheren oder späteren 10 bis 20 Jahren gewesen waren, d. h. während einer Periode von gleicher Dauer vor- und nachher. Mehrere Schriftsteller, unter andern Adam Smith, führen an, daß, obgleich die Kornpreise fielen, die Arbeit stieg: eine Angabe, welche der sehr langsame Fortschritt der Bevölkerung, während der ersten Hälfte

des

des abgewichenen Jahrhunderts aufs Stärkste bekräftigt. Wenn wir auch nur annehmen, daß die Arbeit stationär war: so folgt daraus noch immer, daß, da die Kornpreise fielen, der Arbeiter eine größere Proportion, oder den Werth einer größeren Proportion an dem Produkt seiner Arbeit erhalten habe; und so ist das Fallen des Gewinns auf eine genügende Weise erklärt.

Während des letzten Krieges sank wiederum der Arbeitslohn im Werth, wenn dieser mit Korn verglichen wurde, und ein Steigen der Gewinne war die Folge davon. Nach den Angaben Arthur Youngs, dem wir in Hinsicht des Arbeitslohnes in verschiedenen Perioden manche schätzbare Auskunft verdanken, war der Durchschnittspreis der Arbeit in England in den Jahren 1767, 1768 und 1770 ziemlich nahe 1 Sh. 3 P. täglich; und er führt ferner an, daß in den Jahren 1810 und 1811 der Durchschnittspreis ungefähr 2 Sh. 5 P. gewesen sei, was ein Steigen von beinahe 100 pr.Ct. voraussetzt. Allein der Preis des Weizens, war nach den urkundlichen Registern, die in Eton College gehalten werden, während der zuerst genannten Jahre 51 Sh. für den Quarter, und während der Jahre 1810 und 1811 betrug der Preis 110 Sh., was ein Steigen von 115 pr.Ct. in sich schließt; und Herr Young schätzt das Steigen des Preises von Fleisch auf 146, von Butter auf 140 und von Käse auf 153 pr.Ct., was im Durchschnitt ein Steigen von 138½ pr.Ct. ausmacht, so daß der Arbeitslohn, verglichen mit diesen Hauptprodukten landwirthschaftlicher Betriebsamkeit, in der Zwischenzeit um bei weitem mehr als ein Drittel zu-

rückgegangen war; und da das Steigen im Preise dieser Produkte beinahe anhaltend während des letzten Krieges Statt fand, so war ein Steigen des reinen Gewinns während dieser Periode eine nothwendige und unvermeidliche Folge.

Der Arbeitslohn wird in England so sehr durch die Armentaxen angegriffen, daß keine genaue Folgerungen daraus gezogen werden können.

Wir haben auf diese Weise die verschiedenen Umstände aufgezählt, die, in unserer Ansicht, das Fallen des reinen Gewinns, das im Verlaufe der Zeit jede Gesellschaft unvermeidlich übereilen muß, verzögern oder beschleunigen. Diese Umstände sind: Verbesserungen in den Künsten, Entdeckungen neuer Märkte, Anwuchs oder Verminderung der Steuern, und die verschiedenen Fortschritte der Bevölkerung und des Kapitals. Wir sagen: übereilen müssen; denn, wie wir bereits gezeigt haben, muß jede Vermehrung und jedes Fallen des wirklichen Arbeitslohns, das den reinen Gewinn erhöhet, eben hierdurch das Kapital und die Nachfrage nach der Arbeit vermehren, und so wiederum durch vermehrte Bevölkerung, so wie dadurch, daß dürftige Ländereien in Cultur gebracht werden, den Arbeitslohn vermehren, und den Gewinn herabdrücken.

Abgesehen von demjenigen Theile der Besteuerung, welcher unmittelbar, nicht mittelbar, durch ein Steigen des Arbeitslohns, auf den Gewinn fällt, wird man finden, daß alle von uns aufgezählte Umstände, ja alles, was, als den Gewinn afficirend, möglicher Weise angeführt werden darf, unter den Benennungen von ho-

hem oder niedrigem Arbeitslohn zusammengefaßt werden kann. In der That, nur weil jene Umstände auf den Arbeitslohn wirken, wirken sie auf den Gewinn. Das Produkt gleicher Quantitäten von Kapital und Arbeit, die auf Landbau angelegt sind, mag, der Quantität nach, zu verschiedenen Zeiten noch so verschieden seyn, dem Werthe nach, ist es sich immer gleich, und der reine Gewinn muß, wie wir schon vorläufig gezeigt haben, immer von dem Verhältnisse abhangen, worin dieser gleiche Werth zwischen Kapitalisten und Arbeitern vertheilt wird. Was die Wirkung hat, die Produktiv-Kraft der Betriebsamkeit zu vermehren, oder die Kosten desjenigen, was der Arbeiter zu seinem Bedürfnisse rechnet, zu vermindern, hat auch die Wirkung, den verhältnißmäßigen Tagelohn herabzudrükken, und muß folglich das natürliche und standhafte Streben, das den Gewinnen eigen ist, im Fortschritte der Gesellschaft zu sinken, eine Zeitlang aufhalten, wenn es dasselbe auch nicht besiegen kann. Auf der andern Seite: alles, was die Wirkung hat, die Produktiv-Kraft der Betriebsamkeit zu vermindern, oder die Kosten von den Nothwendigkeiten der Arbeiter zu erhöhen, hat auch die Wirkung, verhältnißmäßigen Arbeitslohn zu steigern, und muß folglich dadurch, daß es das Sinken der Gewinne beschleunigt, auch die Periode der National-Schwäche beschleunigen.

Ein Volk, das in dem Besitz von Manufakturen und Handel ist, hat keinen denkbaren Grund, sich über die Wirkungen der Mitbewerbung in irgend einem Zweige der Betriebsamkeit zu beunruhigen; denn anstatt

zu verlieren, kann es mit der höchsten Sicherheit darauf rechnen, daß es gewinnen werde durch jede Entdeckung, die den Zweck hat, die Produktion zu erleichtern, oder die Kosten zu verringern. Nicht durch die Fortschritte der Nachbaren, wohl aber durch einen Verfall der Produktivität einheimischer Betriebsamkeit, kann seine unbedingte oder bezügliche Lage nachtheilig verändert werden: ein Verfall, welcher unter allen Umständen durch das Sinken der Gewinne, die er unfehlbar veranlaßt, angezeigt und genau bestimmt wird. Allein ein solches Sinken der Gewinne wird ohne Zweifel dahin wirken, daß dies Volk auf der Schale der National-Macht und Wichtigkeit in die Höhe geht, und folglich seine Nebenbuhler in den Stand setzen, es auf der Laufbahn des Reichthums und der Größe zu übertreffen. Weder die Geschicklichkeit und Betriebsamkeit der einsichtigsten und ausharrendsten Künstler, noch die vollkommenste und mächtigste Maschinerie, kann, auf die Dauer, den lähmenden und tödtenden Einfluß eines bezüglich niedrigen reinen Gewinns widerstehen. Und es möge nie vergessen werden, daß eine solche bezügliche Niedrigkeit nothwendig hervorgebracht werden muß durch jede Anordnung, welche, indem sie fremdes Korn ausschließt, die allzufrühe Kultur des schlechten Bodens im Lande erzwingt, und die Preise künstlich hebt; und daß dies nur abgewendet werden kann, wenn man nach einem liberalen Handelssystem verfährt, und die strengste Oekonomie in der Verausgabung öffentlicher Gelder erzwingt.

Große Gutsbesitzer sind die einzige Klasse der Ge-

sellschaft, für welche ein niedriger Stand der Gewinne vortheilhaft ist; und es ist unleugbar, daß es sich so mit ihnen verhält. Das Sinken der Gewinne kommt denjenigen von ihnen zu statten, welche um Darlehen zu einem geringeren Zinsfuße verlegen sind; und da niedrige Gewinne in allen Ländern, wo die Besteuerung nicht unterdrückend ist, durch eine, über schlechte Ländereien ausgedehnte Kultur verursacht werden; und da die Rente nichts weiter ist, als der Unterschied, oder der Werth des Unterschieds, zwischen dem Produkt von den besten und den schlechtesten Ländereien, die unter dem Pfluge gehalten werden, oder von der Wirksamkeit des zuerst, und des zuletzt auf den Boden angelegten Kapitals: so folgt daraus, daß sie immer von hohen Renten und vice versa begleitet seyn müssen. In diesem Betracht ist der Vortheil der großen Gutsbesitzer immer dem Vortheile aller übrigen Klassen entgegengesetzt. In Ländern, wo man sich so eben niedergelassen hat, wo folglich die Betriebsamkeit am ergiebigsten ist, und Kapital und Bevölkerung sich am schnellsten vermehrt, wird gar keine Rente bezahlt; und erst, wenn die Produktiv-Kräfte des Landes nachzulassen beginnen, und man seine Zuflucht zu schlechten Ländereien nehmen muß, fangen die Gewinne an zu schwinden, und die Rente kommt zum Vorschein. Wenn daher ein Steigen der Rente und ein Fallen der Gewinne in dem natürlichen Laufe der Dinge, und unter einem System vollkommen freien Verkehrs mit andern Ländern, zum Vorschein tritt: so muß man sich ihnen ohne Murren unterwerfen, sofern sie von der Wirksamkeit des großen

Naturgesetzes herrühren, dessen Wirkungen wir ins Licht zu stellen bemüht gewesen sind. Allein, wenn die Rente steigt, und der Gewinn fällt, in Folge eines Ausschließungs-Systems von fremden Märkten: so trägt nicht die Natur, wohl aber der Mensch die Schuld. Und ein solches System zum Vortheil der großen Gutsbesitzer fortzusetzen, heißt, das wirkliche und dauernde Interesse von neun Zehnteln der Gesellschaft aufopfern, um dem übrigbleibenden Zehntel einen unverdienten, ungerechten und vorübergehenden Vortheil zuzuwenden. Es ist in der That ein handgreiflicher Widerspruch, und eine Abgeschmacktheit, wenn man behauptet, eine Nation könne beglückt werden durch ein System, daß die Wirkung hat, ihre Betriebsamkeit minder ergiebig zu machen, als sie seyn würde, wenn es abgeschafft wäre. Ein solches System kann wohlthätig seyn für wenige Einzelne; aber seine Wirksamkeit ist nothwendig höchst verderblich für die Gesellschaft im Allgemeinen, und muß, wenn es nicht in seinem Laufe gehemmt wird, ganz unbedingt mit der Schmach und dem Verderben eines Volkes endigen.

Verbesserungen

für das neunte Heft dieses Jahrganges.

Seite 130 Zeile 4 von oben lies statt: endlich, eidlich
— 147 — 16 v. o. l. st. dieser, diese
— 290 — 1 v. o. l. st. den man, die man.

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Eilftes Kapitel.

Fortsetzung des Vorigen bis zum Tode Karls des Ersten.

Wer das Verfahren Karls des Ersten und seiner Minister vertheidigen wollte, würde in große Verlegenheit gerathen; entschuldigen aber läßt es sich in gewissenhafter Erwägung folgender Umstände, deren Einwirkung nie bestritten ist. 1) Das Wesen der Gesellschaft war in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts sehr wenig erforscht; es gab also in diesen Zeiten, nicht einmal in der Annäherung, eine Wissenschaft, wodurch Regenten sich über ihre Bestimmung und über das Maß ihrer Ansprüche hätten zurecht finden können. 2) Das allgemeine Streben der europäischen Fürsten ging auf Unumschränktheit; und was in Spanien durch die Einführung der Inquisition gelungen war, und in Frankreich unter dem Kardinal Richelieu

sich mit jedem Tage mehr vollendete, dasselbe schien in Beziehung auf England — wenigstens nicht unmöglich zu seyn. 3) Die Ansicht des Zeitalters von den Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens war noch durchaus theologisch; und wo dies der Fall ist, da hat das Unbedingte freien Spielraum, da wird es sogar nothwendig. 4) Nur gegen ihren Willen hatten die Stuarts sich dem Protestantismus zugewendet; die wahre Tendenz desselben war ihnen unbekannt geblieben. Das Einzige, was sie an der englischen Hochkirche lobten, war die von der Königin Elisabeth beibehaltene Hierarchie; denn hierin sahen sie das wirksamste Mittel, das englische Volk in den Schooß der katholischen Kirche zurückzuführen: ein Verdienst, das sie erwerben zu müssen glaubten, um ihr Königreich der Vereinzelung zu entziehen, worin es, ihrer Vorstellung nach, verkümmern mußte.

Auf diese Weise würde man die Stuarts und ihre Minister entschuldigen können. Handelt es sich um eine noch speciellere Erklärung dessen, was v. J. 1603 bis 1648 in England vorging, dann muß man, vor allen Dingen, auf den Umstand zurückgehen, daß die Stuarts Fremdlinge in England waren. Unbekannt mit dem Entwickelungs-Gange des englischen Volks, konnten sie nur allzu leicht auf den Gedanken gerathen, daß es möglich sei, dem Charakter dieses Volks eine andere Gestalt zu geben, als diejenige war, die er im Laufe der Jahrhunderte angenommen hatte. Wohl empfanden Jakob der Erste und Karl der Erste, daß sie nicht zu den Engländern paßten; und daher ihre Zurückgezogen-

heit nicht bloß von dem Volke im Großen, sondern auch von dem Adel. Doch, als Könige geneigt, die Schuld nicht sich, sondern dem, in seiner Eigenthümlichkeit vollkommen vorwurfsfreien englischen Volke beizumessen, fühlten sie sich zu launenhaften Forderungen fortgezogen, welche ihnen die Herzen ihrer Unterthanen entfremden mußten. Einer alten Dynastie hätte nicht dasselbe begegnen können; denn diese hätte in dem allgemeinen Takt, den eine Erfahrung, die sich durch viele Jahrhunderte hindurch zieht, zu geben pflegt, einen richtigern Maßstab für ihr Verfahren gefunden, und folglich minder beleidigt. Was man auch dagegen einwenden möge: Karl der Erste war von dem Augenblick an, wo er mit dem dritten Parliament gebrochen hatte, nicht mehr ein König, sondern ein Tyrann; denn, welchen andern Namen, als den der Tyranney, soll man einem Verfahren geben, wodurch jedes Gesetz und jedes Herkommen unter die Füße getreten wird, und wobei weder Freiheit, noch Ehre, noch Vermögen verschont bleibt? War Karl in seinen häuslichen Verhältnissen noch immer sanft und menschlich, so war er es nicht mehr in seinen öffentlichen Verhältnissen. Die Gleichgültigkeit, womit er gestattete, daß Personen, um höchst zweideutiger Vergehungen willen, ins Gefängniß geworfen, an den Schandpfahl gestellt, ihrer Ohren beraubt und um ihr Vermögen gebracht wurden, läßt auf eine Gefühllosigkeit schließen, die in einem Nero und Busiris schwerlich noch größer seyn konnte. Wie man sich also auch über Karl den Ersten erklären möge: immer ist so viel gewiß, daß der König in ihm nicht auf einen

achtungswürdigen Menschen gegründet war. Ueber die phantastische Vorstellung, die er von seinem Vorrechte hatte, vergaß er, daß alles Recht nur durch die Achtung vor dem Gegenrechte Anderer bewahrt wird; und indem er, auf diese Weise, nur darauf ausgehen konnte, die Nation, an deren Spitze er stand, in ein bloßes Mittel für seine Zwecke zu verwandeln, ward er, unter dem Beistande seiner kurzsichtigen Minister, der unfehlbare Urheber seiner eigenen Leiden.

Ist aus dem Verhältnisse eines Königs zu seinem Volke alles Sittliche gewichen, handelt es sich in Beziehung auf dies Verhältniß nur um ein streitiges Recht und Gegenrecht, und sind Kaltsinn und Erbitterung in dem Herzen des Monarchen vorherrschend geworden: dann führt die Bahn nur über Abgründe, und selbst Diejenigen, welche unter diesen Umständen Rettung bringen möchten, können sich in der Regel nur das traurige Verdienst erwerben, daß sie unvermeidliche Krisen beschleunigen.

Die vornehmsten Rathgeber Karls des Ersten seit dem Tode des Herzogs von Buckingham waren: der Erzbischof Laud und Thomas Wentworth, nach und nach zum Grafen von Strafford erhoben. Von beiden muß hier ausführlicher die Rede seyn, wenn der Leser begreifen soll, wie viel sie zum Unglück ihres Vaterlandes beitrugen, selbst mit dem besten Willen, diesem Vaterlande nützlich zu werden.

Wollte man sich in eine Vergleichung des Erzbischofs Laud mit dem Kardinal Richelieu (der sein Zeitgenoß war, und ungefähr dieselbe Aufgabe zu lösen

hatte) einlassen: so würde das unmittelbare Ergebniß dieser Vergleichung seyn, daß jener neben diesem wie ein Zwerg neben einem Riesen zu stehen käme. Die Lage beider Männer war unstreitig nicht ganz dieselbe; allein, indem der Kardinal überall nur den Staat sah, und durchaus keinen anderen Beruf fühlte, als die Ordnung der Gesellschaft zu erhalten, sah der Erzbischof überall nur die Kirche, einzig damit beschäftigt, wie er sie, selbst im stärksten Widerspruch mit dem Geiste seiner Zeit, zu einem unbestrittenen Ansehn erheben wollte. Nichts waren ihm Gesetz und Sitte; alles dagegen Dogmen und Ceremonieen. Durch eine bloße Liturgie hoffte er die ganze Gesellschaft in seine Gewalt zu bringen, und im siebzehnten Jahrhundert ein zweiter Gregor der Große werden zu können. Am besten faßt man den schwachen Charakter dieses Mannes auf, wenn man sich die Rolle wiederholt, die er, als Bischof von London (d. h. zu einer Zeit, wo er noch nicht zum Erzbisthum von Canterbury erhoben war) in der neuerbauten St. Katharinen-Kirche spielte. Diese Kirche sollte geweihet werden, und Laud verrichtete dieses Geschäft auf folgende Weise. Begleitet von einer zahlreichen Geistlichkeit, näherte er sich dem westlichen Eingange. Als er nun nahe genug gekommen war, rief eine laute Stimme: „Oeffnet euch, ihr ewigen Pforten, damit der König der Ehren einziehen möge!" Die Kirchthüren flogen aus einander, und der Bischof trat ein. Sich niederlassend auf die Kniee, schlug er die Augen gen Himmel, breitete die Arme aus, und sprach: „Dieser Ort ist heilig! dieser Boden ist hei-

lig! im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes erkläre ich ihn für heilig!" Er richtete sich alsdann in die Höhe, und, sich der Kanzel nähernd, raffte er vom Boden mehr als einmal eine Hand voll Staub auf, und streuete sie in die Luft. Als er sich mit seinen Begleitern dem Communion-Tische näherte, verbeugte er sich verschiedene Male. Unter Absingung einiger Psalme hielt man einen Umgang, und dieser wurde mit einem Gebete beendigt, welches mit folgenden Worten schloß: „Wir heiligen diese Kirche, wir sondern sie unter Dir als heiligen Boden, der künftig nicht mehr dem Gemeinen dienen soll." Hierauf sprach der Bischof, nicht fern vom Communion-Tische stehend, mehrere Flüche gegen diejenigen aus, welche künftig diesen Ort zu Musterungen, oder zu Rechtssprechungen misbrauchen, oder Lasten durch denselben tragen würden. Am Schlusse eines jeden Fluches verbeugte er sich nach Osten, und rief: „alles Volk sage Amen!" Nachdem nun diese gottseligen Flüche beendigt waren, sprach er seinen Segen über alle diejenigen, welche zum Aufbau dieses heiligen und schönen Tempels beigetragen hatten, so wie über die, welche ihn mit Kelchen, Patenen, Zierrathen und Geräthschaften entweder ausgestattet hatten, oder künftig ausstatten würden; und bei jedem Segensspruch verbeugte er sich wiederum nach Osten, und rief: „alles Volk sage Amen!" Jetzt folgte die Predigt, und nach derselben verwaltete der Bischof das Sacrament in folgender Weise. Indem er sich dem Communion-Tische näherte, machte er viele tiefe Verbeugungen; und dem Theile des Tisches, wo das Brot

und der Wein befindlich waren, näher tretend, verbeugte er sich sieben Mal. Er las hierauf mehrere Gebete; und dann den Zipfel der Decke lüpfend, welche das Brot verhüllte, trat er, beim Anblick des letztern, zwei Schritte zurück, und verbeugte sich dreimal gegen das Brot. Hierauf trat er wieder näher, zog die Decke ab und verbeugte sich, wie vorher. Dann legte er seine Hand an den Kelch, der, mit Wein gefüllt, wie das Brot bedeckt war. Wie erschrocken, trat er auch hier zurück, und verbeugte sich drei Mal. Dann näherte er sich wieder, hob die Decke auf und schauete in den Kelch. Den Wein erblickend ließ er die Decke fallen, wich zurück und verbeugte sich, wie vorher. Er empfing hierauf das Sacrament und ertheilte es Andern. Es wurden nun noch mehrere Gebete gesprochen, ehe die Einweihung vollendet war. Die Feierlichkeit endigte mit dem Befehl, daß der Communion-Tisch, welcher bisher in der Mitte der Kirche gestanden hatte, nach dem östlichen Ende derselben versetzt werden, und die Benennung eines Altars erhalten sollte; und damit hing zusammen, daß der officiirende Geistliche in einen Priester verwandelt wurde. — So verfuhr Laud mitten unter einem Volke, dessen Abscheu vor allem, was Katholicismus genannt wird, ihm kein Geheimniß seyn konnte. Man kann zugeben, daß dieser Erzbischof ein rechtschaffener Mann war, und wohlverdient mögen die Lobsprüche seyn, welche seiner Sittenstrenge zu allen Zeiten gemacht worden sind; deshalb aber muß man nicht minder bedauern, daß er der erste Rathgeber eines Königs war, dessen Stellung alle nur mögliche Ge-

fahren in sich schloß. Weil Laud's Rettungsmittel klein und kindisch waren, mußten sie von der Gewalt unterstützt werden; und weil diese Unterstützung die Gewalt herabwürdigte, mußte das Ansehn der Regierung von einem Tage zum andern immer mehr verschwinden. So gewiß ist es, daß kein Kirchenthum eine rettende Kraft in sich schließt, wenn die gesellschaftliche Ordnung in ihren Grundlagen erschüttert ist.

Im Großen genommen war Laud nur ein eitler Priester, der das, was er für Wahrheit ausgegeben hatte, dafür allgemein anerkannt wissen wollte; mit einem Worte: ein schwacher Mann, der, von seiner Würde berauscht, Dinge für möglich hielt, die es nicht waren. Anders verhielt es sich mit Thomas Wentworth, Grafen von Strafford. Die, welche ihn „einen schönen Geist, einen Mann von gründlicher Einsicht und festem Charakter" genannt, und als den Einzigen bezeichnet haben, „der in diesen gefahrvollen Zeiten das Staatsruder zu führen würdig gewesen sei" — wie konnten sie vergessen, daß Strafford wirklich das Staatsruder führte, daß er, als Vice-König von Irland, und als Präsident des Raths von York, einer von den ersten Rathgebern des Königs war, und daß die Erfolge, von welchen weiter unten die Rede seyn wird, nicht eintreten konnten, ohne daß er seine Hand dabei im Spiele hatte? Strafford war nur ein Selbstsüchtiger, der, nachdem der Abfall von der Volkspartei ihn zu hohen Aemtern geführt hatte, seinem Könige zwar ehrlich diente, aber durch seine Gefühllosigkeit, seinen Hochmuth und seinen unbezwinglichen Eigennutz alles ver-

schlimmerte. Es mag unter gewissen Umständen höchst schwierig seyn, die wirksamsten Versöhnungsmittel aufzufinden; und wenn es eine bloße Entschuldigung gilt, so mag es auch für den Grafen Strafford nicht an haltbaren Gründen dazu fehlen. Allein man versöhnt nicht, man erbittert nur, wenn man, wie dieser Graf, einseitig der Parthei dient, zu welcher man zuletzt übergetreten ist, wenn man ihr, wie er wirklich that, ein entschiedenes Uebergewicht zu geben strebt, wenn man seinen Triumph in der Vernichtung von Rechten und Vorrechten findet, die keinen anderen Fehler haben, als Hindernisse der Unumschränktheit zu seyn. Ein brittischer Staatsmann des siebzehnten Jahrhunderts, der für einen schönen Geist, für einen Mann von Einsicht und Charakter gelten wollte, mußte seinen König aufmerksam machen auf die Gefahren, denen er sich durch ein rücksichtloses Bestreben nach Unumschränktheit, und durch eigensinniges und starres Halten auf die königliche Prärogative blos stellte; doch der Graf von Strafford war so weit entfernt von jeder praktischen Klugheit, daß er, während seines siebzehnjährigen Aufenthalts in Irland, das Beispiel einer sinnlosen Tyrannei gab, die, bald nach seiner Entfernung, mit Empörung und mit Ausschweifungen aller Art endigte. So weit ging die Kurzsichtigkeit dieses Staatsmannes, daß er die Wirkungen der Gewalt, denen der Einsicht und Menschlichkeit gleichsetzte und ein bloßes Verstummen für Zufriedenheit und Beruhigung hielt. In seiner Verblendung stellte er das bedauernswürdige Irland — bedauernswürdig, weil in seinem ganzen Umfange kein

anderes Gesetz galt, als das Martial-Gesetz — zum wünschenswerthen Muster für England auf, und fügte alsdann hinzu: „hier ist jetzt der König so unümschränkt, als ein Fürst es irgendwo werden kann.“

Grade diese Aeußerungen des Grafen von Strafford zeigen, worauf es von Seiten des Hofes abgesehen war: alle Volksrechte, welche in früheren Jahrhunderten waren erworben worden, sollten vernichtet werden, um einem gesellschaftlichen Zustande, wie er in Spanien und in Frankreich anzutreffen war, Platz zu machen. Karl, wo nicht abergläubig, doch sehr wenig aufgeklärt, hatte, vermöge des sehr allgemeinen Irrthums der Menschen, das, was ihren Neigungen am meisten entspricht, für das vortheilhafteste zu halten, sein größtes Vertrauen in die Geistlichkeit gesetzt. „Die Prälaten, so urtheilte er, halten die Pfarrer in Ordnung; diese prägen dem Volke Gehorsam und Treue ein; und da dieser Stand durch sich selbst keine Autorität übt und von der Krone durchaus abhängig ist: so kann die königliche Macht mit der höchsten Sicherheit in seine Hände gelegt werden.“ Dieser Maxime gemäß, wurden in Schottland mehrere Prälaten zu den vornehmsten Staatswürden erhoben; Spotswood, Erzbischof von St. Andrews, zum Kanzler, neun Bischöfe zu geheimen Räthen, der Bischof von Roß zum Schatzmeister. Dasselbe sollte in England geschehen, und ein bedeutender Anfang war bereits dadurch gemacht worden, daß der Bischof Juxon von London zum Schatzmeister bestellt war. Wie sich der König die endlichen Wirkungen eines solchen Systems dachte, ist nicht wohl zu bestimmen. Aller Wahrscheinlichkeit

nach, war es mehr von der Noth eingegeben, als es das Werk der Einsicht und Ueberlegung war. So lange die Krone mit dem Parliament zerfallen war, und das, was sie ehemals den Bewilligungen der Volksvertreter verdankt hatte, auf dem Wege der Gewalt herbeischaffen mußte, gab es unstreitig keine besseren Staats- und Finanzbeamten, als die, welche alles für erlaubt hielten, was durch das göttliche Recht vertheidigt werden konnte; dazu kam denn freilich, daß gut ausgestattete Prälaten keine Anforderungen an die Staatskassen machten, und in der Befriedigung ihres Ehrgeizes hinlängliche Entschädigung für die dem Könige geleisteten Dienste fanden.

Allein durch diesen Organismus der Regierung war die ganze englische Nation aus ihren Angeln gehoben. Dauerte der Grundsatz fort, daß das Parliament sein Daseyn und seine gesammte Wirksamkeit nur der Bewilligung der Könige verdanke, und daß diese Bewilligung zurückgenommen werden könne: so folgte daraus, daß der König auch ohne Parliament regieren und seinem Volke nach Gutbefinden Steuern auflegen konnte. Stand der König über dem Gesetze: so gab es nicht länger eine Sicherheit für seine Unterthanen; ihr Vermögen, ihre Ehre, ihre Freiheit, ihr Leben sogar, war zur Verfügung des Monarchen gestellt. Hatte das Parliament nicht das Recht, sich in Angelegenheiten zu mischen, über welche der König seine Meinung zu vernehmen bedenklich fand: so mußte dem Monarchen gestattet seyn, alles zu thun, was er wollte, und jeder von der öffentlichen Wohlfahrt hergenommene Beweggrund war in

sich selbst nichtig. Drückte jede Beschwerde über die Regierung einen Mangel an Achtung für den König aus: so mußte das Parliament gänzlich verstummen; denn worin konnten die Beschwerden anders gegründet seyn, als in den Ungerechtigkeiten der Staatsbeamten, als Werkzeuge des Königs und seiner Minister? Hatte das Parliament höchstens die Berechtigung, dem Könige Beschwerden vorzutragen, und hing es lediglich von diesem ab, ob er ihnen abhelfen wollte oder nicht: so konnten daraus unsägliche Bedrückungen hervorgehen, Bedrückungen, die ihre Gränze nur in einer allgemeinen Empörung finden konnten. Hieß, über den Umfang der königlichen Prärogative streiten, so viel, als den König auf das Empfindlichste beleidigen: so hatte diese Prärogative keine andere Schranken, als die, welche der Monarch selbst zu setzen für gut befand, und alles war dem Zufall der Ereignisse anheim gestellt. Alle diese Grundsätze waren freilich im Geiste theologisirender Minister, für welche es weder Beobachtung noch Erfahrung giebt, weil das Unbedingte sich nur so lange behaupten läßt, als man gleichgültig bleibt gegen die Ursachen der Erscheinungen und gegen das allgemeine Naturgesetz, worin diese gegründet sind. Eben deswegen aber waren diese Grundsätze den Aufgeklärtesten im Volke im höchsten Grade zuwider: nichts konnte sie damit versöhnen; nichts ihnen Ersatz geben für das, worauf sie verzichten sollten, namentlich für die Verfassung mit den Gewährleistungen, die sie für die Freiheit der Personen und die Sicherheit des Eigenthums darbot.

Die dumpfe Gährung der Gemüther, die man durch

Geld- und Leibesstrafen zu mäßigen vergeblich gehofft hatte, wurde durch nichts mehr unterhalten, als durch das sogenannte Schiffsgeld: eine Steuer, welche im Jahre 1634 zuerst eingeführt wurde. Ehemals auf die Hafenstädte beschränkt, erhielt diese Steuer eine Ausdehnung, worin das ganze Königreich umfaßt war. Ihr ganzer Betrag überstieg nicht die Summe von 200,000 Pf. St.; und in dieser Hinsicht war sie nichts weniger, als drückend. Allein sie hatte den Fehler aller der Maßregeln, wodurch man in dieser Periode das Einkommen zu vermehren beflissen war: sie stammte aus der Willkühr her, sofern sie nicht vom Parliamente bewilligt war. Dies nun war es, was die Gemüther in Aufruhr setzte, und Vielen die Geneigtheit gab, lieber alles zu dulden, als einen Beitrag zu entrichten, von welchem sie annahmen, daß er unrechtmäßig gefordert werde. Vorwand zur Einforderung des Schiffsgeldes war, daß Großbritannien unter den Stürmen, welche in diesen Zeiten die europäische Welt bewegten, nicht ohne Vertheidigung bleiben könne; und gegen diesen Vorwand ließ sich von Seiten der Nation nichts einwenden. Wirklich wurde das Schiffsgeld zur Ausrüstung einer zahlreichen Flotte verwendet. Doch der erste Gebrauch, den die Regierung von derselben machte, war eben nicht geeignet, die Achtung für ihre Grundsätze zu erhöhen; denn sie wurde unter dem Grafen von Nothumberland gegen die holländischen Heringsfänger ausgesendet, die, weil sie in den sogenannten brittischen Gewässern gefischt hatten, zur Erlegung einer Geldstrafe von 30,000 Pf. für das Jahr (1636) gezwungen wurden. Das Schiffs-

geld blieb deshalb nicht minder verhaßt und gleich im folgenden Jahre wollte John Hambden sich lieber jeder Gefahr aussetzen, als die zwanzig Schilling bezahlen, mit welchen er für ein in der Grafschaft Buckingham gelegenes Landgut angesetzt war. Um jeden Widerstand zu Boden zu schlagen, hatte Karl den zwölf Richtern des Königreichs die Frage vorgelegt: ob er im Fall der Noth, nicht berechtigt sei, zur Vertheidigung des Königreichs diese Steuer aufzulegen, und ob er nicht der einzige Schiedsrichter über diese Nothwendigkeit sei?" und die Bewahrer des Gesetzes und der Freiheit hatten diese doppelte Frage bejahet. Gleichwohl wagte es Hambden, seine Sache vor dem Schatzkammergericht zu vertheidigen. Zwölf Tage hindurch dauerte dieser Prozeß, bei welchem alle Richter des Königreichs zugegen waren; und so edel war die Freimüthigkeit des Beklagten und so siegend seine Beredsamkeit, daß selbst die Richter davon erschüttert wurden. Vier derselben traten förmlich auf seine Seite; und obgleich das Urtheil der übrigen acht zu seinem Nachtheil ausfiel, so hatte er doch die Genugthuung, daß die ganze Nation ihn als den großmüthigen Vertheidiger ihrer Rechte betrachtete, und daß von diesem Augenblick an die große Frage über die Gränzen der königlichen Prärogative mehr als jemals in Gang gebracht wurde. Immer allgemeiner bildete sich die Meinung, daß man wohlerworbene Rechte vertheidigen müsse; und obgleich es vorläufig noch beim Reden blieb, so konnte es doch nicht fehlen, daß Begebenheiten eintraten, an welche sich eine förmliche Opposition anknüpfen ließ. Schottland sollte diese Bege-

benheiten herbeiführen; so war es vom Schicksal beschlossen.

Den Darstellungen der Geschichtschreiber zufolge, muß man annehmen, daß die unglücklichen Ereignisse, welche, vom Jahre 1637 an, Schlag auf Schlag für Karl den Ersten eintraten, ganz weggefallen seyn würden, wenn dieser König nur nicht die Gefälligkeit für den Erzbischof von Canterbury so weit getrieben hätte, dessen Liturgie auch in Schottland einführen zu wollen. Allerdings würden, wenn dies unterblieben wäre, die Dinge eine andere Wendung genommen haben; doch folgt hieraus noch keinesweges, daß die Opposition sich in England deshalb weniger entwickelt haben würde. Das wahre von der Sache ist, daß es nicht einmal in der Gewalt des Königs stand, die Liturgie des Erzbischofs von Canterbury nicht in Schottland einzuführen. Die Tendenz dieses Machwerks war weit ernsthafter, als Hume und andere Geschichtschreiber geglaubt haben. Es kam auf nichts Geringeres an, als die Unumschränktheit des Königs durch ein verändertes Kirchenthum festzustellen. Der Gedanke selbst mochte fehlerhaft, mochte sogar lächerlich seyn; aber nachdem er einmal gefaßt und auf England mit Nachdruck und Strenge angewendet war, konnte Schottland nicht verschont bleiben. Daß die Umstände hier minder günstig waren, hätte man freilich wissen können, wenn man theils die frühere Geschichte dieses Königreichs hätte zu Rathe ziehen, theils den gesellschaftlichen Zustand, so wie er sich seit der Niederlassung der Stuarts in England entwickelt hatte, ins Auge fassen wollen. Allein wer

denkt an Umstände, wenn es darauf ankommt, Unumschränktheit einzuführen! Eben so gut könnte man der letzteren entsagen. Weil Karl demnach sehr richtig fühlte, daß ihm in England nichts gelingen würde, was ihm zur Einführung des strengeren Episkopal-Systems und der laud'schen Liturgie, nicht gleichzeitig auch in Schottland gelänge, machte er den unglücklichen Versuch, der sich für ihn so traurig endigte.

Zwei Dinge vereinigten sich in diesem Königreiche, um einen schnellen Widerstand ins Leben zu rufen. Das eine war die Macht des Feudal-Adels, welche, weit entfernt von aller Schwächung, in den letzten Zeiten sogar gewachsen war, und in der unbestrittenen Jurisdiction, die ihr Wesen ausmachte, eine unerschöpfliche Quelle von Autorität besaß. Das zweite war das Verhältniß der niederen Geistlichkeit zu der höheren. In diesem Verhältnisse war alles zum Nachtheil der Bischöfe, indem die niedere Geistlichkeit bei weitem mehr von den Gemeinen, als von ihren geistlichen Vorgesetzten abhing, folglich nicht sehr geneigt war, der Richtung zu folgen, die ihr von der letzteren gegeben wurde. Es handelte sich, bei Einführung der Liturgie, hauptsächlich um die Frage: welchen Werth die Predigt neben den übrigen Verrichtungen des Gottesdienstes habe. Diese Frage nun mußte von einem Laud, so wie von einem Jeden, der einen politischen Zweck bei kirchlichen Einrichtungen verfolgte, ganz anders beantwortet werden, als von einem Pfarrer, der, wenn die Predigt ihm versagt oder auch nur beschnitten wurde, nicht mehr wußte, wodurch er sich persönlich geltend machen sollte. Ganz besonders

aus

aus diesem Grunde widerstrebte die niedere Geistlichkeit der Liturgie; und da sie nicht wohl durch sich selbst gegen die Bischöfe aufkommen konnte, so verbarg sie sich hinter den Gemeinen. Den Adel verdroß es, daß der König die bedeutendsten Staatsämter den Bischöfen anvertraut hatte; noch mehr aber fühlte er sich gekränkt in der Aussicht, die in der neuen Regierung sich ihm darbot, als werde er mit der Zeit genöthigt werden, alles wieder zurückzugeben, was er früher, theils auf Kosten der Kirche, theils auf Kosten der Krone erworben hatte. Schon hatte Karl der Erste ein Wort darüber fallen lassen; und dies Wort war unbeachtet geblieben.

Man befand sich in ganz Schottland in der größten Spannung, als an dem Tage, wo die neue Liturgie eingeführt werden sollte (23 July 1637), der Dechant von Edinburg in der großen Kathedrale, mit einem weißen Chorhemde geschmückt, auftrat. Dies Chorhemde galt der großen Menge für ein Zeichen bevorstehender Veränderung im Glauben, so wie in allem, was ihr im Vertrauen auf ihre Geistlichkeit, lieb war. Kaum hatte daher der Dechant die Agende geöffnet, als die ganze Versammlung, wie aus einem Munde rief: „ein Pabst! ein Pabst! der Antichrist! steinigt ihn!“ Die Gemüther zu besänftigen, betrat der Bischof eiligst die Kanzel; doch man warf mit Fußbänken nach ihm, und als er mit den Londoner Abgeordneten nach Hause gehen wollte, fehlte wenig daran, daß er im Gedränge sein Leben einbüßte; so schonungslos ging man zu Werke.

Wie gegründet auch der Verdacht seyn mochte, daß der Pöbel zu diesen Auftritten von Personen höheren Stan-

des aufgereizt worden: so war darüber doch kein Beweis zu führen, und zwar um so weniger, weil Jeder mit Mißbilligung von der Frechheit des großen Haufens sprach. Die hohe Geistlichkeit fand indeß nicht für gut, einen neuen Versuch zur Einführung der Liturgie zu machen; und so gewann es, mehrere Monate hindurch, das Ansehn, als ob das Volk sich beruhigen würde. Das Einzige, was die Gährung unterhielt, war die Gewißheit, die man hatte, oder zu haben glaubte, daß der König seinen Plan nicht aufgeben werde. In Fällen dieser Art werden die Menschen von einem wunderbaren Instinct geleitet, der ihnen das Wahre verkündigt, ohne daß sie darüber Rechenschaft geben können. Wirklich lag nichts weniger in Karls Absichten, als die politische Reform, die er in Schottland, wie in England, bezweckte, sogleich aufzugeben. Sein Vater hatte die hohe Commission in Schottland eingeführt; und da dies wichtige Werk über alle Erwartung gelungen war, so glaubte er, es bedürfe von seiner Seite nur eines standhaften Ernstes, um auf dieser Grundlage das Gebäude vollendeter Priesterherrschaft aufzuführen. Nichts ahnete sein beschränkter Geist von den Wirkungen, welche da eintreten, wo dem errungenen Cultur-Grade Abbruch geschieht, und alles darauf abgesehen ist, die Gegenwart mit allen ihren Bestrebungen in die Vergangenheit zurück zu versetzen.

Je mehr man nun überzeugt war, daß der König nicht nachgeben würde: desto mehr bestärkte man sich in dem Vorsatz der verhaßten Neuerung zu widerstehen. Große Schaaren drängten sich zu diesem Endzweck nach Edinburg; und wie hätten Unordnungen

ausbleiben können bei der Erregtheit, worin man sich befand! Der Bischof von Galloway wurde den 18. October auf offener Straße angegriffen und in den Saal gesprengt, wo der geheime Rath sich versammelt hatte. Dieser sah sich unmittelbar darauf angegriffen; der Stadtrath hatte dasselbe Schicksal. Nichts würde das Leben des einen und des andern gesichert haben, hätten sich nicht einige, beim Volke beliebte Lords in den Handel gemischt, und die große Menge, halb mit Güte und halb mit Gewalt, aus einander getrieben. In dieser Empörung sah man also Personen, welche den höheren Ständen angehörten, wiewohl der Adel noch immer an sich hielt. Und von dieser Zeit an ging der Geist des Aufruhrs durch das ganze Königreich. Ganz unstreitig war der Ausdruck desselben nichts weniger, als edel, zum Theil sogar lächerlich; allein, wo war dies nicht der Fall, so oft ein Volk seine bestrittene Eigenthümlichkeit nur dadurch retten konnte, daß es sie in jeder Gestalt vertheidigte!

Der Primas, ein Mann von Einsicht, schilderte dem Könige den Zustand des Volks und drang auf Vorsichtigkeit; der Graf von Traquaire, Schatzmeister des Königreichs, begab sich nach London, um einen Stillstand zu bewirken und den König von seiner Neuerungssucht zu heilen. Alles vergeblich! Wie dringend die Umstände auch seyn mochten: Karl beharrte auf seinem Entschluß, und sein Eigensinn bewies nur allzu sehr, daß er bei Einführung der Laud'schen Liturgie noch etwas mehr beabsichtigte, als ein verbessertes Kirchenthum; daß jene also nur Mittel für einen politi-

schen Zweck war, über welchen er sich nicht aussprechen wollte. Der Verdacht, daß er nach spanischer und französischer Unumschränktheit strebe, verstärkte sich, als er im Anfange des folgenden Jahres eine Proclamation ergehen ließ, worin er zwar die früheren Vergehungen verzieh, aber für die Zukunft strengen Gehorsam forderte, und darauf bestand, „daß sich die Schotten dem Gebrauche der Liturgie friedlich unterwerfen sollten."

Muthwillig reizte er, auf diese Weise, zu größerem Widerstand; und was man unbedingt tadeln muß, ist, daß ein König, dem es in einem so hohen Grade an Machtmitteln fehlte, durch bloße Worte etwas bewirken zu können wähnte. Die Schotten antworteten durch eine Protestation, welche zwei ihrer Lords zu unterzeichnen den Muth hatten. Sie blieben aber hierbei nicht stehen. Nie war die Einigkeit der Gemüther in Schottland größer gewesen. Fast zu gleicher Zeit bildeten sich vier Ausschüsse, bestehend aus dem vornehmsten Adel, aus den geringeren Gutsbesitzern, aus der Geistlichkeit und aus dem Bürgerstande. Alle diese Ausschüsse versammelten sich zu Edinburg, wo sie den sogenannten Covenant zu Stande brachten: einen Aufsatz, wodurch sie sich sämmtlich gelobten, dem Glauben ihrer Väter getreu zu bleiben und sich jeder Neuerung einmüthig zu widersetzen. Zur Unterzeichnung dieser Schrift eingeladen, strömten alle Ordnungen der Gesellschaft in unermeßlichen Schaaren herbei. Glaubenseifer vertrat die Stelle der Vaterlandsliebe; und indem man die Sache Gottes zu vertheidigen wähnte, war man zu jedem Opfer bereit.

Erscheinungen dieser Art sind vor allen übrigen ge-

eignet, die Natur der Regierung ins Licht zu stellen, und den Glauben an ihre Unabhängigkeit und Unbedingtheit zu erschüttern. Karl, nicht mit Unrecht für die Fortdauer seines Ansehens in Schottland besorgt, schickte Gesandte über Gesandte, um den Aufruhr gütlich beizulegen. Zugleich versprach er Aufschub, wenn man den Covenant zurücknehmen wollte; und um seinen Zweck noch sicherer zu erreichen, kündigte er ein Parliament an, zu welchem er selbst nach Edinburg kommen wollte. Die letzte Ankündigung war den Schotten höchst angenehm; da sie aber kein Vertrauen in die Absichten Karls und seiner Minister setzten, so hielten sie es für sicherer, dem Parliamente vorzugreifen. Sie versammelten sich also zu Glasgow, und vernichteten vorläufig durch ein ausführliches Dekret die bischöfliche Verfassung, die hohe Commission und die Liturgie, so die Bedingungen feststellend, unter welchen sie getreue Unterthanen des Königs bleiben wollten. Was in diesem Verfahren unrechtmäßig war, wurde von der presbyterianischen Geistlichkeit durch die Frage zurückgewiesen: „welche Macht ehrwürdiger sei, die geistliche, oder die weltliche? wer größer sei, Christus, oder der König." Man ging von dem Grundsatze aus, daß die Kirche in gänzlicher Unabhängigkeit von dem Staate bestehen könne; und wie unrichtig dieser Grundsatz auch seyn mochte, so fühlte man sich zur Vertheidigung desselben doch um so mehr aufgelegt, weil darin das einzige wirksame Mittel gegeben war, dem politischen Despotismus, den Karl und seine Minister durch strenges Episkopal-System und Liturgie einzuführen trachteten, mit Erfolg zu wider-

stehen. In dem Grafen von Argyle fand die Opposition ein Haupt, wie sie es, unter den einmal vorhandenen Umständen nur wünschen konnte. Dieser Graf verblendete sich nicht gegen die Folgen, welche das Dekret von Glasgow nach sich ziehen mußte; und auf einen nahen Krieg gefaßt, traf er sogleich Anstalten zur Befestigung der Schlösser und Burgen an der Gränze, so wie zur Errichtung eines Heeres, in dem Einen und in dem Anderen von der Begeisterung des Volks unterstützt, das zu jeder Anstrengung willig die Hand bot.

Die Sachen waren jetzt dahin gediehen, daß Karl, als König der Schotten, nicht länger ein gleichgültiger Zuschauer dieser Vorgänge bleiben konnte. Da Gewalt mit Gewalt vertrieben werden mußte, so warb er, auf Laud's und Straffords Rath, ein Heer, an dessen Spitze er sich zu stellen gedachte. Doch wie große und wie gerechte Bedenklichkeiten drängten sich gleichzeitig auf! Königen wird alles leicht, wenn sie den Bedürfnissen ihrer Völker entgegen kommen, und nur das wollen, was dem Entwickelungsgrade derselben entspricht; und unter dieser Bedingung haben sie, zu allen Zeiten und unter allen Himmelsstrichen, die ruhmvollsten Beinamen erworben. Dagegen wird Königen alles schwer, ja unmöglich, wenn sie in ihren Völkern nichts anderes sehen, als eine todte Materie, die ihr Leben von ihnen empfangen soll. Karl, der, vermöge eines kaum zu entschuldigenden Mißgriffs, sich in die Nothwendigkeit gebracht hatte, seine Unterthanen bekämpfen zu müssen, konnte nur zagen, als es Entscheidung galt; denn nicht genug, daß er auf hartnäckigen Widerstand rechnen konnte, mußte

er sich auch darauf gefaßt halten, daß die Engländer in dieselbe Empörung ausbrechen würden, sobald er sich den Gränzen Schottlands genähert hatte; und selbst wenn dies nicht der Fall war — woher das Geld nehmen, das zur Fortsetzung des Krieges erforderlich war? und wie eine neue Zusammenberufung des Parliaments und in derselben den Widerspruch mit sich selbst vermeiden?

Unstreitig waren es Betrachtungen dieser Art, die den Vergleichsvorschlägen der Schotten Eingang verschafften. Man einigte sich dahin: daß beide Theile ihre Truppen entlassen, und daß ein nächstens zu haltendes Parliament die obwaltende Streitigkeit entscheiden sollte.

Auf dieser Grundlage würde sich der Friede haben zurückführen lassen, wenn Karl weniger tief in politischen und kirchlichen Vorurtheilen befangen gewesen wäre. Diese gerade waren das, was das Vertrauen zu ihm schwächte. Während er seine Truppen entließ, oder vielmehr, während diese, wegen ausbleibenden Soldes, von selbst aus einander liefen, blieben die Schotten in einer drohenden Stellung. Was konnte, was sollte er nun thun? Um ein neues Heer auf die Beine zu bringen, bedurfte er des Beistandes der Engländer, und um diesen Beistand zu finden, mußte er sich zur Entsagung des Grundsatzes entschließen, nach welchem er nicht mehr von den Bewilligungen des Parliaments abhangen wollte. Seit elf Jahren war kein Parliament versammelt worden. Die Voraussetzung war, daß es geschmeidiger seyn würde, als seine Vorgänger. Arge Täuschung, da alles, was in der Zwischenzeit zur Feststellung einer unumschränkten Macht versucht worden

war, nur zur Verstärkung des alten Grolles gedient hatte!

Das Parliament trat den 13. Aug. 1640 zusammen; doch, anstatt sich auf die Geldforderungen des Königs einzulassen, nahm es die alten Beschwerden wieder auf, und zwar auf eine Weise, die sein beinahe unbedingtes Mißtrauen nur allzu deutlich an den Tag legte, und nichts Geringeres ankündigte, als den festen Entschluß, die königliche Gewalt der parliamentarischen für immer unterzuordnen. Karl erschrak über den Geist, der im Ober- und im Unterhause waltete. Mit ihm erschraken seine Minister. Hier blieb, wie es ihnen schien, nichts weiter übrig, als die königliche Autorität durch eine schnelle Auflösung des Parliaments zu retten. Diese Auflösung erfolgte; doch wurde die Erbitterung dadurch nur vermehrt, und weil man die hohe Commission und die Liturgie in England nicht weniger verabscheute, als in Schottland, so ward in Einer Nacht die St. Pauls-Kirche, wo die hohe Commission Gericht hielt, von 2000 Aufrührern erstürmt, und der Palast des Erzbischofs Laud erfuhr von 500 andern Aufrührern dasselbe Schicksal.

Von dem englischen Volke verlassen, sah Karl sich genöthigt, bei seinen Ministern, Geistlichen und Hofleuten so viel Geld zu borgen, daß er gegen die Schotten zu Felde ziehen konnte. Sein Heer bestand aus 19000 Fußgängern und 2000 Reitern; allein es war ohne Kraft, theils weil es Entbehrungen litt, theils weil es kein Mittel der Begeisterung gab. Die Vorhut, aus 4500 Mann bestehend, wurde bei Newburn an der

Tyne geschlagen und in die Flucht getrieben; und nachdem die Schotten sich New-Castle's auf brittischem Grund bemächtigt hatten, traten sie auf's Neue mit Vergleichsvorschlägen auf, welche der König nicht zurückwies — weil sein Schatz erschöpft war, und sein Heer unverkennbare Zeichen des Mißvergnügens gab. Karl versprach das Geschehene zu vergessen und allen Beschwerden abzuhelfen; die Schotten nahmen die Miene an, als ob sie durch dies doppelte Versprechen beruhigt wären, entsagten aber deshalb der Vorsicht nicht, fest entschlossen, ihr Kirchenthum und ihren ganzen gesellschaftlichen Zustand vor jeder gewaltsamen Abänderung zu bewahren und die hohe Commission nicht wieder emporkommen zu lassen. Dies war der Vergleich von Rippon, merkwürdig wegen der Folgen, die er nach sich zog.

Karl scheint um diese Zeit zu der Erkenntniß gelangt zu seyn, daß er einlenken müsse, wenn er nicht alles verlieren wollte; doch diese Erkenntniß kam zu spät, weil Achtung und Vertrauen bereits verscherzt waren.

Der König befand sich noch im Lager, als eine dringende Bittschrift anlangte, worin die Stadt London ihn um eine schleunige Zusammenberufung des Parliaments ersuchte. Nicht geneigt, diese Bitte zu erfüllen, veranstaltete er eine allgemeine Versammlung der Peers des Königreichs zu York, um von dieser zu erfahren, was von seiner Seite geschehen müsse, um sein Verhältniß zur Nation zu verbessern. Die Antwort war nicht schwer; dem Wesen der brittischen Regierung, so

wie diese sich seit Jahrhunderten gebildet hatte, entsprechend, drang sie auf Aussöhnung mit dem Parliamente, was nichts weiter sagte, als: der König möchte, zu seinem eigenen Vortheil, dem bisher rastlos verfolgten Gedanken der Unumschränktheit entsagen, und sich die Bedingungen gefallen lassen, unter welchen seine Vorgänger regiert hätten. Die Antwort der Peers konnte nicht wohl eine andere seyn, wenn sie ihr eigenes Wesen bewahren wollten. Der König nun befolgte diesen Rath, nicht etwa, weil er seinen Wünschen und Gesinnungen entsprach, wohl aber, weil die Noth ihn dazu zwang. Mit den Schotten wurde ein Waffenstillstand geschlossen, nach welchem sie vorläufig in dem Besitz von New-Castle blieben. Den Bürgern Londons meldete Karl, daß ihr Wunsch erfüllt werden sollte. Begleitet von seiner Gemahlin, ging er nach der Hauptstadt des Königreichs zurück. Das Parliament wurde einberufen.

Es trat den 3. Nov. 1640 zusammen, und seine ersten Schritte kündigten sogleich an, daß es sich in Rücksicht alles dessen, was zum Wesen der brittischen Constitution gehörte, nicht länger in Ungewißheit befinden wollte.

In einem Regierungs-System, wie das brittische schon im siebzehnten Jahrhundert war, müssen die einzelnen Elemente, aus welchen das Ganze zusammengesetzt ist, die Kraft haben, sich in gegenseitiger Gesundheit und Stärke zu erhalten; denn fehlt es ihnen an dieser Kraft, dann ist nichts natürlicher, als daß sie sich unter einander verderben, und daß der Untergang des einen den des andern nach sich zieht. Nun hatten die Stuarts,

durch ihr Streben nach Unumschränktheit, seit mehr als einem Menschenalter, die Harmonie des Ganzen gestört; die Folgen dieses Verfahrens waren nicht ausgeblieben. Je mehr ihnen gelungen war, desto mehr war alles aus seinen Fugen getreten; und je weniger sie selbst das richtige Verhältniß wiederherzustellen vermochten, desto größer war die Wahrscheinlichkeit, daß sie das Opfer werden würden. Hieraus erklärt sich Karls Muthlosigkeit, unmittelbar nach dem Zusammentritt des Parliaments. Er fühlte, daß er mit seinen Mitteln zu Ende war; daß er sich dem Zufalle der Ereignisse überlassen mußte; mit einem Worte: daß er aufgehört hatte, König zu seyn, wenn er gleich fortfuhr, diesen Titel zu führen, und Niemand ihm denselben streitig machte.

Das Parliament zeigte auf der Stelle wie entschlossen es war, die Auftritte der letzten elf Jahre für die ganze Zukunft abzuwenden; und da die Minister des Königs nicht verschont bleiben konnten: so richtete sich die Kraft des Parliaments zunächst gegen diese.

Der Graf von Strafford wurde in eben dem Augenblick verhaftet, wo er in das Oberhaus eintreten wollte, um die vornehmsten Mitglieder des Unterhauses des Hochverraths anzuklagen. Dasselbe Schicksal traf den Erzbischof von Canterbury. Der Siegelbewahrer Finch und der Staatssekretär Windebank entgingen demselben nur durch eine schleunige Flucht. Alle diese Männer waren keines andern Verbrechens schuldig, als den König in seinem Streben nach Unumschränktheit unterstützt zu haben. Was in Frankreich und Spanien ein Verdienst gewesen seyn würde, erschien in England in

einem ganz anderen Lichte, nämlich in dem des Hochverraths; so schwankend sind die Begriffe, die man mit gewissen politischen Vergehungen verbindet. Doch findet man sich hierüber leicht zurecht. Wenn man erwägt, daß die Aufgabe für die ersten Diener eines Monarchen keine andere ist, als auf die Erhaltung der Harmonie zwischen dem Volke und dem Staatsoberhaupte hinzuwirken: so hatten jene Männer (vorzüglich aber der Graf von Strafford) als Minister einen unverzeihlichen Fehler dadurch begangen, daß sie, ohne alle Rücksicht auf Englands gesellschaftliche Vergangenheit, nur das unterstützt und befördert hatten, was zu einer Entzweiung des Volk mit dem Könige führen mußte. Unstreitig war der von ihnen begangene Fehler nur in einem Mangel an Einsicht gegründet und sofern ein solcher nicht bestraft werden darf, waren sie wesentlich unschuldig: allein die Folgen ihrer Mißgriffe lagen deswegen nicht weniger am Tage; und diese waren es eigentlich, was zur Ahndung aufforderte. Als Minister hatten sie das Vertrauen des Volks zu dem Könige zerstört. War es also ein Wunder, daß sie zur Verantwortung gezogen wurden, als das Mißtrauen überhand genommen hatte, und die Sachen dahin gediehen waren, daß alle Rettung auf einer entschlossenen Rückkehr zu der früheren Verfassung beruhete? Man klagt in solchen Fällen leicht die Bosheit der Menschen an; aber man sollte sich immer nur an der Kraft der Dinge halten. Als das Gebäude der Unumschränktheit, das man aufzuführen versucht hatte, wegen seiner Unhaltbarkeit zusammentrümmerte, da war nichts natürlicher, als daß

die Werkmeister durch diesen Einsturz zerschmettert wurden.

Seiner sämmtlichen Minister beraubt, mußte Karl gestatten, daß die gesetzgebende Gewalt in ihrer Ganzheit auf das Parliament überging, und daß dieses die Stelle des Suveräns vertrat. Die von ihm ausgehenden Beschlüsse entsprachen einem so unnatürlichen Berufe. Indem es diejenigen für Verbrecher erklärte, welche Truppen für den König geworben hatten, belegte es die Einforderer des Schiffs- und Tonnen-Geldes mit einer Strafe von 150,000 Pf. St. Aus dem Parliamente gestoßen wurden alle Inhaber von Monopolen; vernichtet alle Entscheidungen der hohen Commission und der Sternkammer. Beide Behörden, so wie das Marschall-Amt (eine Art von Polizei-Gericht) erreichten ein schnelles Ende, damit der König in dem gänzlichen Verluste alles dessen, was bis dahin für Prärogative gegolten hatte, seine Abhänggikeit vom Parliamente nicht länger zweifelhaft finden möchte. Keine Sitzung verstrich, worin nicht irgend ein revolutionärer Beschluß gefaßt wurde; und was die Beredsamkeit eines Hambden, Pym, Hollis u. s. w. an den Tag förderte, das ging schnell auf die Bevölkerung der Hauptstadt und des Reichs über, weil es nicht an Personen fehlte, welche diese Reden niederschrieben und drucken ließen: eine Methode, die jetzt zuerst in Gang kam, obgleich das Parliament so viele Jahrhunderte bestanden hatte. Zwei Dinge unterstützten sich von jetzt an: der revolutionäre Geist des Parliaments und die Begeisterung des großen Haufens; beide zum Untergange des Königthums

gleichsam verschworen. Die Straßen durchziehend, forderte der Pöbel Gerechtigkeit in Beziehung auf die großen Verbrecher (die gefangenen Minister); und die Gefängnisse öffnend, befreiete er diejenigen, welche wegen freier Schriften eingekerkert waren, und führte sie im Triumph nach Hause. Eine Abschaffung des Episkopats einzuleiten, überreichte die Stadt London eine Bittschrift, die von nicht weniger als 15000 Personen unterzeichnet war; und ehe irgend eine Antwort erfolgen konnte, vergriff sich der Pöbel an Laud's Schöpfung, indem er eine Menge Bilder, Altäre und Crucifixe zertrümmerte.

Mit Einem Worte: England hatte aufgehört, eine Regierung zu haben, welche in ihrer Form das Unterpfand einer wohlthätigen Wirksamkeit trug. Durch die Herabwürdigung des Königthums, war das, was ehemals die gesellschaftliche Ordnung beschützt hatte, plötzlich in eine Democratie verwandelt, die aller Zügel spottete. Zwar täuschte man sich noch durch Benennungen; allein die Verschlimmerung nahm deshalb nicht weniger überhand. Sind die Dinge einmal in Verfall, so dienen die Rettungsmittel in der Regel nur zur Beschleunigung desselben. Als Karl die Nachgiebigkeit so weit getrieben hatte, daß sein Ministerium nur aus eifrigen Gliedern der Volksparthei zusammengesetzt war: so konnte er seine Einwilligung selbst solchen Gesetzen nicht versagen, die ganz offen darauf abzweckten, den letzten Ueberrest königlicher Autorität zu Grabe zu tragen. Dahin gehörte, daß das Parliament sich wenigstens alle drei Jahre versammeln und in Hinsicht seiner Proroga-

tion und Auflösung ganz unabhängig von des Königs Willen bleiben sollte. Es gab keinen König mehr, als Karl dies Gesetz bestätigt hatte; und indem man ihm öffentlich für diese Bestätigung dankte, zuckte man heimlich die Achseln über seine Schwäche. Gleicher Art war ein zweites Gesetz, nach welchem das Tonnen- und Pfundgeld künftig nur von dem Parliamente erhoben werden sollte; denn ein Parliament, das Geld erhob, war aus der Bahn der Gesetzgebung in die der Vollziehung getreten, wo es nur Verwirrung anrichten konnte.

Wir verweilen hier nicht bei der Hinrichtung des Grafen von Strafford. Die, welche Karl dem Ersten wegen seiner Einwilligung in dieselbe Vorwürfe machen, vergessen, daß er bereits aufgehört hatte, König zu seyn: er mußte gestatten, was er zu hintertreiben allzu ohnmächtig war. Was diese Hinrichtung allein tragisch machte, war auf der einen Seite die Ueberzeugung, welche Strafford von seiner Unschuld hegte, auf der anderen, die Aussicht auf den Bürgerkrieg, den der Untergang des Königthums ganz unfehlbar nach sich ziehen mußte. Wie menschlich man übrigens bei Grausamkeiten dieser Art auch immer empfinden möge: so muß man doch eingestehen, daß Strafford durch die eigenthümliche Beschaffenheit seines herrischen Geistes am meisten zum Verderben seines Königs und seines Vaterlandes beigetragen habe.

Strafford's Schicksal kündigte Karl dem Ersten an, was er für sich selbst zu erwarten habe, wenn er den usurpatorischen Eingriffen des Parliaments noch ferner nachgebe. Wiederum gab es in seiner bedrängten Lage

kein Mittel, die öffentliche Meinung auf seine Seite zu bringen. Ein Verläumdungs-System, wie es immer zum Vorschein kommt, wenn die Schwäche einer Regierung fühlbar wird, vollendete, durch die Niederlage des Königs in dem Vertrauen des Volks, die Unumschränktheit des Parliaments in jedem Zweige der Gewalt. Die Ausschließung der Bischöfe von den Sitzungen des Parliaments — dieser heftige Wunsch der Puritaner — war zwar nicht auf der Stelle durchzusetzen, weil die weltlichen Lords die damit verbundenen Gefahren durchschauten; allein schon war es dem Könige nicht vergönnt, sich nach Schottland zu begeben, ohne von seinen entschiedensten Feinden dahin begleitet zu werden. Dahin gehörten Pym und Hambden, die scharfsichtigsten und entschlossensten Volksführer.

Karl hatte den Schotten ein Parliament verheißen, worin er sich mit ihnen vereinbaren wollte. Unstreitig war seine Absicht, dies Volk durch jede Art von Nachgiebigkeit auf seine Seite zu bringen, um irgend eine Haltung zu gewinnen, worin er sich gegen die Anmaßungen des englischen Unterhauses behaupten könne. Doch dieses war ihm auf eine doppelte Weise zuvorgekommen: einmal durch Entlassung der Truppen, welche, von dem letzten Zuge des Königs her, noch in den nördlichen Provinzen beisammen lagen und auf Bezahlung warteten; zweitens durch Bestechung der Schotten selbst, deren Truppen es in seinen Sold genommen hatte. Nachdem nun Karl den 14. Aug. 1641 in Edinburg angelangt war, that er freilich alles, was in seinen Kräften stand, um den Schotten zu beweisen, daß

er

er in keiner kirchlichen Antipathie mit ihnen stände; allein, wie hätte er Glauben finden können, da man von ihm wußte, daß er Agenten des Pabstes an seinem Hofe duldete, und daß er selbst einen solchen am römischen Hofe unterhielt! Er fand also in Schottland eben so viel Abneigung und eben so viel Mißtrauen, wie in England; und wie er sich auch immer herablassen mochte: die schottischen Puritaner sahen in ihm nur einen Ketzer, dessen Schmeicheleien und Geschenke gleich verwerflich wären.

Ein hinzutretendes Ereigniß wirkte zur Verschlimmerung des Verhältnisses, worin der unglückliche Monarch sich zu den Schotten und Engländern befand. Dies war die scheußliche Ermordung der Protestanten in Irland, während seines Aufenthalts in Edinburg. Nichts war unstreitig weniger gegründet, als der Verdacht, daß Karl diese Ermordung befohlen habe; aber nichts war natürlicher, als dieser Verdacht, vermöge des hartnäckigen Bestrebens des Königs, sein Ansehn durch theokratische Mittel zu befestigen. Im Grunde trug das Parliament die Schuld des verabscheuenswürdigen Vorganges; denn, aus Furcht, der König möchte sich der in Irland befindlichen Truppen, achttausend an der Zahl, bemächtigen, hatte es dieselben entlassen, und die augenblickliche Folge davon war keine andere gewesen, als daß die Irländer, alles Zwanges entledigt, über die protestantischen Kolonisten unter ihnen hergefallen waren und sie mit Stumpf und Stiel ausgerottet hatten. Nicht weniger, als 40,000 Unglückliche, kamen in Ulster allein um ihr Leben, und kaum geringer war die Zahl

auf andern Punkten. Wer hätte die Schuld eines solchen Vorganges tragen mögen! Vergeblich drang Karl auf die Bestrafung der Irländer; vergeblich machte er sich anheischig, zehntausend Mann zu diesem Endzweck anzuwerben: das Parliament, nach mancherlei Zögerungen, trat mit einem förmlichen Manifest gegen ihn auf, worin es ihn zum Urheber aller Staatsübel machte; und als Karl auf dies Manifest mit Mäßigung antwortete, galt diese nur für ein Eingeständniß seiner Vergehungen.

Niedergeschlagen kehrte der König gegen das Ende des Novbr. 1641 nach London zurück. Hier hatten sich Gerüchte von feindlichen Landungen, von geheimen Verschwörungen der Katholiken verbreitet. Die Angst, worin sich die zahlreiche Bevölkerung der Hauptstadt befand, veranlaßte einen Tumult, dessen Gegenstand die Besetzung der Stelle eines Commandanten vom Tower war. Indem die Lage Karls sich auf diese Weise von einem Tage zum andern verschlimmerte, glaubte er sie dadurch zu verbessern, daß er, auf Digby's Rath, den Lord Kimbolton im Oberhause und die Herren Hollis, Haslerig, Pym, Hambden und Strade im Unterhause des Hochverraths anklagte. Nach einem vergeblichen Versuche, sich dieser Volksführer zu bemächtigen, erschien er, von einigen hundert Trabanten begleitet, im Unterhause, um seine Nachgiebigkeit und Mäßigung geltend zu machen und zum Gehorsam gegen den rechtmäßigen Landesherrn aufzufordern; doch man ließ ihn reden, und als er den Sitzungssaal verließ, tönte ihm das Wort Privilegium! so häufig nach, daß er sich über die Vergeblichkeit seines

Schrittes nicht täuschen konnte. Am Abend desselben Tages war die ganze Citty in Waffen, weil die Feinde des Königs das Gerücht verbreitet hatten, der König habe den Befehl ertheilt, die Stadt während der Nacht an allen Enden anzuzünden. Am folgenden Tage wurden die fünf verfolgten Parliaments-Glieder von der Stadt-Miliz und einem unabsehbaren Volksschwarm im Triumph nach Westminsterhall zurückgeführt, wo sie, unter dem Jubelgeschrei der Anwesenden, ihre Plätze wieder einnahmen.

Karl fühlte von diesem Augenblick an, daß er nicht länger in der Hauptstadt verweilen dürfe, wofern er nicht alles verlieren wollte; die Gewalt, welche sich um ihn her gebildet hatte, spottete seiner, und konnte nur damit endigen, ihn förmlich vom Throne zu stürzen. Diesem Schicksal zu entgehen, begab sich der König mit seinen Prinzen nach York, wo er den Adel der Grafschaft versammelte, um ihn zur Unterstützung seiner rechtmäßigen Ansprüche zu bewegen. Seine Gemahlin wendete sich inzwischen nach Holland, wo sie ihre Diamanten versetzte, um Geld und Truppen dafür zu erhalten. Jetzt mehr, als jemals, bedrängt, maßte das Parliament sich das, bisher nur dem Könige zuständige Recht an, Truppen zu werben. Zum Waffenplatz wurde Hull erwählt, und Lord Hotham erhielt den Oberbefehl in demselben. Aufgepflanzt zu Nottingham, rief die königliche Fahne alle Freunde der Verfassung, alle Vertheidiger des Throns zusammen, indeß das Parliament dem Grafen von Essex den Oberbefehl über das Parliamentsheer, und dem Grafen von Warwick den über die Flotte

anvertraute. Der Krieg war so gut als erklärt; denn wo es zwei nebenbuhlende Gewalten giebt, da muß eine die andere zu vernichten streben.

Die einander gegenüber stehenden Partheien waren, den Kräften nach, sehr ungleich. Auf Seiten des Königs der Adel mit halbem Gemüthe, weil die Unumschränktheit, die er erkämpfen sollte, ihm von keiner Seite vortheilhaft war; auf Seiten des Parliaments die Gemeinen mit ganzem Gemüth, weil sie nach einer Gleichheit strebten, die ihnen um so reizender erschien, je mystischer sie dieselbe anschauten. Militärische Einsicht auf beiden Seiten vielleicht gleich; Geldmittel aber sehr ungleich, weil das Parliament über das öffentliche Einkommen allein verfügte. Das königliche Heer, geführt von den Prinzen Rupert und Moriz von der Pfalz, Neffen des Königs, belief sich auf 14000; das Parliamentsheer auf 16000 Mann. Centralpunkt aller Bewegungen, die von den pfälzischen Prinzen ausgingen, war London; Entfernung des königlichen Heeres von der Hauptstadt die Aufgabe, welche Graf Essex zu lösen hatte.

Wir geben, von jetzt an, nur einen Abriß von den Begebenheiten, weil dieser ausreicht, den Ausgang des großen Prozesses, der sich, auf eine unvermeidliche Weise, zwischen dem englischen Volke und dessen König entwikkelt hatte, ins Licht zu stellen.

Der Krieg wurde dadurch in Gang gebracht, daß das Parliament Jeden, der dem Könige Beistand leisten würde, für einen Feind des Vaterlandes erklärte, und daß Karl eine Proclamation erließ, kraft welcher

das Parliament und dessen Anhänger für Verräther an der rechtmäßigen Verfassung ausgegeben wurden. Dies geschah zu einer Zeit, wo der dreißigjährige Krieg sich seinem Ende näherte, und die Mächte des festen Landes so stark mit demselben beschäftigt waren, daß keine derselben sich in Englands Händel mischen konnte. Ehe es zu einer Schlacht kam, versuchte Karl noch einmal das Mittel des gütlichen Vergleichs mit dem eigensinnigen Parliamente; doch die Antwort auf seinen Antrag waren neunzehn Bedingungen, unter denen man ihn wieder als König anerkennen wollte, und diese Bedingungen waren so schimpflich, daß Karl sie verwerfen mußte, wenn irgend ein Gefühl für Schande in ihm war. Auf einen zweiten Friedensantrag erhielt er zur Antwort, daß man nicht eher mit ihm in Unterhandlungen eingehen könnte, als bis er seine Truppen entlassen und seine Proclamation zurückgenommen habe. So mußte denn die Schärfe des Schwertes entscheiden.

Von Shrewsbury brachen die königlichen Generale an der Spitze von 10,000 Mann nach London auf; von Worcester aus zog Graf Essex ihnen entgegen. Beide Heere stießen den 23. Oktober 1642 bei Edgehill auf einander. Der ungewisse Ausgang der Schlacht trug nicht wenig dazu bei, daß das Parliaments-Heer in der Folge immer siegte. Da der König auf völliger Wiederherstellung seiner Gewalt bestand, das Parliament diese aber nicht bewilligen konnte, ohne sich selbst das Todesurtheil zu sprechen: so wurde der Kampf im Jahre 1643 mit wechselndem Erfolge fortgesetzt, bis es am 20. September bei Newbury zu einer Hauptschlacht

kam, worin die Königlichen zwar nicht gänzlich unterlagen, aber doch sehr geschwächt wurden. Das Bündniß, worein das Parliament mit Schottland trat; die Nothwendigkeit, welche den König vermochte, dem öffentlichen Geiste zum Trotz, seine Zuflucht zu den irischen Rebellen zu nehmen; die ungeschickten Versuche seiner Anhänger, das, was auf dem Wege der Gewalt verloren war, auf dem Wege der List wieder zu gewinnen und durch so unkönigliche Mittel, wie Bestechungen und Verschwörungen unter allen Umständen sind, zu triumphiren; die viel zu späte Zusammenberufung des Parliaments zu Oxford, die noch dazu den Fehler hatte, daß sie nur Wenige umfaßte: dies alles führte, nach der Mitte des folgenden Jahres, zu der Schlacht bei Marstonmoor, welche sich mit der Niederlage der königlichen Parthei endigte, dem Erzbischof von Canterbury, Laud, das Leben kostete, und die Königin zwang, sich, zur Rettung ihres Lebens, nach Frankreich einzuschiffen.

Als die Schlacht bei Marstonmoor geschlagen wurde, hatte der Graf von Essex bereits den Oberbefehl über das Parliaments-Heer verloren. An der Spitze desselben stand der Graf von Manchester, unterstützt von Fairfax, Lesley und Cromwell. Der letzte, damals in einem Alter von 43 Jahren, galt zwar nicht für die Seele des Heeres, war es aber deshalb nicht weniger; denn in ihm war das Gefühl für die Nothwendigkeit einer schnellen Entscheidung am schärfsten, und indem sein Geist jeder Aufgabe gewachsen war, übertraf er die übrigen Generale bei weitem an Talent. Von den Geschichtschreibern wird dieser außerordentliche Mann immer als ein

Heuchler bezeichnet; und die Herrschaft, welche er über sich selbst ausübte, war allerdings geeignet, ihm diese Benennung von Seiten Derjenigen zuzuwenden, die sich zuletzt durch ihn getäuscht sahen. Allein der Mann, der späterhin zu sagen pflegte: „man kommt am weitesten, wenn man nicht weiß, wohin man geht," hatte schwerlich einen festen Plan, nach welchem er handelte; und die Täuschungen, die von ihm ausgingen, beruheten weniger auf Absicht, als auf Nothwendigkeiten des Augenblicks, die ihn gegen fremde Eigenthümlichkeit nachgiebiger machten. In den Commissionen des Parliaments hatte er sich zuerst als einen eifrigen Vertheidiger der Freiheit seines Vaterlandes bewiesen. Bei dem Heere entsagte er diesem Charakter nicht; und weil ihm einleuchtete, daß schnelle Entscheidung nur durch Zusammenengung der Autorität erfolgen könne, so traf er seine Anstalten so, daß ein solcher Erfolg nicht wohl ausbleiben konnte.

Im Schooße des Presbyterianismus hatte sich eine Sekte gebildet, die man die Ultras dieser Zeit nennen könnte. In England nannte man sie Independenten! Während die Presbyterianer in der Kirche eine feststehende Ordnung, im Staate die Fortdauer des Königthums wollten, drangen die Independenten auf eine Gleichheit, worin alle gesellschaftlichen Unterscheidungen verschmolzen wären. Auch sie wollten eine Kirche und einen Staat; allein, so wie in jener keine Vorsteher, keine Symbole, keine Zucht, keine Regel anzutreffen seyn sollten, eben so sollte es auch diesem an allem fehlen, was eine strengere Ordnung erzwingt. Mit einem

Worte: sie waren, auf eine unverständige Weise, für Gleichheit und Freiheit begeistert, und ihre Leidenschaftlichkeit entsprach der Unendlichkeit, die in ihren Anschauungen lag. Da nun in den Umwälzungen die heftigere Parthei immer über die minder heftige siegt; so kam es auf nichts weiter an, als das Heer, in welchem der Geist des Independentismus am wirksamsten war, von dem Einflusse der Parliamentsglieder zu befreien, welche diesen Geist am meisten verabscheueten; und dies gelang durch den Gesetzvorschlag, „daß kein Parliamentsglied ferner das Commando im Felde führen sollte:" ein Vorschlag, der den Gliedern des Unterhauses aus keinem besseren Grunde willkommen war, als weil er die Lords von dem Heere entfernte. Der Oberbefehl ging jetzt auf Fairfax über, der nicht Parliamentsglied war. Allerdings hätte nun auch Cromwell ausscheiden sollen; allein, indem Fairfax vorstellte, daß dieser Gehülfe ihm unentbehrlich sei, wurde nachgegeben, daß er beim Heere bleiben konnte, und vermöge dieser Nachsicht machte sich Cromwell, dessen Ueberlegenheit über Fairfax unbezweifelt war, zum Gebieter über das Heer und zum Oberhaupte der Independenten.

Schwerlich ward jemals ein seltsameres Heer gesehen, als das Parliaments-Heer von jetzt an war. In seinem Kirchenthume lag seine Mannszucht. Die Offiziere ersetzten die Feldprediger. Jeder müssige Augenblick wurde ausgefüllt mit Predigten, Gebeten und Ermahnungen. Entzückungen vertraten die Stelle des Studiums und des Nachdenkens; und je mehr diese Eiferer von ihren Reden erbauet waren, desto

sicherer hielten sie dieselben für übernatürliche Erleuchtungen und für Eingebungen des heiligen Geistes. Wo sie sich auch befinden mochten, allenthalben bemächtigten sie sich der Kanzeln, um ihre Grundsätze zu verbreiten. Der gemeine Soldat blieb nicht hinter diesen Offizieren zurück: auch er füllte seine müssigen Stunden mit Gebet und Bibellesen aus, so wie mit Besprechungen über die Fortschritte seines Geistes in der Gnade des Herrn. Die glückliche Folge von diesen Verirrungen war, auf der einen Seite Mäßigkeit, auf der andern Entsagung. Heilig schien die Sache, deren Vertheidigung man übernommen hatte; und darum galten Gefahren für nichts, Wunden für verdienstlich, der Tod für den Eintritt ins bessere Leben, die Schlacht für eine Aussicht auf die Krone des ewigen Ruhms.

Anders war die Gestalt der Dinge im königlichen Heere. In Karl selbst war auch nicht ein Funken kriegerischen Geistes, der auf seine Soldaten hätte übergehen können. Diese fanden die Berechtigung zu Ausschweifungen aller Art in dem Mangel an Sold. Prinz Rupert, ohne Mitleid für den Stadt- und Landbewohner, sah den Zerstörungen, die unter seinen Augen geschahen, mit Gleichgültigkeit zu; und die unter ihm dienenden Generale kamen ihm hierin gleich. So geschah' es, daß das königliche Heer, ohne irgend Jemandes zu schonen, rund um sich her eine Wüste verbreitete, und daß selbst die eifrigsten Freunde der Kirche und der Monarchie sich des Wunsches nicht enthalten konnten, es möchte dem Parliaments-Heere gelingen, sie von ihren Drängern zu befreien. Das Landvolk, seiner

letzten Habe beraubt, rottete sich in bedeutenden Schaaren zusammen, und gleichgültig gegen alle Partheien, erschlug es jeden, den es für einen Räuber hielt, am häufigsten die Royalisten.

Unter Gebet und Gesang suchte das Parliaments-Heer seinen Feind auf, und es fand ihn bei Naseby. Hier wurde den 14. Junius 1645 die entscheidende Schlacht geschlagen. Beide Heere waren, der Zahl nach ziemlich gleich. Das Mitteltreffen der Königlichen befehligte der König selbst; den rechten Flügel der Prinz Rupert; den linken Sir Marmaduke Langdale. Im Parliamentsheere befehligte Fairfax das Mitteltreffen, Cromwell den rechten, sein Schwiegersohn Ireton den linken Flügel. Der Sieg blieb länger zweifelhaft, als man es nach der Stimmung der Independenten hätte erwarten können. Rupert, voll Ungestüms, schlug den linken Flügel des Parliaments-Heers. Auch das Mitteltreffen desselben war in Gefahr, geworfen zu werden und mühsam behauptete sich Fairfax durch die Nachhut. Nur der rechte Flügel siegte über die Königlichen; und dieser Sieg brachte Entscheidung: denn sobald Cromwell seinen Gegner in die Flucht geschlagen hatte, eilte er Fairfax zu Hülfe, und kaum war es diesem gelungen, das königliche Fußvolk in Verwirrung zu setzen, so verließ Karl das Schlachtfeld und zog sich über Hereford nach Wales zurück, während Fairfax und Cromwell ihren Sieg nach allen Seiten hin benutzten. Fünfhundert Offiziere und 4000 Gemeine des königlichen Heeres fielen in ihre Hände; noch schlimmer aber war,

daß alles königliche Geschütz auf demselben Wege verloren ging.

Ein neues Heer auf die Beine zu bringen, war Karl'n unmöglich. Herabgeschleudert von seiner Höhe, war er zwar geneigt, die Bedingungen des Parliaments anzunehmen; allein, indem das Parliament von Cromwell abhängig geworden war, wußte es nicht mehr, welche Stellung es gegen den König nehmen sollte, und die natürliche Folge davon war, daß Karls Friedensbothschaften unbeantwortet blieben. Hieraus entwickelten sich die weiteren Schicksale des unglücklichen Königs.

Als die letzten Ueberreste seiner Macht vernichtet waren, begab er sich von Wales nach Oxford zurück, von wo aus er Unterhandlungen mit den Schotten anknüpfte, deren Unzufriedenheit mit den englischen Independenten ihm kein Geheimniß war. Alle seine Hoffnungen beruheten jetzt auf der Vorstellung, die er von der Redlichkeit und dem eigenthümlichen Geiste dieses Volkes hatte. Zu einer Zeit also, wo er seinen ältesten Sohn nach Frankreich geflüchtet hatte, begab er sich in das schottische Lager vor Newark, wo er den 5. May 1646 anlangte. Nicht wenig verlegen über seine Ankunft, gaben die schottischen Generale ihm eine Ehrenwache; doch war diese nur eine Zwangswache, die sein Entfliehen verhindern sollte. Das englische Parliament war kaum von seiner Flucht unterrichtet, als es Jeden, der ihn beherbergen würde, mit dem Tode bedrohete. Hierdurch geschreckt, unterrichteten die Schotten das Parliament von der Ankunft des Königs in ihrem Lager; und von

jetzt an trat eine Unterhandlung ein, welche damit endigte, daß die Schotten sich anheischig machten, den König gegen die 400,000 Pf. Subsidien auszuliefern, welche das Parliament ihnen schuldig war. In zwei Terminen wurde diese Summe bezahlt, und Karl im Anfange des Jahres 1647 aus dem schottischen Lager abgeholt und nach Holmby in der Grafschaft Northampton in engen Gewahrsam gebracht.

Der Krieg war jetzt beendigt; allein, wie zu einer Regierung gelangen, welche das Unterpfand ihrer Tüchtigkeit in ihrer Form trug? Man hatte sich allzuweit verirrt, als daß Einlenken möglich gewesen wäre. Um sich aus den Händen der Soldateska zu befreien, gerieth das Parliament auf den klugen Gedanken, sie nach Irland zu versetzen; doch es zeigte sich auf der Stelle, daß die Autorität des Parliaments dazu nicht ausreichte. Das Heer verlangte nämlich vollkommene Entschädigung für geleistete Dienste; und da das Parliament diese Forderung für Meuterei erklärte (30. März 1647); so hob ein Zwist an, der sich nur mit der Auflösung der gesetzgebenden Behörde endigen konnte. Während Cromwell nach London ging, angeblich, um diesen Zwist beizulegen, brach ein Offizier der Independenten, Namens Joyce, gewiß nicht ohne den Auftrag des Oberbefehlshabers, an der Spitze von 500 Reitern nach Holmby auf, bemächtigte sich des Königs und führte ihn ins Lager der Independenten (3. Juni). Die Verwirrung hatte jetzt ihren Gipfel erreicht. Zwar bewilligte das Parliament ohne Zeitverlust, was die Soldateska gefordert hatte; doch diese drang nunmehr auch auf die

Bestrafung ihrer Feinde im Parliamente, und bezeichnete als solche die elf mächtigsten Häupter der Presbyterianer-Parthei. Diese schieden aus. Eine neue Forderung blieb nicht aus: die, daß die Stadtmiliz abgedankt und gegen ein Independenten-Corps vertauscht werden sollte. Auch diese Forderung wurde, wenn gleich gegen den Willen der Einwohner Londons, erfüllt; und sobald die Regimenter eingerückt waren (6. Aug.) umzingelte ein Theil der Truppen das Parliamentshaus, in welchem sieben Peers verhaftet wurden. Ein Dankfest für die wiederhergestellte Freiheit, in allen Kirchen angestellt, konnte dem Einsichtsvollen nur als Thorheit oder bitterer Spott einleuchten.

Es hing jetzt von Cromwell ab, was er aus dem Könige machen wollte. Die Sachen waren dahin gediehen, daß der Unumschränktheit, nach welcher Karl sein ganzes Regentenleben hindurch gestrebt hatte, nichts mehr im Wege stand. Allein gesetzt sogar, daß Englands gesellschaftlicher Zustand sich mit der unbedingten Monarchie vertragen hätte — wer hätte wohl weniger zum Träger derselben gepaßt, als Karl, auf welchem die volle Schmach der Niederlage lastete? Indem Cromwell dies fühlte, konnte er nur darauf bedacht seyn, wie er sich des Königs entledigen wollte.

Karl war nach Hamptoncourt geführt worden, wo er, von den heftigsten Independenten bewacht, sich stündlich darauf gefaßt halten mußte, daß man ihn aus dem Wege räumen würde. Diese peinliche Lage beredete ihn zu einer Flucht, die zwar gelang, aber nur bis zur Meeresküste führte. Da kein Schiff in der Nähe war,

das ihn nach Holland oder nach Frankreich versetzen konnte: so sah er sich genöthigt, den Guvernör der Insel Wight um seinen Schutz anzusprechen. Dieser, ein vertrauter Freund Cromwells, traf sogleich Anstalten zur Ueberfahrt; kaum aber war Karl auf Wight angelangt, als er sich aufs Neue mit einer Zwangswache umgeben sah, welche ihn gefangen hielt. Hammond — dies war der Name des Guvernörs — sah sich belobt wegen seiner Klugheit; und Cromwell hatte von jetzt an freiere Hand.

Seine vornehmste Sorge mußte der Gehorsam der Soldaten seyn, weil ohne diesen sich keine Herrschaft ausüben ließ; und gerade von dieser Seite sah sich der angehende Usurpator am meisten bedroht. Independenten, welche Offizieren gehorchten, standen im Widerspruch mit sich selbst, und Mehrere, welche dies fühlten, suchten der Unterordnung zu entrinnen, indem sie von Freiheit und Gleichheit sprachen. Bald bildete sich eine neue Secte, die Levellers genannt. Gefahr war im Verzuge. Als Cromwell dies sah, veranstaltete er eine Heerschau, ließ die furchtbarsten Freiheitshelden hervortreten, hielt ihnen eine scharfe Strafpredigt und gab dieser einen verstärkten Nachdruck dadurch, daß er den kecksten Leveller erschießen ließ. Eines unbedingten Gehorsams von neuem gewiß, zog er gegen die Schotten und Walliser, die zur Rettung des Königs die Waffen ergriffen hatten; und erst, nachdem beide gedemüthigt waren, schaffte er das letzte Hinderniß seiner ehrgeizigen Bestrebungen fort.

Dies lag im Parliament. Den aufgeklärtesten Glie-

dern desselben schien der Ausgang, welchen der Bürgerkrieg genommen hatte, nur Unglück anzukündigen. Zu einer Aussöhnung mit dem Könige geneigt, thaten sie die ersten Schritte, nicht bedenkend, daß sie aufgehört hatten, eine Macht zu seyn. Karl bot die Hand zum Frieden, doch wollte er noch immer dem Episcopate nicht entsagen. Hiervon unterrichtet, ließ Cromwell den König nach Hurst (in der Nähe Londons) in engeren Gewahrsam bringen. Hiermit nicht zufrieden, reinigte er das Parliament von allen Denen, die er für seine persönliche Gegner zu halten berechtigt war. Nicht weniger als 200 mußten auf diese Weise ausscheiden.

Die Independenten, welche an ihre Stelle traten, erklärten sogleich alle mit dem Könige gepflogenen Unterhandlungen für ungültig. Es wurde der Grundsatz aufgestellt, „daß der König dem Gesetze eben so unterworfen sei, wie jeder andere Bürger;" und diesem Grundsatze zufolge erklärte das Unterhaus, in einer Bill, „daß ein König Hochverrath übe, wenn er sich seinem Parliamente mit Waffengewalt widersetze." Zwar verwarf das Oberhaus, in welchem nur sechzehn Peers zurückgeblieben waren, diese Bill; allein das Unterhaus war kühn genug, sich zum alleinigen Repräsentanten des Volks aufzuwerfen, und dieses die Urquelle aller rechtmäßigen Gewalt zu nennen. So war zum ersten Male im neuern Europa von einer Volks-Suveränetät die Rede; und vermöge derselben wurde die eingebrachte Bill für gerecht erklärt, während das Oberhaus sich gänzlich auflösete.

Auf Cromwells Vorschlag ernannte hierauf das

Unterhaus eine Commission, welche über den König richten sollte; und an ihre Spitze wurde Bradshaw, einer von den wüthendsten Independenten, gestellt. Karl, als Missethäter vor diese Commission geführt, hielt es für seiner unwürdig, auf irgend eine, ihm vorgelegte Frage zu antworten. Er hatte in der letzten Periode seines Unglücks seinen Freunden das Versprechen gegeben, daß er sich nicht entehren werde; jetzt lösete er dies Versprechen, indem er die Befugniß der Versammlung, ihn zu richten, verwarf. Um ein Ergebniß zu gewinnen, verhörten seine Richter einige Zeugen, welche beschwören mußten, daß der König wirklich Krieg gegen sein Parliament geführt habe. Und hierauf wurde Karl, als ein Halsstarriger, zum Tode verurtheilt und das Urtheil drei Tage darauf (30. Jan. 1649) vollzogen. So endigte dieser unselige Zwist.

Faßt man die bisher mitgetheilten Begebenheiten als Wirkungen bestimmter Ursachen auf: so muß man sich dahin entscheiden, daß die Urquelle des Zerfalls zwischen Karl und dem englischen Volke keine andere war, als ein gegenseitiges Verkennen des vorherrschenden Charakters der brittischen Verfassung, nach welchem König und Volk in unzerstörbarer Harmonie neben einander bestehen sollten. Indem Jakob der Erste und Karl der Erste, dem in Spanien und in Frankreich herrschenden Geiste gemäß, nur darauf ausgingen, die Schranken der königlichen Gewalt zu zertrümmern, um nicht hinter den Königen des festen Landes zurückzubleiben, reizten sie die im Parliamente bestehende Gegenkraft zu Widerstande. Die Ungeschicklichkeit ihrer Minister erhitzte den

Streit-

So lange Buckingham wirkte, hielt sich der Kampf in der Schwebe, weil dieser Minister, bei aller Unwissenheit und allem Hochmuth, noch eine Ahnung von den Rechten und Freiheiten der Engländer hatte. Schlimmer stand die Sache von dem Augenblick an, wo Karl dem Erzbischof Laud und dem Grafen von Strafford sein unbedingtes Vertrauen schenkte. Jener war nur ein eitler Priester, der sich einbildet, eine Staatsverfassung durch kirchliche Ceremonien und Liturgien ersetzen zu können; dieser kaum noch etwas mehr, als ein politischer Gaukler, der sich für stark hält, weil es ihm gelungen ist, das zu entfernen, was seine Schwäche ins Licht zu stellen fähig ist: — das Parliament. Beiden Männern fehlte das, was zu allen Zeiten vorzüglichen Staatsmännern eigen gewesen ist, und in England mehr als jemals nothwendig geworden war: das Talent der Vermittelung. In Karls Charakter war nichts, was zum Aeußersten hintrieb; nichts, was ein tragisches Schicksal herbei führte. Wäre also dieser König von einsichtsvollen Ministern unterstützt worden, so würde seine Regierung eine von den segensreichsten geworden seyn, welche irgend ein Land kennen gelernt hat. Am meisten aber trug der Graf von Strafford zu dem Elende bei, das über sein Vaterland und über seinen König kam; sein zur Willkühr hinneigender Geist, ließ ihm keine andere Wahl, als die Rettung immer im Aeußersten zu suchen, wodurch er freilich den Anstrich eines tapferen Ministers gewann, aber zugleich alles verschlimmerte, was durch ihn hätte verbessert werden sollen. Der Bürgerkrieg war unvermeidlich, so-

bald er gefallen war; aus dem Bürgerkriege aber entwickelte sich das endliche Schicksal des Königs und des ganzen Staats.

Hätten also Laud und Strafford Einsicht genug gehabt, um die Sternkammer und die hohe Commission als überflüssige Institutionen zu rechter Zeit aufzuopfern: so würden sie die Wohlthäter Englands geworden seyn. Doch soweit ging ihre Verblendung, daß sie gerade diese Institutionen für nothwendige Stützen der Suveränetät hielten. Diesem Irrthum verdankte England sein Unglück und sein Glück; jenes für die Gegenwart; dieses für die Zukunft. Denn nichts entschied für die freiere Entwickelung der Britten so viel, wie die gewaltsame Aufhebung dieser Einrichtungen, welche ihre Verfassung zugleich verunstalteten und unwirksam machten; nur daß diese Zeit gebrauchte, sich aus der Verdunkelung, worin sie durch Cromwell gerieth, hervorzuarbeiten.

Wir werden im nächsten Kapitel sehen, welcher Art diese Verdunkelung war.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das nothwendige und angemessene Verhältniß der Städte-Bewohner zu den Ackerbautreibenden in einem Lande.

Es ist als unzweifelhaft anzunehmen, daß Menschen, die nichts anderes zur Hand haben, als die Landwirthschaft, allerdings leben, fortbestehen und sich mehren, ja, daß sie auch einen gewissen gesellschaftlichen Verband unter sich eingehen können. Allein bei der Unabhängigkeit, worin jeder Einzelne sich in Bezug auf seine Bedürfnisse gegen alle Uebrigen befindet, kann auch das gesellschaftliche Band nur sehr locker seyn, und sich höchstens auf die gemeine Sicherheit der Person und des Eigenthums beziehen. Von einem Staatsverbande, wie er von uns begriffen wird, kann unter einem blos ackerbauenden Volke nicht füglich die Rede seyn; und der gesellschaftliche Zustand, den Tacitus bei den Germanen schildert, dürfte wohl als die höchste Stufe angesehen werden, die ein solches Volk durch Institutionen zu erreichen vermag.

Ein bloß industrielles oder kommerzielles Volk läßt sich, selbst in abstracto, gar nicht denken, weil ihm nicht nur die Mittel der unmittelbaren Lebenserhaltung, sondern auch die Stoffe zur Anwendung des Kunstfleißes abgehen. Um die bloße Idee von einem solchen Volke zu fixiren, muß das Daseyn eines anderen, producirenden Volks vorab statuirt werden, welches jenem die Le-

bensmittel und die Urstoffe zur Verarbeitung darbietet — und eines dritten, handelnden, welches den Tausch der Erzeugnisse jener beiden erstern bewirkt.

Eine solche scharfe Trennung der Beschäftigung ganzer Völkerschaften wäre an sich möglich: sie hat in höherem oder geringerem Grade der Reinheit vielleicht in früheren Zeiträumen der Geschichte, ehe die Völker in so große Staaten vereinigt wurden, wirklich Statt gefunden, und würde jedenfalls den Zweck der vorschreitenden Bildung der Menschen in gewisser Art, obwohl sehr unvollständig, erreichen. Vielleicht war Karthago ein bloßer Handelsstaat zu der Zeit, als in Sicilien bloß Ackerbau getrieben wurde, und einzelne Gegenden des Morgenlandes blos dem Kunstfleiße oblagen. Auch die Hanse des Mittelalters giebt das Bild einer Verbindung bloßer Handelsstädte, welche als Vermittler zwischen erzeugenden und veredelnden Völkern auftraten. Aber unter uns giebt es keine solche Trennung mehr: die verschiedenen Beschäftigungen bestehen in jedem Volke neben einander, sind innig mit einander verflochten, und würden, ließen sie sich auch gänzlich trennen, ganz gewiß einen sehr empfindlichen Rückschritt in der Cultur zur nothwendigen Folge haben.

Schon daraus, daß ein bloß ackerbauendes Volk fortbestehen kann, läßt sich folgern, daß die erzeugende Thätigkeit, oder die Urproduktion, als die Grundlage und das wichtigste Element des gesellschaftlichen Verbandes anzusehen ist; und man darf mit völliger Ueberzeugung hinzusetzen, daß diese Grundlage eine so reiche Quelle des Lebens darbietet, daß sie noch nie und nir-

gends erschöpft worden ist. Wie viel Menschen sich von den Erzeugnissen einer gegebenen Erdfläche nähren und erhalten können, hat noch keine Erfahrung gelehrt. Die Römer hielten dafür, daß 2 jugera, oder etwa $2\frac{1}{3}$ Morgen einer Familie ausreichende Nahrung geben könnten, und es scheint, daß Lykurg den Lacedämoniern wenigstens kein größeres Maaß zugetheilt habe. Wenn den Nachrichten, welche uns über China's Bevölkerung zukommen, Glauben beizumessen ist, so kommt in mehreren Provinzen nicht viel über ein Morgen auf eine chinesische Familie, und doch ist die Frage, ob nicht die Bevölkerung dem ungeachtet noch zunimmt. Ueberhaupt aber ist durch keine Thatsache zu beweisen, daß Menschen ihren vaterländischen Boden deshalb verlassen hätten, weil die Produktionskraft desselben nicht hinreichte, sie zu nähren.

Von dieser Seite betrachtet, haben also die Staatswirthe die größte Ursache, dem Ackerbau die äußerste Aufmerksamkeit zu schenken, und alle Mittel zur höhern Ausbildung desselben hervorzusuchen. Denn derjenige Staat, in welchem die Agrikultur steigt, gewinnt in Wahrheit, und nicht bloß nach einem glänzenden Anschein, an Kraft, weil er die sichersten und unwandelbarsten Mittel zur Erhaltung des Lebens darbietet, und eben darum sich die Masse nützlicher Arbeit, das ist die Zahl der arbeitenden Menschen mehrt.

Doch, einzig das Augenmerk auf den Ackerbau zu richten, würde den Fortschritten der Volksbildung, folglich dem Zweck des Staats wenig zusagen. Der Landwirth, dessen Sorge auf die Befriedigung der Lebensbedürfnisse

seines Hauses beschränkt wäre, würde sehr bald finden, daß ihm ein großer Theil seiner Zeit übrig bliebe, die er mit keiner Arbeit auszufüllen vermögte, weil diese, nachdem allen Bedürfnissen genügt worden, keinen Zweck mehr haben würde. Auch auf geringhaltigem Boden erzeugt der Landmann ohne Zweifel mehr, als er selbst bedarf, sofern er es sich angelegen seyn läßt. Wenn aber dies Mehr keine Verzehrer findet, so würde es thörigt seyn, eine Arbeit darauf zu wenden, und der Boden würde also unbenutzt liegen bleiben; es wäre denn, daß die Bevölkerung sich in dem Grade vermehrte, daß die ganze produktive Fläche des Landes zur Ernährung derselben erfordert würde. Die Sorge des Staatswirths würde sich also demnächst auch, und zwar vorzüglich, auf die Vermehrung der Volkszahl richten müssen, und es bliebe nun die schwerere Aufgabe zu lösen, woher dieselbe zu beziehen seyn möchte. Wäre dies jedoch auch wirklich bewirkt, bestünde also der Staat aus der möglichsten Masse von Menschen: so würden diese doch in so geringfügigen Beziehungen zu einander stehen, daß ein gesellschaftliches Band sie nur sehr locker zu einem Ganzen vereinigen könnte, dessen Stärke und Dauer keine schwere Probe bestehen dürfte, dafern nicht noch andere Bedingungen entstehen, wodurch das Leben im Staate einen höhern Werth erhält.

Diese anderen Bedingungen, die eigentlichen Verbindungsmittel der einzelnen Glieder zu einer innig verschlungenen Kette, liegen in der Vermehrung der Bedürfnisse, in der Vervielfältigung der Beschäftigungen, und in der Vertheilung der Arbeiten unter einzelne aus-

schließlich damit beschäftigte Menschen- oder Volksklassen. Sobald es Menschen giebt, welche nicht ackern, so ist auch dem Landwirthe die Veranlassung gegeben, mehr zu erzielen, als er selbst bedarf, und alsbald erhält seine leere Zeit einen Zweck, zu dem er sie mit vermehrter Arbeit ausfüllen kann. Er wird dies auch desto emsiger thun, je mehr ihm, von dem Nichtackernden, Bedürfnisse des Lebens oder der Bequemlichkeit — Gegenstände des Genusses — als Tauschwerth gegen seine Urprodukte angeboten werden. Hier tritt der Mensch in den wunderbar verflochtenen Kreis des freundlichen Verkehrs, den das Bedürfniß des Lebens hervorrief, das Wohlbehagen der Genüsse erweiterte, und den die innere moralische Kraft magisch verschlungen ins Unendliche verlängerte. Die Bahn liegt da, auf welcher die Entwickelung aller Kräfte möglich wird, um dem Zwecke des Menschenlebens, der stets höher steigenden Bildung, deren Gränzen noch kein Auge erkannte, näher zu kommen.

Die Bequemlichkeit, die Erleichterung der Arbeiten erfordert, daß die nicht ackernden Menschen sich einander nähern, um durch gegenseitige Hülfsleistungen ihre eigenen Beschäftigungen zu beschleunigen. Es ist natürlich, daß der Gerber neben dem Schuhmacher, der Müller neben dem Brauer und Brenner wohne: das gegenseitige Bedürfniß führt darauf. Es ist aber auch dem Landwirthe angemessen, daß alle die Menschen beisammen wohnen, für welche er das Brodkorn und den Flachs erndten muß, und von denen er dagegen alle ihm wünschenswerthe Erzeugnisse des Kunstfleißes eintauschen kann.

So entstehen die Städte; so können sie wenigstens im natürlichen Laufe der Dinge entstanden seyn; und wenn die norddeutschen Städte durch Heinrichs und Otto's Anordnungen auf andere Weise ins Leben gerufen wurden, so hebt dies jene natürliche Entstehung nicht auf. Auch zeigten sich sehr bald die Pfahlbürger bei den schützenden Mauern der Veste.

Wenn der Einfluß der Städte und des städtischen Lebens auf das Gedeihen und die Kraft des Staats auch nur von der Seite ihrer Rückwirkung auf die ländliche Produktion betrachtet wird: so leuchtet doch aus der vorigen Andeutung klar hervor, daß sie das eigentliche Prinzip zur Erweiterung und Verbesserung des Ackerbaues enthalten, indem sie diesem die erste und nächste Veranlassung zur Erzielung überschüssiger Produkte geben. Und hieraus läßt sich mit logischer Strenge der Schluß ziehen, daß die Aufnahme und Verbesserung der Städte das eigentlichste und wesentlichste Mittel zur Aufnahme des Ackerbaues ist.

Man theilte sonst die Länder und Völker, in nationalwirthschaftlicher Beziehung, in ackerbauende, industrielle und commerzielle, und betrachtete die Vortheile der Getreide-Ausfuhr mit besonderer Aufmerksamkeit. Allein, so wie sich jetzt die Richtung aller Volksbestrebungen gestaltet, wird diese Abtheilung nicht mehr viel gelten, und vielleicht bald ganz unbrauchbar werden; sie wird auch hie und da bereits gänzlich verworfen. Jene Richtung deutet nämlich offenbar auf den Zweck, in den ersten Bedürfnissen, und wohl überhaupt in allen Erzeugnissen der Landwirthschaft von allen Nachbarn

ganz unabhängig zu seyn oder zu werden, mithin der eigenen Urproduktion die Ausbildung zu geben, wodurch das eigene Bedürfniß gänzlich gedeckt werden kann.

Wenn dieser Gedanke irgendwo vorherrschend und zur That wird, so ist damit zugleich für alle andere Völker als Pflicht der Selbsterhaltung ausgesprochen, dem Beispiele zu folgen. Ob dieses gut, oder vielmehr ein sehr wesentlicher und folgereicher Rückschritt auf der Bahn der allgemeinen Menschenbildung sei, will ich hier nicht untersuchen; in Ermangelung dessen, was andere vielleicht viel Besseres darüber gesagt haben, oder noch zu sagen veranlaßt seyn mögen, beziehe ich mich hier auf meine kleine Schrift, „über den Einfluß und die Wichtigkeit der Schifffahrt auf den Strömen — Düsseldorf 1818." — Nur einen kurzen Augenblick werde ich bei der Wirkung verweilen, welche jene Unabhängigkeits-Tendenz auf die vorzugsweise ackerbauenden Völker haben muß.

Gelingt es den Handel und Kunst treibenden Staaten, sich von der Zufuhr an Getreide für die Dauer unabhängig zu machen, so sind die ackerbauenden Staaten in die Nothwendigkeit gesetzt,

1) ihr Getreide selbst zu verzehren, oder den Anbau desselben einzuschränken;
2) ihre Bedürfnisse an Gegenständen des Kunstfleißes und des fernern Handels mit Aufopferung ihres baaren Kapital-Vermögens — weil kein Ersatz durch Ausfuhr des Getreides mehr möglich ist — einzukaufen, oder diese Bedürfnisse theils zu beschränken, theils durch eigene Kunstproduktion und Handels-Unternehmung zu befriedigen.

Die Beschränkung der Bedürfnisse des Lebens, so wie wir es zu genießen durch Erziehung und Bildungsstufe angewiesen sind, würde eben so viel seyn, als uns um ein Jahrhundert oder mehr zurückzusetzen. Darin sind wir wohl alle einig, daß wir anders nicht in der Ausbildung des Geistes fortschreiten können, als indem wir zugleich die Genüsse des Lebens vervielfältigen und erhöhen; denn zu innig ist unser geistiges Leben mit der Sinnenwelt verknüpft, als daß wir ohne diese letztere zur Entwickelung unserer höhern Kräfte gelangen, und darin weiter gedeihen könnten. Ich fürchte hierbei nicht, daß mir etwa das Beispiel großer Philosophen und Naturforscher entgegen gesetzt werde, welche, in einem kontemplativen Leben, von der sinnlichen Umgebung abgestreift, die wichtigsten Wahrheiten erforscht, und den Verstand mit unschätzbarem Wissen bereichert haben. Auch diese haben ohne Zweifel die Grundideen ihrer Forschung aus der Sinnenwelt, so wie sie zu ihrer Zeit vor ihnen aufgeschlossen war, entnommen; und ihre neuen Abstraktionen überdies würden für die gesammte Menschheit wenig Bedeutung haben, wenn nicht die daraus hergeleiteten Resultate ihre vielfache Anwendung im praktischen Leben zur Verschönerung desselben gefunden hätten. Selbst Newton betrachtete das Licht und die Brechung der Strahlen nach den Erscheinungen der Sinnenwelt, die ihn umgab; daß seine erhabene Lehre dennoch irrig war, hat uns eine Reihe späterer, mehr entwickelter und vollständiger erkannter Erscheinungen gezeigt. Und was wäre es mit dieser Lehre von der Brechung des Lichts und von der färbenden Spaltung der

Strahlen, wenn sie nicht, durch fleißige und sinnreiche Anwendung dazu gedienet hätte, Werkzeuge zur Erforschung des Himmels und zur Erleuchtung nächtlicher Finsterniß auf dem pfadlosen Meere zu erfinden. — Doch wie gesagt, wir sind wohl alle in dem Vordersatze einig.

Können und dürfen nun die Bedürfnisse und Genüsse des Lebens nicht beschränkt, müssen sie, gegentheils, damit wir im stetigen Fortschreiten der Bildung bleiben, stetig vermehrt und erhöhet werden: so ist auch ganz nothwendig, daß die Mittel zur Erreichung dieses Zwecks erhalten und bereichert, folglich die Urproduktionen der ackertreibenden Völker fortschreitend vermehrt werden; denn diese sind, für diese Völker, die Mittel zum Zweck. Der Landwirth darf also nicht feiern: er muß mit stets zunehmendem Streben, stets gereifterer Einsicht, dem ernährenden Boden reichere Früchte entlocken, und die Zahl solcher Landwirthe muß, soll das Land gedeihen und die Volksbildung sich ausbreiten, stets wachsend die Fläche des fruchtbaren Bodens bedecken.

Die Erzeugnisse fremder Himmelsstriche und fremden Fleißes mit dem Opfer frühern Erwerbs, den Ersparnissen aus besserer Zeit, oder dem baaren Kapitalvermögen des Volks erkaufen, ließe sich zwar thun, aber nicht, ohne sehr bald zur gänzlichen Erschöpfung zu gelangen, wo, mit allen Mitteln zur Herbeischaffung, auch alle Genüsse aufhören müssen. Das wäre denn der vollständigste Bankerot, sowohl in physischer als in moralischer Beziehung; und so thörigt wird keiner seyn, den Weg, der dahin führt, anzurathen.

Sonach bleibt, in der Voraussetzung, von welcher

ich ausgegangen bin, den ackerbauenden Völkern nur die Alternative, entweder auf ihren Aeckern eine allgemeine Brache einzuführen, und somit in der gesammten Cultur zurückzugehen, oder die Produkte des Kunstfleißes und des großen Verkehrs, welche sie bisher gegen die Erzeugnisse ihres Bodens eintauschten, selbst hervorzubringen. Das erste darf nicht geschehen; demnach bleibt nur das letztere, als einziges Rettungsmittel übrig.

Die Wirkung, welche das ausgesprochene Streben aller Völker oder Staaten nach Unabhängigkeit von der Zufuhr der ersten Lebensbedürfnisse auf die ackerbauenden Völker haben muß, kann also keine andere seyn, als daß die letztern sich ihrer Seits bestreben, von dem Kunstfleiße und Handel jener ersteren unabhängig zu werden, und zu dem Ende im Bereich des Vaterlandes alle die Genüsse zu bereiten, wofür ihr ländlicher Fleiß den Fremden bisher das Ersatzmittel und den Tauschwerth darbot. Diese Wirkung ist nothwendig und unvermeidlich; das Streben der Zeit selbst giebt die Richtung an, in der sich die Zeit und das Geschlecht derselben bewegen muß. Ob diese Richtung gerade zu dem Ziele führen wird, welches wir in der früheren Bahn, bei einer allgemeinen und vielfältig verschlungenen gegenseitigen Mittheilung, wodurch alle Kräfte gereizt und gehoben wurden, vor Augen hatten, unternehm' ich nicht zu sagen: ich mag der Zukunft kein Prognostikon stellen.

Es ist als Prinzip in der Gewerbstheorie angenommen, daß die Vertheilung der Arbeit dem Produkte eine größere Vollkommenheit gebe, indem dadurch, auch bei

gleichem Kraft- und Zeit-Aufwande, eine größere Masse von Arbeit bewirkt wird. Das Prinzip aber klebt nicht sowohl den Gewerben, als vielmehr überhaupt allen menschlichen Beschäftigungen an, und ist gewissermaßen ein praktisches Abstrakt von dem ältern, bei unstatthafter Deutung hart angefeindeten principe de moindre action, das Maupertuis auf die erhabensten Gegenstände anwenden wollte. In der That macht Jedermann sehr leicht die Erfahrung an sich selbst, nicht nur, daß ihm dasjenige am besten gelingt, was er in fortwährender Uebung zu thun gewohnt ist, sondern auch, daß er in gleichen Zeiten mehr bewirkt, je mehr Gewandtheit er in der Arbeit erworben hat. Nun kommt es aber bei allen Arbeiten, vorzüglich bei den mechanischen, auf diese Gewandtheit an; und so ist es eine nothwendige Folge der fortgesetzten Uebung, daß derjenige, welcher nur eine einzige Art von Arbeit bewirkt, nur immer dieselben Stücke einer Art hervorbringt, schneller und besser arbeitet, als andere, welche bald mit diesem, bald mit jenem Stücke, bald mit der Zusammensetzung der einzelnen Theile zum Ganzen beschäftigt sind. Hierin liegt der wesentliche Unterschied zwischen handwerksmäßiger Produktion und den Fabrikarbeiten.

Diese Bemerkung, die übrigens allerdings schon alt ist, sollte nur den Weg zur Beantwortung der Frage bahnen: ob es wohl gut sei, ob folglich dahin gewirkt werden dürfe, daß die Landwirthe sich zugleich mit Gegenständen der Umwandlung und der Veredlung der Urprodukte beschäftigen? Zunächst würde man allerdings hierauf verfallen, wenn es fest steht, daß dem Land-

wirthe jeder Ausweg zum Absatz seiner Erndte an Fremde abgeschnitten ist, und er sich doch nicht zu den Entbehrungen verstehen kann, welche mit dem Mangel an Erzeugnissen fremder Industrie verbunden sind. Allein schon eine kurze Betrachtung der Folgen einer solchen Divergenz der Arbeitszweige würde zeigen, daß der Landwirth in solchem Falle seinem Boden nicht mehr das maximum der Erzeugnisse abgewinnen könnte, sondern einen desto größeren Theil seiner Zeit auf die Befriedigung anderer Bedürfnisse verwenden müßte, je geringer die Uebung und Gewandtheit in den hierzu erforderlichen Arbeiten seyn würde. Schon aus diesem Grunde würde also weniger erzeugt, und wenigern Menschen Lebensunterhalt verschafft, gleichzeitig aber dem Landmanne bei noch mühsameren Arbeiten ein geringerer und unvollständigerer Genuß zu Theil. Ließe es sich denken, daß diese Lebensweise von einem ganzen ackerbauenden Volke angenommen würde, daß also niemand wäre, der nicht das Brod, das er genösse, selbst erzeugte: so würde dies Volk in den Zustand der patriarchalischen Erzväter zurücksinken, und nicht nur das Glück haben, seine Schuhe selbst zu flicken, sondern auch, mitten unter Menschen, in einer Einöde leben, darin niemand sich um seinen Nachbar bekümmern mögte, und der größte Theil des Bodens wüste liegen bliebe.

Dies Extrem wird freilich auch im schlimmsten Falle sobald nicht eintreten, und es liegen zwischen unserm Zustande und jenem Extrem noch sehr viele Abstufungen, von welchen das Einlenken in die rechte Bahn auf eine oder andere, von uns jetzt nicht zu übersehende

Weise möglich seyn wird. Dessen ungeachtet wird sich behaupten lassen, daß jede der gedachten Abstufungen eine Annäherung zum Extrem, also ein wahrer Rückschritt sei, der auf jede Weise zu vermeiden ist; woraus denn folgt, daß die vorige Frage: ob die veredelnden Gewerbe neben der Landwirthschaft von eben denselben Personen getrieben werden dürfen? gewiß verneinend zu beantworten ist. Indessen will ich doch hiermit dem geistreichen Grafen von Soden *) eben nicht streitig machen, daß es eine gewisse, so zu sagen uranfängliche Industrie gebe, welche die unvermeidlich müßigen Augenblicke des Landmanns nützlich ausfüllen könne und demselben daher zu empfehlen ist, wenn gleich alles, was wir eigentlich Gewerbe und Kunstfleiß nennen, dem Ackerbau heterogen bleibt.

Wir können aber nicht bloß die Möglichkeit denken, sondern auch die praktischen Beispiele aufweisen, daß in einem Lande neben dem blühenden Ackerbau zugleich in den Gewerben und dem veredelnden Kunstfleiße eine erwünschte Thätigkeit herrscht, und zwar so, daß jener erstere die Bedürfnisse des Lebens für eine große Anzahl nicht ackernder Menschen erzeugt, welche letztern dagegen dem Landwirthe alle Bequemlichkeiten und höhere Lebensgenüsse bereiten. Dieser auf beiden Seiten entstandene überschüssige Vorrath erzeugt Mittheilung, Verkehr, Zirkulation, und zwar, wenn die Fläche, wovon geredet wird, nicht gar zu beschränkt ist, eben so wirksam, eben so wohlthätig für die Fortschritte der Bildung, als wenn dieser Verkehr sich über Welttheile erstreckt und

*) Die National-Oekonomie. Thl. 1. §. 191.

die Meere durchpflügt; — ja wäre hier der Ort dazu, so möchte ich fast zu erweisen übernehmen — noch besser, noch sicherer, indem er sich, durch innere Elemente genährt, nach stetigen Gesetzen entwickelt, wogegen der Weltverkehr alles Bekannte und Erkennbare mit begieriger Eile zusammen führt, die Genüsse überhäuft, durch Ueberladung erschlafft, und mit beflügelten Schriten die Gränzen der Cultur zu ereilen strebt, ohne zum völligen Genusse derselben vorbereitet zu haben. Dies wäre ein reiches und interessantes Thema, dessen Durchführung ich mir zwar versagen muß, das aber schon in seiner bloßen Andeutung hinreicht, zu zeigen, von welcher national-wirthschaftlichen Wichtigkeit die Beförderung des innern, des inländischen Verkehrs seyn muß.

Solange sich dieser Verkehr, diese Mittheilung des Volks unter sich vermehren, über eine größere Zahl von Gegenständen verbreiten, und die Genüsse des Lebens vervielfältigen und erhöhen kann: eben so lange wird die menschliche Kraftanstrengung einen Zweck haben, und eben so lange wird sich, aus demselben Grunde, die Arbeit in objektiver so wie in subjektiver Beziehung mehren. Unter diesen Bedingungen wird sich die Cultur auf dem natürlichen Wege von innen heraus entwickeln; sie wird an Umfang, wie an Stärke wachsen, und indem sie das Prinzip ihrer Fortschritte in sich selbst trägt, wird sich von menschlichen Blicken die Gränze derselben nicht erreichen lassen. Hier sind wir also in der rechten Bahn zum Zwecke unsers Lebens und unserer gesellschaftlichen Verbindungen. Auf dieser Bahn zu bleiben sei unser ernstes Streben!

Es ist schon oben bemerkt worden, daß die Städte als die natürlichen Sammelplätze der Gewerbe und Künste, der Handwerke, Fabriken und Manufakturen, die verbindenden Glieder in dem großen Kreise der menschlichen Thätigkeiten sind, und immer den Schlußstein in dem Gebäude des Staatslebens ausmachen werden. Nach demjenigen, was ich bisher über das Bedürfniß des Ackerbaues, mit Bezug auf die Unabhängigkeits-Tendenz aller Völker von der Urproduktion anderer, angemerkt habe, werde ich auch sagen dürfen, daß in der Beförderung der städtischen Gewerbe aller Art, in der Erhebung der Städte mitten unter ackerbauenden Völkern, die zuverlässigsten Mittel liegen, das Unglück, welches diese letztern bedrohet, zu beschwören, und das Wohl derselben dauernd im Innern zu begründen, wenn die Aussicht auf den Verkehr nach außen, durch gehemmten Absatz der ländlichen Erzeugnisse sich trübt. So lange dieser Absatz ungestört war, mochte das Bedürfniß der Gewerbe in größeren, und verhältnißmäßig zahlreicheren Städten weniger empfunden werden: der Verkehr nach außen konnte den Mangel an innern decken; allein dieser letzte bleibt unter allen Umständen ein reiches Ersatzmittel für den gehemmten Handel mit dem Auslande. Wenn z. B. England auf seiner hohen Stufe des Kunstfleißes und des Handels alle Kräfte anstrengt, auch den Ackerbau damit in ein gewisses Gleichgewicht zu bringen, wodurch es die Erzeugnisse anderer Völker entbehren kann: so ist nichts natürlicher, als daß die ackerbauenden Staaten ihrer Industrie eine erhöhete Thätigkeit zu geben suchen,

um diesseits wiederum die Fremden entbehren zu können. In diesem Falle wird eben das, was uns den Tod bringen soll, ein Mittel zu unserm freudigern Aufblühen; und dann wird die Erfahrung lehren, ob diejenigen, welche zuerst das Bestreben äußerten, sich von allen andern unabhängig zu machen, auch die letzten seyn werden, dabei zu beharren, und wie die allgemeine Volksbildung dabei bestehen könne. So wie wir jetzt sind, mit dem ganzen Inbegriff unsers Seyns in Zeit und Raum als Ergebniß einer kausalen Vergangenheit, lassen sich die wahren, der Natur der Entwickelung menschlicher Kräfte und ihrer gesellschaftlichen Verhältnisse angemessenen Fortschritte der Cultur nur durch allgemeine Mittheilungsfähigkeit, nur durch den ganz unbeschränkten Verkehr, erhalten. Jedes Streben, von irgend einer Seite das allgemeine Band, welches die Völker mit allen ihren gegenseitigen Erzeugnissen und Bedürfnissen umschlingt, lösen oder abstreifen zu wollen, scheint so gewiß ein gefährlicher Rückschritt, daß es schon jetzt nicht schwer seyn würde, die Wirkung davon auf den National-Wohlstand der Völker nachzuweisen. Die Sorgfalt, womit mehrere europäische Staaten durch Zwangsmittel mancher Art ein, jeder fremden Produktion undurchdringliches Bollwerk an ihren Gränzen aufführen, wird ohne Zweifel auf sie selbst zurück fallen; und es ist nur zu wünschen, daß dieses empfunden werde, ehe es zu spät ist, umzukehren.

Wenn ich aber, ungeachtet dieser ausgesprochenen Ueberzeugung, hier ganz eigentlich den Zweck habe, die Aufnahme der städtischen Gewerbe und des inneren Verkehrs

bei ackerbauenden Völkern zu empfehlen: so werde ich deshalb doch nicht in Widerspruch mit mir selbst verfallen. Die gegenwärtigen Verhältnisse — eben jenes Streben nach abschließender Zurückziehung in sich selbst, und die drückende Beschränkung, welche daraus für den großen Verkehr entsteht — diese machen es zur Pflicht der Selbsterhaltung, alle Mittel aufzusuchen, wodurch die National-Oekonomie dennoch gerettet werden könnte; und hierzu gehört, auf eine vorzüglich wirksame Weise, die Aufnahme der Städte im Innern des Landes.

Der Anbau des Bodens war gewiß bei allen Völkern, indem sie aus der Kategorie der Schwebenden — der Nomaden — traten, die erste Beschäftigung, der sie sich hingaben, und sowohl Gewohnheit als Bedürfniß haben auch später die Bewohner der Städte an ländliche Arbeiten gefesselt. Dies liegt in der Natur des Menschen: es ist gar nicht nöthig, zu untersuchen, auf welche Weise die Städte bei diesem oder jenem Volke, in diesem oder jenem Zeitraum, entstanden sind, um daraus zu folgern, daß die Bewohner derselben den Landbau ergeben seyn mußten; wir sehen überall vor unsern Augen, daß sie es auch jetzt noch sind. Es fragt sich auch nicht darum, ob diese ländlichen Beschäftigungen der Stadtbewohner zugelassen werden dürfen: sie sind vorhanden, mit dem städtischen Besitz von Aeckern und Wiesen fast nothwendig verbunden, und können nicht aufgehoben werden, ohne in den Besitzstand einzugreifen. Aber wohl kann man fragen, ob es mit dem nationalwirthschaftlichen Begriffe von dem städtischen Leben vereinba

sei, daß die Bewohner der Städte ganz, oder doch im großen Verhältnisse, der Landwirthschaft oblagen.

Die Antwort hierauf wird unbedenklich verneinend ausfallen, wenn man erwägt, daß diese Städtebewohner, die mit der charakteristischen Benennung: Ackerbürger, bezeichnet werden, in der That nur Bauern sind, die höchstens als Nebenbeschäftigung irgend ein Handwerk oder sonstiges städtisches Gewerbe treiben. Was Nebensache ist, wird auch unter allen Umständen mit geringem Fleiße, mit schwachen Kräften — kurz, nur mit dem Ueberschusse an Produktionsmitteln bewirkt, und kann einen sehr beschränkten Grad der Ausdehnung oder Vervollkommnung nicht übersteigen. Für den Landmann und dessen Produktion hat dieser Theil der städtischen Bewohner nicht das geringste Interesse; denn da die letztern ihren Bedarf an ländlichen Produkten selbst erzeugen, so geben sie jenem erstern keine Gelegenheit zum Absatze der Urstoffe, folglich auch keinen Reiz, einen Ueberschuß davon zu erzielen. Giebt es aber auch unter den Ackerbürgern solche, die das städtische Gewerbe mit mehrerem Aufwande von Kraft und Zeit betreiben, bei denen sogar das letztere zur Hauptsache wird, und die daher aus der Kategorie der eigentlichen Ackerbürger heraus treten: so entsprechen auch diese den Forderungen, welche die National-Oekonomie an die Städter macht, nur in sehr beschränktem Grade. Sie sind und bleiben Zwitter. Denn überall, wo der Mensch sich mehreren verschiedenartigen Beschäftigungen hingiebt, werden Zeit und Kräfte zerspalten, und können, — die Erfahrung lehrt dies ganz durchgängig — weder in Menge

noch in Güte beschaffen, was sie bei gehörig berechneter Convergenz aller Produktionsmittel zu bewirken vermögen. Ein sehr richtiger Grundsatz der Nationalwirthschaft fordert daher mit vollkommener Consequenz die angemessenste Sonderung der Gegenstände der Beschäftigung, und die möglichste Vereinigung aller Mittel und Kräfte auf den gewählten einzelnen Gegenstand; woraus dann folgt, daß weder ackerbauende Bürger, noch bürgerliche Ackerbauern zur Beförderung des Staatszweckes beizutragen vermögen. Sofern demnach von Städten, städtischen Bewohnern und ihren Verhältnissen zu der landwirthschaftlichen Population, als Maaßstab, oder doch als Element des National-Wohlstandes, die Rede ist, müssen alle diese Ackerbürger aus der Rechnung fallen, indem sie sich, durch ihre zwitterartige Beschäftigung selbst neutralisiren.

Eben so wenig werden auch diejenigen Städtebewohner, welche bloß zu den Konsumenten gehören, dem Zwecke der Städte entsprechen. Denn sie vermehren zwar die Nachfrage nach Erzeugnissen des Bodens und des Kunstfleißes; allein, da sie diese Masse der Erzeugnisse selbst nicht vermehren, sondern ohne alle Reproduktion gänzlich durch Verzehrung vernichten: so sind sie kein Glied in der großen Kette der, durch Verkehr und gegenseitigen Austausch und Produktion entstehenden Zirkulation, sondern vielmehr ein End-Glied, bei welchem die Reaction aufhört — die Elektricität sich entladet. — Hiermit will ich jedoch nicht behaupten, daß die bloß konsumirenden Mitglieder der großen Gesellschaft, die Garnisonen, Civil- und Militär-Beamten,

Rentiers u. dgl. zur Beförderung der Gewerbe und des Ackerbaues gar nichts beitragen: ich will sogar zugeben, daß eine gewisse Anhäufung bloß verzehrender Reichen in den großen Städten, dem Ackerbau und dem verfeinerten Kunstfleiße nützlich ist, indem sie den Luxus, und die darauf berechneten Gewerbe unterhält. Allein so wie der Luxus überhaupt nur sehr bedingt den Grundsätzen einer echten National-Wirthschaft zusagt, so ist die Masse der Verzehrer auch nur eben so bedingt ein Zuwachs der nutzbaren Populatiou.

Wenn daher, wie hier, nach dem national-wirthschaftlichen Werthe der Städte, und ihrem Verhältnisse zum Ackerbau gefragt wird: so kann sich dieses nur auf den reproducirenden, auf denjenigen Theil der Bewohner derselben beziehen, welcher durch Verwendung seiner Kräfte auf veredelnde Gewerbe, Künste und Verkehr die Masse nutzbarer Zirkulations-Mittel vermehrt. Nur dieser Theil macht die Masse der Städter aus, welche eine national-ökonomische Bedeutung haben, und nur auf diesen können Berechnungen und Vergleichungen bezogen werden, die ein staatswirthschaftliches Resultat geben sollen. Werden aber die Städte der ackerbauenden Völker von diesem Geschichtspunkte aufgefaßt und beurtheilt, so ergiebt sich im Allgemeinen, (denn Ausnahmen einzelner Städte und selbst einzelner Distrikte können Statt finden, ohne der Schlußfolge zu schaden,) daß diese Städte in ihrem gegenwärtigen Zustande diesen Namen wenig verdienen, und zum National-Wohlstande unbedeutend beitragen. Sie ernähren sich größtentheils selbst, und die Erzeugung ihrer ersten Lebensbedürfnisse absorbirt

einen so großen Theil ihrer Kräfte, daß der Rest nur auf geringfügige, gewissermaßen elementare Gewerbe verwendet werden kann, auf solche, die auch der Landmann nicht selten betreibt. Ob solche Städte vorhanden sind oder nicht, ist dem Landmanne, dem Volke, dem Staate ziemlich gleichgültig; denn sie veranlassen keine Vermehrung in der Produktion der Urstoffe; sie bieten dem Landmanne weder ausreichende Bedürfnisse des Lebens oder der Bequemlichkeit, noch Anlaß und Sporn zu höherm Produktions-Fleiße dar; sie können die Genüsse des Volks weder verbreiten noch vermehren, und gewähren dem Staate weder Mittel noch Kräfte zur Erhebung des Volks, noch zur Annäherung an das Ziel, dem er entgegen gehen soll.

Sofern die vorhin entworfene kurze Darstellung der Bedingungen für das Leben der Völker, so wie sie aus der Richtung der Zeitereignisse hervorgehen, der Wahrheit angemessen ist, und sofern die Folgerungen, welche daraus für den Stand und die Fortschritte der Cultur gezogen werden, gegründet sind, wird es auch nicht zu bezweifeln seyn, daß die Vermehrung und Belebung der innern Circulation, vorzüglich für die ackerbauenden Völker gegenwärtig als ein Staatszweck von der höchsten Bedeutung erscheinen müsse. Dieser Zweck ist aber nur dadurch zu erreichen, daß das städtische Leben und die städtischen Gewerbe so sehr begünstigt und befördert werden, als Klima, Boden, Urproduktion, Bedürfniß und Sitte des Volks es gestatten — so sehr, als das Gleichgewicht zwischen ländlicher Erzeugungskraft und städtischem Veredelungsfleiße es erfordert. Dies letztere

aber, dies Gleichgewicht ist es, welches bei allen, zu dem Zwecke der Städte-Erhebung abzielenden staatswirthschaftlichen, legislativen, oder administrativen Masregeln ganz besonders fest zu halten bleibt; denn hierdurch wird die Lebenskraft des ganzen Volks gleichförmig entwickelt und gesteigert, die innere Vergliederung des Verkehrs und der Circulation in progressiver Fortschreitung vervielfältigt, und die Klippe vermieden, an der Colberts System gescheitert ist, an der dem brittischen Manufaktur-System noch immer der Schiffbruch drohet.

Ob sich dies Gleichgewicht von vorn herein bestimmen, ob sich die Modalität desselben klar und bestimmt angeben lasse? möchte wohl eine schwierige Frage seyn. Gut giebt Muth — Leben schafft Leben — wo ein Produkt Abnehmer findet, da findet sich gewiß auch der Arbeiter, der es hervorbringt, und aus der Fortdauer dieser Bedingungen, die häufig mit unter dem Namen der Concurrenz begriffen werden, ergiebt sich eine Steigerung, sowohl in der Urproduktion, als in der Veredelung roher Stoffe, welche ihre nothwendige Gränze nur erst in der Erschöpfung der Produktivkraft findet. Nun stehet aber nicht zu erweisen, daß und wie ein Land die ganze Masse von Produkten hervorbringe, wozu es überhaupt fähig ist. Unter ganz gegebenen Bedingungen wäre dies zwar eher möglich, wenn etwa nur gewisse Gattungen von Produkten betrachtet werden, wenn der Bevölkerung ein Ziel, und ihrer Kraftanwendung ein Maas gesetzt wird. Allein, wer wollte es übernehmen, diese Gränzen anzugeben, und

ihre Gültigkeit auch nur für einen beschränkten Zeitraum zu behaupten? Der Combination fehlt die Basis, und die Rechnung scheitert da, wo das, was sich zutragen wird, von dem, was geschah, durch das Medium moralischer Entfaltung abhängt, die sich der rechnenden Forschung entzieht. Wir können daher auch auf die andere Frage: in welchem Verhältnisse die Zahl der Städtebewohner (Consumenten und Reproducenten) zu der Zahl der Landleute (Ur-Producenten) stehen müsse? nicht genügend antworten; — wir würden es nur dann können, wenn wir ein ganz isolirtes Volk, eine Welt für sich im Beharrungszustande des Gleichgewichts, ohne weitere Entwickelung — ein ummauertes China ohne Kiachta und Kanton — betrachten wollten. Das Resultat würde aber wieder nur Bild eines zweiten China seyn.

Fassen wir aber die Dinge in denjenigen Verhältnissen auf, in denen sie sich als Erscheinung im Zeitmomente constituiren; betrachten wir das Volks- oder Staatsleben unter den Bedingungen, welche gerade jetzt Statt finden: so werden wir wohl im Stande seyn, über das Gleichgewicht zwischen Produktion und Veredlung etwas anzugeben, was mindestens für die nächste Zukunft brauchbare Elemente enthält.

Vor mehr als zwanzig Jahren klagte schon Malthus,*) daß die Zahl der Städter zu der Zahl derer, welche sich mit dem Ackerbau beschäftigen, in England auf eine beunruhigende Weise zunehme, und zwar des-

*) Essay on the principles of population etc. Vol. II. b. 3. ch. 7.

halb, weil die Summe der ländlichen Erzeugnisse nicht mehr hinreiche, die Lebensbedürfnisse der gesammten Stadtbewohner zu decken, sondern dazu eine gewisse Menge Getreide eingeführt werden müßte. Dies Mißverhältniß hat seitdem noch merklich zugenommen; denn, wenn in den 4 Jahren 179$\frac{4}{7}$ für 7$\frac{1}{2}$ Million Pf. St. Getreide eingeführt wurde, so betrug diese Einfuhr in den Jahren 1806 beinahe 5 Millionen Pfund. Gleichwohl behauptete Malthus, was später auch Thaer u. a. behauptet oder erwiesen haben, daß der Ackerbau in keinem Lande so sehr vervollkommnet sei, als in England. Nach meiner Meinung liegt aber weder in dem angeführten Mißverhältnisse der Städter zu den Landbauern, noch in der Nothwendigkeit der Getreide-Einfuhr ein direkter Grund zur Klage. Wenn nur der Weltverkehr fessellos sich bewegen darf, wenn nur kein neidisches Nachbarauge, von eigener Fülle unbefriedigt, auf die, jenseits seiner Marken gedeihenden Erndten hinüberschielt, so hat es mit dem Mangel an Getreide bei einem fleißigen Volke wenig auf sich. Wie machen es doch die Bewohner des ehemaligen Herzogthum Berg, der Abtei-Berchtesgaden und der schweizerischen Hochländer? Wie machte es selbst Norwegen bis zum Jahre 1814, welches, bei einer ungemein dünnen Bevölkerung und einem sterilen Boden, unter dem 60. Grad der Breite doch jährlich im Durchschnitt 35000 Last Getreide einführte, ohne ärmer zu werden! Und sollte auch Virgil irgend einem Volke zuweilen zurufen können: magnum alterius frustra spectabis acervum — so wird selbst dieses keine Gefahr drohen, wenn es sonst nur mit dem ganzen Haushalte

des Volks gut zustehet. Nicht daß die Bevölkerung gegen die landwirthschaftlichen Erzeugnisse zu groß ist, darf unbedingt als ein böses Zeichen für die Sicherheit des National-Wohlstandes angesehen werden; wohl aber giebt es Grund zur direkten Klage, wenn John Sinclair, Arthur Young u. a. sagen, daß im hochkultivirten England noch Millionen Morgen urbaren Landes wüste liegen. Dieses ist der wesentliche Mangel in dem brittischen National-Haushalt, auf dessen Abstellung nicht zu ernstlich gedrungen werden kann, weil damit das Mißverhältniß in der Population gänzlich ausgeglichen und das Gleichgewicht zwischen Hervorbringung und Veredlung hergestellt wird.

Die Sucht der Ueberhebung und das Bedürfniß großer Erfolge haben die Engländer, welche schon früher durch Volksbildung zu einer eminenten Entwickelung der Industrie vorbereitet waren, zur übermäßigen Ausbildung des Manufaktur-Systems gedrängt. Dies Treibhaus-Gewächs hat eine Zeitlang in Erstaunen gesetzt; der ungemein rasche Lebensprozeß desselben hat aber eine kräftige und reichliche Nahrung erfordert, die nur unter begünstigenden Umständen dargeboten werden konnte, der Mangel daran muß das blühende Gewächs mit Gefahren bedrohen, die um so bedenklicher sind, da der Stoff dazu im Innern der Pflanze selbst liegt. Dieser Zustand ist auch bereits eingetreten: der Nahrungsstoff fehlt, die einzelnen Theile der Pflanze welken dahin, und diese letztern kehren ihre zerstörende Kraft gegen die noch gesunden Reste der Pflanze. Darin liegt der Fehler, daß Englands Manufaktur-System nicht im naturgemäßen

Gange gleichen Schritt mit der Agrikultur gehalten, sondern letztere weit hinter sich gelassen, vernachlässigt, und derselben Geld- und Menschenkräfte entzogen hat. Dadurch ist nicht bloß das Gleichgewicht gestört, und ein Bedürfniß fremder Lebensmittel hervorgerufen, sondern es ist eine Menschenklasse entstanden, die, für den Ackerbau verloren, entweder in den Fabriken und Manufakturen arbeiten, oder betteln muß. Das letztere ist bei einer großen Anzahl von Menschen der Fall, sobald es den großen Werkstätten des Kunstfleißes an Wegen zum Absatz, folglich auch an fortwährender Veranlassung zur Beschäftigung ihrer Arbeiter, fehlt, welches zu irgend einer Zeit unfehlbar geschehen muß, wenn der Flor der Künste und Gewerbe sich nicht aus den natürlichen Fortschritten des Volkslebens zum Ziele seiner Gesammtwirthschaft, dem inviduellen Wohlseyn, entwikkelte. Schon vor 150 Jahren gaben die Folgen der Verwaltung Colberts einen treffenden Beweis hiervon: schon Fortbonnois *) sagte von diesem Colbert: „il fit de grandes choses pour la navigation et le commerce: il auroit fait de plus grandes choses encore, s'il eut reflechi aussi profondement sur les grains et l'agriculture;" dennoch hat weder die Erfahrung, noch die theoretische Betrachtung des Moral-Prinzips der Staatswissenschaft gegen Mißgriffe sichern können, deren anfängliche Erfolge allerdings geeignet sind, die große Masse oberflächlicher Beschauer zu blenden.

Niemand, für den die Elemente der National-

*) Recherches et considerations sur les finances de France. T. II.

Oekonomie eine empfundene Bedeutung haben, kann wünschen, daß ein Volk sich dergestalt in sich abschließe, daß jede Berührung, jeder Verkehr mit andern Völkern aufhört; aber jedermann wird wünschen müssen, daß der veredelnde Kunstfleiß des Volks der Urproduktion desselben eine solche Masse von Erzeugnissen zum erhöheten Wohlseyn und Lebensgenusse darbiete, damit sich der Kreis gegenseitiger Austauschungen zwanglos und umfassend abschließe. Wenn Malthus a. a. O. sagt, daß die Zahl der Ackerbauer sich zur Zahl des ganzen Volks verhalte, wie 1 zu 5, so liegt in diesem Verhältnisse noch kein absoluter Beweis, daß Englands Industrie überspannt sei; und wenn ich sage, daß eben dieses Verhältniß in dem Lande, worin ich lebe, wie 4 zu 5 ist, so beweiset auch dieses nicht unbedingt, daß der Kunstfleiß schlummere. Wenn aber England einer jährlichen Zufuhr an Lebensmitteln nothwendig bedarf, so ergiebt sich freilich daraus, daß die Fortschritte des Ackerbaues denen des Kunstfleißes nicht gleich gewesen sind; und wenn an meinem Wohnorte eine große Menge Getreide ausgeführt werden muß, um mit diesem Ueberschusse die anderweitigen Bedürfnisse des Volks zu befriedigen, so enthält diese Thatsache gewiß den Beweis, daß die Industrie nicht zu der Höhe gestiegen ist, welche der Austausch und innere Kreislauf der National-Erzeugnisse fordert. Nicht nach Verhältnißzahlen, wohl aber aus den Bedingungen des Lebens, welche die Causalität derselben enthalten, ist das Gleichgewicht zwischen hervorbringenden und verbrauchenden Mitgliedern eines Volks zu beurtheilen.

Unter solchen Umständen muß es allerdings Staatszweck seyn, die Städte, d. h. die Ansammlungen der Gewerbe-, Künste- und Handeltreibenden zu vermehren und zu erhöhen. Wie wohlthätig die Städte überhaupt auf den Ackerbau und die ganze Volkswirthschaft einwirken, hat schon der wackere Büsch *) eben so wahr als anspruchlos gezeigt, und schon diese Einwirkung verdient die Aufmerksamkeit der Staatsverwaltung. Wenn sich ein Volk in seinem Gesammtleben überall gleichförmig entwickelte, wenn kein conatus von außen dasselbe mehr nach Einer Seite drängte, und wenn kein Verkehr mit Fremden neue Begriffe, neue Genüsse und neue Bedürfnisse einführte, deren Befriedigung im Lande selbst weder gleichmäßig noch gleichzeitig erlangt werden kann: so würde es in dem Wesen der ungestörten National-Wirthschaft liegen, daß Ackerbau und Kunstfleiß in gleichem Verhältnisse fortschreiten müßten, und kein vorherrschender Trieb das innere Gleichgewicht stören könnte. Durch den unvermeidlichen und in vielfacher Beziehung für jedes Volk höchst wohlthätigen Einfluß des Weltverkehrs werden aber so manche Begriffe, so gehäufte Bedürfnisse, dem heimischen Boden und Klima fremd, eingeführt, daß die Richtung der Volksthätigkeit, zwar unwillkührlich, aber dennoch dauernd, mehr nach Einer, dem Volke vorzugsweise entsprechenden Seite gedrängt wird, um durch Ueberschüsse an Erzeugnissen Einer Art, die Mittel zum Austausch gegen fremde Produktion zu erwerben. Wir wollen diesen Gang der natürlichen Menschenbildung nicht stören: der Weltverkehr ist der

*) Abhandlung vom Geldumlauf. Thl. 1. B. 3.

Dünger auf dem Felde der National-Wirthschaft, wodurch dasselbe zur Hervorbringung derjenigen Produkte befruchtet wird, welche örtlich, zeitlich und sittlich dem Volke am meisten zusagen, und dem letztern die größte Masse von Gütern, von Lebensgenüssen und Mitteln zur fortschreitenden Cultur gewähren, deren es fähig ist. Entstehet freilich hierbei eine gewisse Einseitigkeit der Ansichten und Beschäftigungen im Volke, und wird dieselbe durch fortgesetzte Wirkung äußerer Eindrücke bedingt, durch eine, jedem Volke anklebende Schwerkraft vermehrt; so werden hierin für die Staatswirthschaft Motive liegen, durch angemessene Hervorhebung und Beförderung der vernachlässigten Beschäftigungen ein Gleichgewicht herzustellen, dessen der innere Umlauf zur ersprießlichsten Erweckung aller Thätigkeiten im Volke bedarf. Wenn aber ein Volk durch irgend eine rückgängige Bewegung auf sich selbst zurückgeworfen, und der Erfolg seiner vorwiegenden Beschäftigungen dadurch gehemmt wird: so tritt die höhere und ernstere Pflicht ein, das Gleichgewicht im Innern auf's Kräftigste, jedoch freilich ohne Zwangsmittel, denen das Wesen der National-Oekonomie widersteht, herzustellen.

Hierzu gehört nun, unter gegebenen Bedingungen, die Sorge für die Verbesserung der Städte in derjenigen national-wirthschaftlichen Bedeutung, welche vorhin davon angegeben ist und es läßt sich im Allgemeinen sagen, daß diese Sorge ein wichtiger Gegenstand der Staatsverwaltung seyn müsse:

1) da, wo es der Urprodukte zu viel giebt, um im Lande selbst, wenigstens durchschnittlich

und dem größten Theile nach, verzehrt zu werden;

2) da, wo die gewohnten Wege zum Absatz der Urproduktion im Laufe der Zeit weniger brauchbar, oder auch zwangsweise gesperrt werden;

3) da, wo die Erzeugnisse des Kunstfleißes, die zu den nächsten Bedürfnissen des Lebens gehören, nicht heimisch sind;

4) da, wo die Urprodukte auswärts gehen, und die Fabrikate daraus wieder eingeführt werden;

5) da, wo die Urproduktion an die Bedingung des Daseyns der Verarbeitung gebunden ist.

In diesen allgemeinen Bestimmungen liegen gewiß schon sehr viele Winke für den Staatswirth, wodurch er auf ein gegründetes Urtheil über das Verhältniß der Urprodukte zum veredelnden Kunstfleiße in einem Lande geleitet werden kann. Es ist nicht schwer, diese Bestimmungen auf ein gegebenes Land anzuwenden, und daraus eines Theils solche statistische finanzielle Resultate zu ziehen, welche der Staatsverwaltung einen nützlichen Leitfaden an die Hand geben, andern Theils die Data zu dem Urtheile von dem Erfolge allgemeiner Maßregeln auf das Leben und Gedeihen der produktiven Beschäftigungen im Volke aufzustellen. Sehr viel besser, vollständiger und übersichtlicher würde freilich dies alles, und noch manches andere aus einer Finanz-Statistik, so wie sie der Herr Hofrath und Prof. Harl *) in

*) Grundriß einer General-Statistik, auch vollständiges Handbuch der Staatswissenschaft. — Thl. I. B. 3.

in ihren Grundzügen entworfen hat, hervorgehen, und es wäre auch in dieser Beziehung ungemein wünschenswerth, daß durch höhere Anordnungen möglich würde, die dahin führenden Wege zu öffnen, welche dem einzelnen Forscher, auch bei dem ermüdendsten Fleiße, ganz unzugänglich bleiben.

Ob nun gleich dieses wohl noch eine Weile ein frommer Wunsch bleiben mag, so wird es doch möglich seyn, auch aus minder vollständigen, bloß statistischen Angaben brauchbare Resultate zu ziehen, welche über das Gleichgewicht zwischen Urproduktion und Veredelung, und über den geschlossenen Kreis der innern Zirkulation ein Licht verbreiten können, wodurch der Staatswirthschaft die Richtung klar wird, in der sie sich bewegen muß. Um dieses, wiewohl allerdings noch sehr unvollständig, an einem bestimmten Beispiele zu zeigen, wähle ich die Provinz, in der ich lebe, von deren Statistik ich daher auch genauer unterrichtet seyn kann, und wo ich die Bedingungen des Lebens der verschiedenen Volksklassen näher kenne.

Die Größe der Provinz beträgt 252 Quadrat-Meilen, auf denen zusammen 280,500 Menschen leben, so daß im Durchschnitt auf 1 □Meile eine Bevölkerung von 1110 Menschen angetroffen wird *).

---

*) Die Vertheilung dieser Bevölkerung auf die einzelnen Kreise giebt zwar eine große Verschiedenheit; denn in einem Kreise beträgt dieselbe über 1600, und dagegen in einem andern nur 790. Auf diese Verschiedenheit kommt es jedoch hier nicht an. Die oben und im Verfolg gebrauchten Zahlen sind aus der Statistik für 1822 entlehnt.

Der Viehstand dieser Provinz bestehet:

an Pferden	aus	37178	Stück.
— Ochsen	—	24026	—
— Kühen	—	64791	—
— Jungvieh	a. A.	36302	—
— Schafen	—	405832	—
(wovon ¼ veredelt)			
— Schweinen	—	38033	—

Ich nehme an, daß der Boden, in Theilen vom Ganzen angesetzt, bestehe

aus Wald	0,15
— Heide, Bruch, Moor und Sandfeld.	0,175
— Seen, Sümpfen, Teichen, Gräben, Bächen, Flüssen,	0,125
— Baustellen, Gärten, Hoflagen und Wegen.	0,05
zusammen	0,5

oder, daß nur die eine Hälfte der Grundfläche unmittelbar zur landwirthschaftlichen Cultur geeignet sei.

Bei dem geringen Viehstande des Landes sollte wohl erwartet werden dürfen, daß die Fläche, welche für Weiden und Wiesen in Anrechnung zu bringen, ebenfalls gering seyn müsse; allein dies ist in der That nur für die Wiesen der Fall, woran dieses Land wirklich großen Mangel leidet. Die sehr ausgedehnten, und fast durchgängig mit geringer Nutzung hinliegenden Hütungen und Gemeinweiden nehmen einen ansehnlichen Theil der urbaren Grundfläche ein, und man kann hier im allgemeinen annehmen, daß die Fläche der Weiden und Wiesen sich zur Fläche der Aecker verhalte, wie 2 zu 3.

Als Mittelzahlen darf man demnach feststellen:

daß auf 10 Quadrat-Meilen 11100 Menschen
1487 Pferde
3252 Ochsen und Kühe
1452 Jungvieh
16233 Schafe
1521 Schweine

leben, und daß von diesen 10 □Meilen
zur Ackerbestellung 3 ‹
zu Wiesen und Weiden 2
zum Waldbestand und allen
übrigen nicht urbaren Flächen 5
zu berechnen sind.

Erfahrungsmäßig giebt der hiesige Boden bei sorgfältiger Cultur doch nicht mehr, als das 4te Korn Roggen: wenn auch in einigen, mehr begünstigten Gegenden, reichere Erndten erzielt werden, so sind dagegen auch andere, in denen kaum das 3te Korn gewonnen wird. Mag vielleicht die Agronomie noch wesentlicher Verbesserungen fähig seyn, oder mag die Beschaffenheit des Bodens, (bei einem fast allgemeinen kalten Untergrunde und häufigem Grand) den Fleiß des Landmanns kärglich belohnen: so wird man doch nicht übernehmen können, gegenwärtig einen höhern Ertrag nachzuweisen.

Es wird demnach schon ziemlich die Gränze der Wahrscheinlichkeit erreicht seyn, wenn angenommen wird, daß durchschnittlich auf 1 Magdeburger Morgen an Getreide aller Art, und nach Abzug des Saatkorns, 3 Scheffel geerndtet werden.

Die Quadrat-Meile (zu 2000 Ruthen Längemaß)

enthält 22222$\frac{2}{9}$ Magd. Morgen (zu 180 Quadrat-Ruthen) und es werden darauf 66666$\frac{2}{3}$ Scheffel Getreide geerndtet. Da nun, nach dem Vorigen, von 10 Quadrat-Meilen nur 3 zum Ackerbau bestellt werden, so beträgt die Erndte auf diesen 10 □Meilen nicht mehr, als 200,000 Scheffel Getreide.

Nach Untersuchungen der Mahlregister in verschiedenen Mühlen verschiedener Gegenden, ist die Consumtion eines Menschen an Getreide gegenwärtig (besonders wegen des starken und zunehmenden Kartoffelbaues) im Durchschnitt noch nicht zu 4$\frac{1}{5}$ Scheffel Korn anzunehmen. Mit Bezug auf die Kartoffel-Consumtion, und nach Vergleichung mit den Mahlregistern früherer Jahre, in denen weniger Kartoffeln consumirt wurden, läßt sich indessen die Getreide-Consumtion eines Menschen zu 5 Scheffel annehmen. Die, auf 10 □Meilen lebenden 11100 Menschen verzehren daher 55500 Schff.

Dem, auf demselben Areal lebenden Vieh wird an Futter gereicht:

an 1487	Pferde	à 36	Schff. —	53612
— 3552	Och. u. Küh.	4	—	14208
— 1452	Jungvieh	4	—	5808
— 16233	Schafen	1$\frac{1}{2}$	—	24350
— 1521	Schweinen	2	—	3042
		zusammen		101020

Die gesammte Consumtion ist daher	156520 Schff.
welche von der Produktion	200000
abgezogen, einen Ueberschuß von	43480 Schff.

Getreide lassen.

In diesem Verhältnisse beträgt demnach die gesammte überschüssige Produktion auf den ganzen Areal von 252 Quadrat-Meilen der Provinz 1,096,096 Schff. Getreide.

Soll dieser Ueberschuß von Städte-Bewohnern consumirt werden, die etwas mehr an Getreide verzehren, und die etwa zu 7 Scheffel auf den Mann angenommen werden mögen: so müssen im ganzen Lande 156,585, oder auf je 10 □Meilen 6211 Städtebewohner, die nicht produciren, vorhanden seyn. Es sind jedoch im ganzen Lande nicht mehr, als 54893 Städtebewohner, vorhanden, und ihre Zahl steckt bereits mit in der vorhin angegebenen ganzen Population.

Wird diese Zahl der Städter von der ganzen Population abgezogen, und rechnet man zugleich 28 Quadrat-Meilen, welche die Städter besitzen, von dem ganzen Flächen-Inhalt ab, so kommen auf 10 □Meilen nur 10090 wirkliche Landbewohner, welche 50450 Schff. Getreide verzehren. Alsdann bleibt, nach der vorhin angestellten Rechnung, und nach Reduktion des Viehstandes, ein Ueberschuß von 72890 Schff. Getreide, deren Verzehrung zu 7 Schff. für den Mann, 10413 Städtebewohner, die nicht produciren, erfordern würde. Hiernach müßten 262,407 Städter, die keine Ackerwirthschaft treiben, im Lande vorhanden seyn, da sich doch wirklich nur kaum der 5te Theil dieser Zahl vorfindet. Es müßten noch 207514 Städtebewohner hinzukommen, wenn in Bezug auf die Verzehrung der Urproduktion ein Gleichgewicht eintreten sollte. Die Sache steht aber auch von dieser

Seite noch nicht einmal so, sondern vielmehr noch merklich nachtheiliger, wie sich sehr bald zeigt, wenn man die Städte schärfer ins Auge faßt.

Nach den Gewerbe-Tabellen für das Jahr 1822 sind in diesen Städten zum überwiegend größern Theile nur Handwerker, welche für die ersten Bedürfnisse des Lebens und der Wohnung sorgen, und sogenannte Ackerbürger, die eigentlich von der Landwirthschaft leben, dabei aber zum Theil kleine städtische Beschäftigungen nebenbei betreiben.

Im Jahre 1822 befanden sich in den Städten der ganzen Provinz

1)	Kaufleute en gros und mit offenen Läden	260
	Höker, ohne kaufmännische Rechte	321
2)	Handwerker mit und ohne Gehülfen	3435
3)	Weber, welche das Geschäft als Gewerbe treiben	791
4)	Gasthöfe, Krüge, Schenken	431!
5)	Fuhrleute und Bootsführer	72
6)	Müller	87
7)	Musikanten	61
	zusammen	5458

Familienväter.

Unter den Handwerkern waren:

Bäcker	210
Schlächter	142
Schuhmacher	1077!
Schneider	430!
Tischler	227
dieser Seite	2086

Uebertrag 2086 Familienväter.

Grob u. Hufschm.	116
Rademacher	95
Zimmermeister	37
Mauermeister	38
Töpfer	76
Glaser	61
Schlosser	141
Böttcher	155
Gerber	54
Riemer	69

zusammen 2928 Meister mit 2024 Gehülfen, alle auf die ersten Bedürfnisse des Lebens berechnet. Unter den übrigen 507 Gewerksmeistern waren 130 Drechsler, 35 Seiler, 43 Färber und Zeugdrucker, 22 Tuchscheerer und Bereiter, 30 Kürschner, 10 Seifensieder u. s. w.

Rechnet man zu den vorstehenden

5458 Famlnvtr. und 2024 Gehlf.

	Famlnvtr.	Gehlf.
a) die Geistlichkeit i. d. Städten, Prediger Priester, Rabbiner	67	5
Schullehrer und Lehrerinnen	63	15
b) den Civil-Etat	283	110
c) den Militär-Etat (nicht inbegriffen)		
d) Pensionisten, Rentiers, Wittwen ohne Gewerbe ꝛc.		300
dieser Seite	413	430

Uebertrag: 5871 Famlnvtr. und 2454 Gehlf.

e) das Gesinde, welches bloß zur Bequemlichkeit gehalten wird 1015

f) Bettler und Sträflinge (unbestimmt) so beträgt die Bevölkerung der Städte soweit selbige nicht mit dem Ackerbau beschäftigt 5871 Famlnvtr. und 3469 Gehlf.

Wird nun jede Familie zu 5 Köpfen angenommen, so beträgt dieser Theil der Städtebevölkerung 32824
von der ganzen Bevölkerung der Städte 54893
abgezogen bleiben 22069
welche zwar in Städten wohnen, aber vom Ackerbau leben, und sich in die, den Städten gehörigen 28 □Meilen Grundfläche theilen, so daß nur 788 Menschen auf 1 □Meile kommen.

Diese Ackerbürger haben einen Viehstand

an Pferden	3893
— Ochsen und Kühen	8509
— Schafen	15316
— Schweinen	3438

Hierzu gebrauchen sie, nach den vorhin benutzten Sätzen an Futter 204034 Schff.
und zum eigenen Bedürfnisse 110345 —
zusammen 314379 Schff. Getreide.

	Uebertrag: zusammen	314379 Schff. Getreide.
Dagegen erndten sie auf ihren Aeckern nach den, schon vorhin für das platte Land angenommenen Verhältnissen		560000 — —
daher noch		245621 Schff. Getreide

übrig bleiben, welche für 35088 Städtebewohner, die keine Ackerwirthschaft treiben, hinreichen. Da jedoch nicht mehr als 32824 solcher Menschen vorhanden sind, so ergiebt sich, daß die Städte dieser Provinz die eigentlichen Landbewohner gar nicht brauchen, sondern sich, in Bezug auf Urproduktion, selbst genügen.

Die Erfahrung bestätigt dieses Rechnungs-Exempel in so weit, daß der Landmann seine Produkte in der That gar nicht absetzen kann, wenn keine Ausfuhr in fremde Provinzen Statt findet. Daß aber diese Erfahrung, die, im Ganzen genommen, wahr ist, auf einzelne Städte angewandt, welche eine größere Volksmenge haben, wo ein stärkerer Durchzug von Reisenden ist, wo der Verkehr die Consumtion vermehrt, u. s. w. nicht zutrifft, bedarf wohl keiner Erwähnung, und noch weniger einer Rechtfertigung.

Es treten jedoch ein paar Umstände ein, wodurch dem Landmanne einiger Absatz erwächst, und die ich nicht übergehen darf, obwohl sie theils nicht von großem, theils nicht von ersprießlichem Einflusse sind.

Der erste dieser Umstände ist, daß in der Provinz einiges Militär stationirt ist, welches seine Lebensbedürfnisse aus dem Lande bezieht. Dies Militär besteht jedoch nur aus einem Kavallerie-Regiment, einem Bat-

taillon Infanterie, einer Garnison, wenig Artillerie und dem Stabe eines Landwehr=Regiments. Begreiflich kann hierdurch keine große Consumtion entstehen, und dieselbe wird auf die Total=Produktion in der Provinz keinen Einfluß haben.

Der zweite, dem Verbrauch landwirthschaftlicher Erzeugnisse günstige Umstand, wird durch die Brauereien und ganz besonders durch die Brennereien herbeigeführt. Diese Erwerbzweige sind bisher gar nicht berührt worden, weil es angemessener schien, ihrer besonders zu erwähnen, und ihren Einfluß auf den National=Haushalt in Bezug auf die, hier aufgestellte Frage, zu betrachten.

Die Getreide=Consumtion der Brauereien des Landes beträgt, soweit sich dieselbe nach der, darauf gelegten und eingegangenen Steuer berechnen läßt, zwischen 20000 und 20600 Scheffel; es mag jedoch wohl seyn, daß noch eine, wiewohl nicht bedeutende Quantität Getreide mehr verbrauet wird, sofern nehmlich hier oder dort irgend etwas der Controlle entgangen seyn mag.

Bei weitem größer ist in jedem Falle der Verbrauch des Getreides in den Brennereien, welche wahrlich in einem beunruhigenden Grade zunehmen. Der mittlere Ertrag der Maischsteuer von den Jahren 18$\frac{2}{2}\frac{1}{3}$ ist zu 97138 anzunehmen, und hiernächst (das Quart zu 1 sgr. 7 Pf. gesetzt) das Edukt 1,865,051 Quart gewesen. Man kann aber ziemlich sicher annehmen, daß durch erhöhete Sorgfalt und verbesserte Einrichtungen bei den Brennereien, und manche zufällige Umstände, die wahre Quantität des Edukts noch um den 4ten Theil

größer sei, als die vorige Rechnung angiebt, und daß also wirklich 2,331313 Quart Brantwein im Lande producirt werden. Hiervon wird nicht allein nichts ausgeführt, sondern das Land erhält noch eine jährliche Zufuhr von destillirten Getränken, nach den Zoll-Angaben für zwischen 8 und 9 Tausend Thaler. Nimmt man nun auch an, daß jeder fünfte Mensch der ganzen Bevölkerung ein Brantweintrinker sei, so kommen doch 41½ Quart Brantwein auf Jeden. Dies ist in der That eine sehr starke Gabe! Dennoch nehmen die Brennereien im Lande fast täglich zu, und es kann wohl nicht fehlen, wenn auch der mäßige Genuß starker Getränke bei schwerer körperlicher Arbeit unschädlich seyn mag, daß doch dies Uebermaß sowohl auf physische Kraft als auf moralische Tüchtigkeit äußerst nachtheilig einwirken müsse.

Dies ist die bedenkliche, und gewiß schlimme Seite der Sache. Sie hat aber auch eine gute, oder doch eine solche, die vorzüglich unter den übrigen begleitenden Umständen als nützlich angesehen werden kann. Es wird nehmlich eine sehr ansehnliche Menge von den Feldfrüchten dadurch konsumirt, und dieser Umstand ist gegenwärtig um so viel wichtiger, als die obigen Rechnungen ergaben, daß es dem Landmanne in dieser Provinz eigentlich an allem Absatze seiner Urprodukte fehle. Nimmt man als eine Mittelzahl an, daß aus 1 Scheffel Getreide 11 Quart Brantwein (zu 50 Prozent nach Tralles) gezogen werden, so sind doch 211937 Scheffel Getreide nöthig, um die vorgedachte Quantität von 2,331313 Quart Brantwein zu erhalten. Werden nun hierzu noch die, von den Brauereien konsumirten 20000 Sch.

gelegt, so ergiebt sich im Ganzen eine Consumtion von 231937, oder wohl 232 Tausend Scheffel Getreide. Dies ist beinahe der vierte Theil desjenigen Getreides, welches, nach der oben aufgestellten Rechnung, im Lande überschüssig producirt wird, und daher von dieser Seite für die Landwirthschaft von Erheblichkeit.

Indessen ist dieses nicht der einzige Nutzen, den die Landwirthschaft von den ausgedehnten Brennereien zieht, sondern es wird dadurch noch die Viehzucht sehr begünstigt, indem das Residuum, oder die sogenannte Schlempe, mit Nutzen verfüttert wird. Dieses ist in einem, nur sparsam mit Wiesen versehenen Lande, wie das hiesige, allerdings von Wichtigkeit, wiewohl ich, aus Unkunde in der Sache, nicht übernehmen darf, zu sagen, um wie viel besser das Vieh sich befinden mögte, wenn eben dieselbe Quantität Getreide verfüttert würde, ohne vorher durch den chemischen Prozeß der Gährung und Verflüchtigung in seinen Substanzen zersetzt zu seyn. Hierauf mögte übrigens die Antwort ausfallen wie sie wollte, so wäre dagegen freilich auch nicht in Abrede zu stellen, daß die Brauereien eine reproducirende Thätigkeit erwecken, und ein Glied in der Zirkulation ausmachen, wodurch sie in der National-Wirthschaft allerdings als etwas Nützliches erscheinen. Wenn daher auch die Schlempe weniger Nahrungsstoff für das Vieh enthalten sollte, als das Getreide in seinem natürlichen Zustande, und wenn dieser Unterschied auch dem baaren Erlöß aus dem gewonnenen Brantwein das Gleichgewicht halten möchte: so würden die Brennereien dennoch von der National-Wirthschaft empfohlen zu wer-

den verdienen. Nur dasjenige Maaß darf dabei nicht überschritten werden, welches von dem physischen Wohlseyn und der sittlichen Würde des Menschen dabei vorgeschrieben werden möchte.

So ungefähr steht das Verhältniß der Urproduktion zur Industrie und der Consumtion in diesem Lande; woraus sehr deutlich hervorgeht, daß die letztere nothwendig gehoben und vermehrt werden müsse, wofern nicht die erstere zurückgehen soll. Und dieses kann wohl als ein, aus dem wirklichen Leben gegriffenes Beispiel angesehen werden, daß sich aus der Statistik des Landes die Momente herleiten lassen, über das Gleichgewicht in der innern Zirkulation ein brauchbares, zur praktischen Einwirkung führendes Urtheil zu fällen. Nach meinen innern Wünschen sollte dasselbe noch zu etwas mehreren, als dem bloßen Urtheile führen.

Wenn es in einem solchen, fast ganz dem Ackerbau gewidmeten Lande möglich wäre, Wege zur Ausfuhr der Landesprodukte zu ermitteln, so würde dieses allerdings eine höchst erwünschte Aenderung in den gegenwärtigen Bedingungen der Landwirthschaft bewirken; und vielleicht wäre dies unter allen Umständen das wirksamste, oder doch das kürzeste Mittel zur Erhebung des Landes. Es wird wenigstens von mehreren Oekonomisten behauptet, daß der Handel mit rohen Produkten unter allen der vortheilhafteste sei, und ich werde dieser Behauptung nicht widersprechen, wiewohl ich auch nicht schlechthin übernehme, dieselbe zu rechtfertigen. Wo aber die Mittel zum Absatz der Landesprodukte durchaus fehlen, und immer enger verschlossen wer-

den, da bleibt nur übrig, die Bewegung im Innern zu befördern, und die Zirkulation zu beschleunigen, indem das städtische Gewerbe vermehrt, und der Kunstfleiß gehoben wird. Wie heilsam dies Mittel sei, lehrt alle Erfahrung; wie dringend nothwendig die ernstlichsten Maasregeln zur Aufnahme aller, dem Lande angemessenen Gewerbe, zur Herstellung und Festhaltung des Gleichgewichts zwischen Urproduktion und Veredlung, und zur Beförderung des National-Wohlstandes, vorzüglich bei ackerbauenden Völkern, sei, wünsche ich mit besonderer Beziehung auf das aufgestellte Beispiel, anschaulich gemacht zu haben. Die ausgesprochene Tendenz fast aller Völker, sich in ihren Bedürfnissen unabhängig zu machen, drohet allerdings Allen gleiches Verderben; aber das einzelne Volk kann die allgemeine Richtung nicht beugen, sondern muß dem mächtigern Impuls der größern Masse nachgeben. Um so viel nothwendiger erscheint es, alle Quellen des Lebens und der gegenseitig einwirkenden Thätigkeit im Innern sorgfältig aufzusuchen, jedes Hinderniß der Bewegung aus dem Wege zu räumen, und auf die Beschleunigung des Kreislaufs in jeder Weise hinzuarbeiten. — Ueber die Mittel, welche hierzu dienen könnten, möchte ich mir vorbehalten, meine Gedanken vorzutragen, wofern nicht, was allerdings das Beßere seyn würde, Andere, die gründlicher, als ich, über diesen Gegenstand zu urtheilen vermögen, veranlaßt seyn sollten, mich dieser Bemühung zu überheben.

v. K . . . r.

Nachschrift des Herausgebers zu dem vorstehenden Aufsatze.

Wir schätzen uns glücklich, unsern Lesern das Versprechen geben zu können, daß im nächsten Hefte dieser Monatsschrift „über die Mittel, die städtische Betriebsamkeit zu heben“, von demselben Verfasser besonders gehandelt werden wird.

Wenn irgend ein Gegenstand öffentlicher Wohlfahrt die Aufmerksamkeit und das Nachdenken der Staatsmänner zu beschäftigen verdient: so ist es wohl das Verhältniß, worin die städtische Betriebsamkeit zu der ländlichen oder agrikultorischen steht. Denn an dies Verhältniß knüpfen sich, so viel uns davon einleuchtet, alle die Fragen, welche in der Gegenwart ängstigen: Fragen, wobei es ungewiß bleibt, ob der erworbene Civilisations-Grad, den wir erreicht haben, in Zukunft fortdauern wird, oder nicht.

Es sei daher dem Herausgeber erlaubt, zu dem Vorstehenden das Eine und das Andere hinzufügen zu dürfen, was, aus seiner Beobachtung und Erfahrung geschöpft, vielleicht zur Einleitung in die Untersuchung, die wir angekündigt haben, dienen kann. — Zur Sache! —

Jede agricultorische Bevölkerung geht nothwendig durch drei Zustände, welche wesentlich von einander verschieden sind. In dem ersten befindet sie sich, wenn ihre Betriebsamkeit keinen anderen Zweck hat, als das

eigene, an und für sich rohe Bedürfniß der Selbsterhaltung zu befriedigen, wobei es, wie sich ganz von selbst versteht, auf keinen überschüssigen Ertrag ankommt, der an Andere — gleichviel, welche — gegen Remuneration überlassen werden kann. In dem zweiten befindet sie sich, wenn sie den Stachel ihrer Betriebsamkeit nicht in dem Bedürfniß der Gesellschaft, der sie angehört, sondern in dem Bedürfniß des Auslandes hat, das sie, wie billig, mit dem versorgt, was sie entbehrt. In dem dritten endlich, befindet sie sich, wenn sie den Stachel ihrer Betriebsamkeit in der Gesellschaft hat, deren aliquoter Theil sie ist: ein Zustand, welcher voraussetzt, daß diese Gesellschaft in der Manufaktur- und Handelsbetriebsamkeit weit genug vorgeschritten ist, um denjenigen Preis agrikultorischen Erzeugnisses zahlen zu können, der die Aufmunterung zur Hervorbringung eines überschüssigen Produktes in sich schließt.

Die Wirkungen dieser drei Zustände sind bedeutend verschieden. Der erste bringt sehr viel Absonderung und Leere mit sich: in ihm lebt die agrikultorische Bevölkerung, ohne eine Gesellschaft zu bilden, wie ein Volk von Hamstern oder Dachsen, geschieden von allem, was der Verkehr unter Menschen bewirkt, unbekannt mit den Behaglichkeiten, noch unbekannter mit den Luxus-Gegenständen des Lebens. Der zweite gewährt, von einer Zeit zur andern, große Aufmunterungen und bewirkt dadurch das erste Hervortreten aus sich selbst, die erste Sociabilität; nur daß er, als hervorgegangen als fremdem Elende, keinen Bestand mit sich führt, und, wenn er von längerer Dauer gewesen seyn sollte, zur Annahme

von

von Bedürfnissen bewegt, deren Befriedigung sehr schwer und selbst schmerzlich werden kann. Der dritte macht die agricultorische Bevölkerung zu einem nothwendigen Bestandtheil der Gesellschaft, abhängig in ihren Gewinnen von dem, was die nicht-agricultorische Bevölkerung zahlen kann, so daß diese Gewinne nur nach Maßgabe der Entwickelung steigen, welche allen übrigen Classen der Gesellschaft eigen ist, und gerade so viel Bestand geben, als zur erfolgreichen Fortsetzung des Ackerbaues erfordert wird.

Hiernach ist klar, in welchem Zustande die agricultorische Bevölkerung allein ausruhet. Dies kann weder der erste noch der zweite seyn. Bestimmt ein integrirender Theil der Gesellschaft zu werden, muß sie diese Bestimmung über lang oder kurz erfüllen; und wenn sie nicht durch Selbstsucht an der Erkenntniß ihres wahren Vortheils verhindert wird, so kann sie selbst nur dahin wirken, daß sie, in ihrer Unabhängigkeit von jedem fremden Bedürfniß, den Lohn ihrer Arbeit in der Gesellschaft findet, zu welcher sie gehört.

Viel ist in den letzten Zeiten über das gänzliche Daniederliegen aller Erwerbs- und Nahrungszweige gesprochen und geschrieben worden. Wir untersuchen hier nicht, ob man die Klagen nicht übertrieben hat, wiewohl wir die Meinung hegen, daß dies der Fall gewesen seyn müsse, weil ein gänzliches Daniederliegen aller Erwerbs- und Nahrungszweige eine absolute Auflösung der Gesellschaft in sich schließen müßte, bis zu welcher es, dem Himmel sei es gedankt! doch lange noch nicht gekommen ist. Ueber die Ursachen dieses Daniederliegens theilen

sich die Meinungen und während die Einen sie in fernen Weltbegebenheiten finden, sind Andere geneigt, sie in Dingen vorauszusetzen, deren Unschuld durchaus nicht verkannt werden sollte. Wie, wenn man den Schlüssel zum Räthsel da aufsuchte, wo man ihn gar nicht verfehlen kann? Ich bezeichne hier das Verhältniß der städtischen Betriebsamkeit zu der ländlichen, und raisonnire über diesen Gegenstand auf folgende Weise.

Das, was Alle entbehren, ist ein rascher, alle gesellschaftliche Verrichtungen belebender Geldumlauf. Worauf aber beruht ein solcher? Was ihn am wenigsten gewährt, ist — die Gleichheit und Einförmigkeit der Verrichtungen; denn wo diese Statt findet, da ist kein Ausgleichungsmittel der gesellschaftlichen Arbeit, kein Geld nothwendig. Was ihn dagegen am meisten und am sichersten gewährt, ist die Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit der Verrichtungen; denn nur diese bestimmt das Wesen der Gesellschaft und macht den Eintritt des Geldes in dieselbe zu einem unumgänglichen Bedürfniß. Wo wird also ein rascher, alle gesellschaftlichen Verrichtungen belebender Geldumlauf anzutreffen seyn? Die Frage ist bereits beantwortet; und es kann nur noch die Rede seyn von dem, was uns bisher gefehlt hat zur Darstellung des gesellschaftlichen Zustandes, der sich der Vollkommenheit nähert.

Ohne die Fortschritte zu verkennen, die wir im Verlaufe der Zeit in dieser Hinsicht gemacht haben, können wir gleichwohl, wenn es Wahrheit gilt, nicht leugnen, daß die meisten Kapitale dem Ackerbau zugeflossen sind. Dies ist seit mehr als einem halben Jahrhundert

so standhaft geschehen, daß alle übrigen Zweige der Betriebsamkeit mehr oder weniger darunter gelitten haben, wenn dies auch nie in dem Umfange erkannt seyn sollte, worin es wirklich Statt gefunden hat. Solange nun die agricultorische Betriebsamkeit durch die Bedürfnisse des Auslandes nicht blos aufgemuntert, sondern sogar glänzend belohnt war, konnte es nicht fehlen, daß, in Hinsicht des Geldumlaufs und seiner befruchtenden Kraft, nichts entbehrt wurde; sobald sich aber das auswärtige Bedürfniß von der agricultorischen Betriebsamkeit zurückzog, konnte es eben so wenig ausbleiben, daß sie kein hinreichendes Object in den Forderungen hatte, welche der nicht agricultorische Theil der Gesellschaft an sie machte. Daher also die Klagen, welche von einem Jahre zum andern immer stärker und lebhafter wurden, bis sie ihren gegenwärtigen Umfang erhielten und Maßregeln veranlaßten, von deren Wirksamkeit sich wenig erwarten läßt. Hätte die Begünstigung, welche die agricultorische Betriebsamkeit so viele Jahre hindurch erfuhr, dahin gewirkt, daß Fabriken und Manufakturen empor gekommen wären: so würde ihr Verschwinden seit etwa zehn Jahren eine Wohlthat gewesen seyn; denn alsdann hätte man in der eigenen Gesellschaft wiedergefunden, was man in der fremden und ausheimischen verloren hatte. Dies war jedoch so wenig der Fall, daß in der Voraussetzung, jene Begünstigung werde nie ein Ende nehmen, alles sich noch mehr dem Ackerbau zuwendete, um das Erzeugniß desselben immer größer und glänzender zum achen. Die letzte natürliche Folge von dem allen ist jetzt, daß man darüber klagt — und

unstreitig nicht mit Unrecht klagt — daß der Gewinn vom Ackerbau nicht die darauf verwendeten Kosten vergüte. Und was ist in dieser Lage der Dinge unvermeidlicher, als ein allgemeines Mißbehagen, das, von der agricultorischen Bevölkerung ausgehend, alle Classen der Gesellschaft nach und nach ergreift!

Ist nun die Frage: wie einem so allgemeinen Uebelbefinden abzuhelfen sei? so giebt es darauf, wie uns scheint, nur Eine Antwort; und diese ist genöthigt, auf die Hervorrufung und Belebung Desjenigen zu dringen, was die agrikultorische Betriebsamkeit allein nachhaltig unterstützen kann, d. h. eines Fabriken- und Manufaktur-Systems, das den bei weitem größeren Theil der Bevölkerung an sich zieht und ihm ein solches Auskommen giebt, daß er wegen seiner Nicht-Theilnahme an den Verrichtungen des Ackerbaues nichts zu bedauern findet. Der einzige europäische Staat, der dies am frühesten erkannt hat, ist England; und daher die ungemeine Kraft dieses Staats. In England beträgt die agricultorische Bevölkerung noch nicht den dritten Theil der Gesammtbevölkerung; und indem die gesellschaftlichen Verrichtungen sich in diesem Lande am meisten und am mannichfaltigsten getheilt haben, sind seine Bewohner im Stande eine Steuerlast zu tragen, welche jedes andere, mehr oder weniger bloß ackerbauende Volk, wäre es auch der Zahl nach noch so stark, zu Boden drücken würde.

Das Geheimniß von Englands Reichthum liegt nur in dem Gegensatz agricultorischer und nicht agrikultorischer Verrichtung, und in dem Verhältniß, das sich, in Verlauf der Zeit, zwischen beiden Verrichtungen fest-

gestellt hat, und zwar hauptsächlich durch den größern Umfang der Landgüter, für welchen alles auf dem Gesetz der Primogenitur beruht.

Der größte und gefährlichste Irrthum, dem eine Regierung sich hingeben kann, besteht in einer einseitigen d. h. rücksichtslosen Begünstigung des Ackerbaues. Ganz unstreitig hat man es in seiner Gewalt dem Produkt des Ackerbaues eine unermeßliche Größe zu geben; es bedarf dazu nur einer weit getriebenen Theilung des Bodens, welche ganz von selbst erfolgt, wenn man den Grundsatz aufstellt, daß bewegliches und unbewegliches Eigenthum gleich getheilt werden müsse, weil die Gerechtigkeit es also heische. Allein, was würde die letzte Folge dieses Verfahrens seyn? Zunehmende Schwäche und endlicher Untergang des Staats. Denn was ist der Staat? Nichts mehr und nichts weniger, als die geordnete Gesellschaft. Nun giebt es aber nur da eine Gesellschaft, wo eine Mannichfaltigkeit von Verrichtungen angetroffen wird; nicht da, wo die Verrichtungen zu höchster Einheit und Einförmigkeit zurückgebracht sind. Wo das letztere Statt findet, da kann, mehr oder weniger, nur von einem rohen Haufen die Rede seyn, der keiner Ordnung, keiner Leitung fähig ist. Europa stellt in dieser Hinsicht zwei warnende Beispiele auf, von welchen das eine als vollendet, das andere als nicht vollendet betrachtet werden kann. Das erste ist Irland, wo, durch eine bis an die äußerste Gränze fortgesetzte Theilung des Grundes und Bodens, eine Armuth und ein gesellschaftliches Elend und zugleich eine Barbarei in Gang gebracht ist, welche den gemei-

nen Irländer jedem Wilden gleichsetzt. Das zweite ist Frankreich. Dies schöne Königreich hat, vermöge des revolutionären Gesetzes gleicher Theilung des Grundes und Bodens nach dem Tode des Eigenthümers, seine Bevölkerung, trotz allen Gemetzeln der Revolution und trotz den blutigen Kriegen, worin es durch dieselbe verwickelt worden ist, in dem kurzen Zeitraum von etwa dreißig Jahren um ein gutes Viertel vermehrt. Da aber diese vermehrte Bevölkerung keine andere Grundlage hat, als den getheilten Grund und Boden, so läßt sich, — vorausgesetzt, daß jenes unsinnige Gesetz ungestört fortwirkt — mit der größten Sicherheit vorhersehen und vorhersagen, was, nach etwa einem halben Jahrhundert, wenn die Bevölkerung sich auf 50 Millionen vermehrt haben muß, aus Frankreich geworden seyn wird. Es wird, dem natürlichen Laufe der Dinge gemäß, ein zweites Irland geworden seyn, und kraft- und saftlos, keiner nachhaltigen Vertheidigung, am wenigsten aber eines Angriffs fähig; denn seine Geldquellen müssen nothwendig in eben dem Grade versiegen, worin sein Agricultur-System den Ausschlag giebt über seine Fabriken und Manufakturen. Das größte Heil, das diesem Königreiche widerfahren könnte, würde also, unserer Ansicht gemäß, in der Zurücknahme des Gesetzes bestehen, das eine gleiche Theilung des Grundes und Bodens nach dem Tode des Eigenthümers befiehlt *).

---

*) Man wendet ein, daß der Staat nicht die Befugniß habe, ein solches Gesetz aufzuheben, weil in der Aufhebung eine Verletzung der natürlichen Gerechtigkeit enthalten seyn würde. Ich behaupte dagegen, daß der Staat diese Befugniß nothwendig habe,

Wir kehren zu der wichtigen Angelegenheit unsers Vaterlandes zurück!

---

weil er, um fortzudauern und sich zu entwickeln, ausgerüstet seyn muß mit allen den Rechten, welche diese Fortdauer und Entwickelung bedingen. Die Gründe, weshalb Grund und Boden nicht bis zur äußersten Gränze getheilt werden darf, wie bewegliches Eigenthum, lassen sich leicht auffinden; und gerade diese Gründe müssen entscheiden, weil sie die Bedingungen enthalten, unter welchen der Staat allein bestehen kann.

Urtheile über gesellschaftliche Erscheinungen haben freilich seit zwei Jahrhunderten eine Stärke erhalten, die ihnen früher fehlte; indeß sei es uns erlaubt, hier anzuführen, wie ein sehr aufgeklärter Staatsmann des siebzehnten Jahrhunderts über den von uns zur Sprache gebrachten Gegenstand dachte. Mylord Bacon sagt in seiner Abhandlung de proferendis finibus imperii:

„Aspirantibus ad magnitudinem Regnis et Statibus prorsus cavendum, ne Nobiles et Patricii, atque (quos vocamus) Generosi, majorem in modum multiplicentur. Hoccine eo rem deducit, ut plebs Regni sit humilis et abjecta, et nihil aliud fere quam nobilium mancipia et operarii. Simile quiddam fieri videmus in silvis caeduis, in quibus, si major, quam par est, caudicum sive arborum majorum relinquatur numerus, non renascetur silva sincera et pura, sed major pars in vepres et dumos degenerabit. Eodem modo in Nationibus, ubi numerosior justo est Nobilitas, erit plebs vilis et ignava; atque eo demum res redibit, ut nec centesimum quodque caput sit ad galeam portandam idoneum. — Unde succedit magna populatio, vires exiguae. — Nusquam gentium hoc, quod dico, luculentius comprabatum est, quam exemplis Angliae et Galliae, quarum Anglia, quamvis territorio et numero incolarum longe inferior, potiores tamen partes fere semper in bellis obtinuit, hanc ipsam ob causam, quod apud Anglos coloni et inferioris ordinis homines, militiae habiles sint, rustici Galliae non item. Qua in re mirabili quadam et profunda prudentia excogitatum est ab Henrico VII. Rege Angliae ut praedia majora atque domus agricolationis constituerentur quae habeant certum, cumque mediocrem agri modum annexum, qui distrahi non posset.

Worauf beruht die Calamität, worüber wir uns so anhaltend und so bitter beklagen?

Wesentlich darauf, daß wir für das überschüssige Produkt unseres Ackerbaues, nachdem das ausheimische Bedürfniß sich von demselben zurückgezogen hat, keinen belohnenden Absatz finden. Denn lebten wir noch in dem ersten Zustande des Ackerbaues, d. h. wüßten wir nichts von Geldwirthschaft (im Gegensatze von bloßer Produkten-Wirthschaft): so würden wir, anstatt uns zu beklagen, die gegenwärtig nur allzu lästige Fülle segnen und uns für Begünstigte des Himmels halten. Nur den Geldverhältnissen, die sich bei uns festgestellt haben und sich auf keine Weise bewältigen lassen, dürfen wir unsere Noth zuschreiben, welche eben deswegen nicht weniger reell ist.

Wie ist nun dieser Noth mit Erfolg abzuhelfen?

Es giebt eine doppelte Begünstigung des Ackerbaues: eine directe und eine indirecte. Die erste besteht wesentlich darin, daß man dem Ackerbau bedeutende Capitale zuwendet, um sein Produkt zu vergrößern; die zweite darin, daß man sich darauf beschränkt, Manufakturen und Fabriken in Flor zu bringen, um in der Veredelung der rohen Stoffe theils für das In-, theils für das Ausland dem Ackerbau einen stätigen Reiz zur Hervorbringung derselben zu geben. Jene ist für einen langen Zeitraum erschöpft; und wenn die Gutsbesitzer in ihrer gegenwärtigen Noth den Zufluß neuer Capitale verlangen, so fordern sie, im Allgemeinen genommen, nicht nur das moralisch Unmögliche, sondern selbst das Absurde, weil neues Capital, gehö-

rig angelegt, nur vermehrtes Produkt gewähren könnte, die Fülle des Produkts aber gerade das ist, was uns am meisten belästigt. Diese ist nichts weniger, als erschöpft; sie ist vielmehr einer nicht zu berechnenden Erweiterung fähig, die, indem sie von einer scharfen Theilung der gesellschaftlichen Verrichtungen ausgeht, keine erkennbare Gränze hat.

Versuchen wir es also einmal mit der indirecten Begünstigung des Ackerbaues, um zu erforschen, ob wir damit nicht weiter kommen, als mit der directen! Eigentlich ist jene die natürliche, weil sie dem Wesen der Gesellschaft, wobei sich alles gegenseitig unterstützen soll, am besten entspricht. Da wir nun nicht von vorn anfangen; da unsere Fabriken und Manufakturen seit etwa einem halben Jahrhundert, allen Unterbrechungen und Störungen zum Trotz, nicht unbedeutende Fortschritte gemacht haben; da sogar einzelne von einer mächtigen Maschinerie unterstützt sind und folglich Vortreffliches leisten können: so ist zu glauben, daß es keines langen Zeitraumes bedürfen werde, um auf dem neuen Wege große Fortschritte zu machen. Im Grunde kommt es nur auf den festen Entschluß an, die Wohlfahrt unseres Ackerbaues nicht länger dem Auslande, d. h. dem Elende desselben, sondern der Thätigkeit und Betriebsamkeit des eigenen Vaterlandes in Veredelung der rohen Stoffe zu verdanken. Freilich müssen wir alsdann der unbedingten freien Ausfuhr der letztern entsagen; allein würden wir, wenn wir dies thäten, noch etwas Anderes thun, als was vor uns, und uns gleichsam zum Muster, mehrere andere Völker gethan haben, die, um sich zu

einer vollkommneren Gesellschaft auszubilden, die Ausfuhr veredelter Stoffe, jeder andern vorzogen? Die lange Küstenstrecke unseres Landes begünstigt den Weltverkehr; und die politischen Verhältnisse im Westen und im Osten sind von einer solchen Beschaffenheit, daß sie mehr, als je, zur Fabrikation aufmuntern. In Wahrheit, unsere Lage ist so weit entfernt, eine verzweifelte zu seyn, daß, wenn wir sie nur gehörig in's Auge fassen und wenigen alten Vorurtheilen entsagen wollen, die Krisis, worin wir uns befinden, für gar keine zu halten ist. Der Ackerbau, welcher früher dem Auslande diente, soll ein vaterländischer werden; das ist alles, worauf es ankommt. Und dies läßt sich, glauben wir, am besten bewirken, wenn man, mit Verzichtleistung auf alle kleine Mittel und alle politische Quacksalbereien, das Einzige, was wirklich nöthig ist, thut, d. h. wenn man den Fabriken und Manufakturen, so wie dem Handel mit veredelten Erzeugnissen, seine Aufmerksamkeit zuwendet. Gab es also jemals einen Zeitpunkt, wo eine thätige und einsichtsvolle Oberbehörde des Handels und der Gewerbe unserem Vaterlande nöthig war: so ist es der gegenwärtige. Die Tendenz dieser Behörde kann keine andere seyn, als die zerstreueten Glieder unserer Gesammtthätigkeit immer enger in ein gesellschaftliches Ganzes zusammen zu fügen, um so dem Staate eine Einheit und eine Kraft zu geben, wodurch er unabhängiger vom Auslande durch innere Geschlossenheit wird. Wahrlich die edelste Bestimmung, welche eine Staatsbehörde haben kann!

Wir endigen hier; doch wollen wir nicht schließen,

ohne den Herrn von Bülow-Cumerow zu bitten, daß es ihm gefallen möge, die Kritik dieser Betrachtungen in die verheißene Widerlegung aufzunehmen, welche einen Theil seiner Winterbelustigungen ausmachen soll.

B.

Ueber
die Furcht vor einer nachtheiligen Staatshandlungs-Bilanz.

Es hat vielleicht nie eine Zeit gegeben, wo die Gesellschaft das sokratische Nosce te ipsum mehr auf sich angewendet hätte, als dies in Europa seit etwa einem halben Jahrhundert geschehen ist. Sich selbst in ihren Grundlagen und höchst mannichfaltigen Beziehungen kennen zu lernen, war die Aufgabe, welche gelöset werden mußte; und es läßt sich wahrlich nicht behaupten, daß diese edle Beschäftigung, wie unvollendet sie zur Zeit auch noch seyn möge, nicht zu großen und achtungswerthen Resultaten geführt habe. Auf der einen Seite sind mannichfaltige Vorurtheile, denen früher blindlings gehuldigt wurde, zu Grabe getragen worden; auf der andern ist die Bahn, welche zur öffentlichen und gemeinschaftlichen Wohlfahrt leitet, genauer bezeichnet und mehr aufgehellet.

Eins von den allerwichtigsten Resultaten, welche jene Selbstprüfung gegeben hat, ist:

„daß eine Gesellschaft von größerm Umfange nie das Vermögen habe oder jemals erwerben könne, sich selbst durch Luxus und Ueberfeinerung zu Grunde zu richten — aus keinem andern Grunde, als weil sie nur nach Maßgabe ihrer Betriebsamkeit luxuriös werden kann, oder mit andern Worten, weil die Arbeit die Grundbedingung aller gesellschaftlichen Wohlfahrt ist.“

Hätte man dies früher durchschauet, so ist Tausend gegen Eins zu wetten, daß die Lehre von der Staatshandlungs-Bilanz nie gläubige Bekenner gefunden haben würde. Wenn diese Lehre noch immer fortdauert, so kann dies keinen andern Grund haben, als daß man dem Merkantil-System, aus welchem sie hervorgegangen ist, noch nicht ganz entsagt hat. Es giebt in der That noch allzu Viele, welche das Ausgleichungsmittel der gesellschaftlichen Arbeit, wo nicht für den einzigen Reichthum einer Nation, doch für das Haupt-Ingrediens desselben halten; und allen Diesen begegnet freilich nichts leichter, als — die Furcht, daß sich eine ganze große Gesellschaft, gleich einem verschwenderischen Individuum, von ihren Geldmitteln bis zur höchsten Armuth entblößen könne, während demjenigen, der das Wesen der Gesellschaft erforscht hat, die absolute Unmöglichkeit einer solchen Entblößung aus allen nur denkbaren Gründen erwiesen ist, hauptsächlich aber, weil die Gesellschaft nur so lange Gesellschaft ist, als diese Entblößung nicht Statt findet, und weil jedes in die gesellschaftliche Arbeit verflochtene Individuum durch sich selbst dahin strebt, das allgemeine Ausgleichungsmittel in seinem Werth und in seiner Wirksamkeit zu erhalten.

Hätte also die Staatswissenschaft nicht ihre sogenannten Rechtgläubigen eben so gut, wie die Theologie: so würde es in Wahrheit lächerlich seyn, die Lehre von der Staatshandlungs-Bilanz noch in unsern Tagen zu bekämpfen; denn steht diese Lehre im Grunde nicht auf gleicher Linie mit der von den Gespenstern? Allein es giebt Zeiten, wo der abgestreifte Aberglaube zurückkehrt;

und solche Zeiten sind die gegenwärtigen, wo man sich einbildet, der Staat werde in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit alles Gold und Silber einbüßen, weil die agrikultorische Betriebsamkeit von dem ausheimischen Bedürfniß verlassen ist, und folglich Kaffe, Zucker, Tabak und was die Gesellschaft sonst noch an fremden Produkten bedarf, nicht mehr gegen Weizen, Roggen, Gerste und Hafer eingetauscht werden kann. So möge es uns denn von allen, in die echte Staatswissenschaft Eingeweihten verziehen werden, wenn wir, am Schlusse des Jahres 1824, noch einmal kürzlich aus einander setzen, worauf die ganze Lehre von der Staatshandlungs-Bilanz beruhet.

Ohne die Ursache der Erscheinung erforscht, ohne weder das Wie, noch überhaupt die Möglichkeit der Sache untersucht zu haben, ist man auf den Gedanken gerathen, die Handels-Bilanz sei einem Volke ungünstig, wenn es, wie man angenommen hat, mehr Werthe in das Ausland sende, als es von demselben zurückerhalte; günstig aber sei sie einem Volke, wenn der umgekehrte Fall Statt finde. Dies ist, was man im Allgemeinen unter Handels-Bilanz versteht; und wer konnte sich dagegen verblenden, daß der ganzen Idee der Wunsch zum Grunde liegt, die Schale nach dem besonderen Vortheile hinneigen zu machen!

Doch soll die Idee einer Handels-Bilanz nicht ganz chimärisch seyn, so liegt erstlich am Tage, daß man den Ausdruck „Werthe" weder auf ausgeprägte Geldstücke, noch auf edle Metalle beschränken darf; denn Gold und Silber sind weit davon entfernt unser einzi-

ger Reichthum zu seyn, ja auch nur den Hauptbestandtheil unseres Reichthums auszumachen. Colquhoun berechnet, für ganz Großbritannien, den Werth alles landwirthschaftlichen Eigenthums auf beinahe 1500 Millionen Pf. Sterling; aller Gebäude, auf 400 Millionen; alles Hausgeräths in Wohnhäusern auf 135 Millionen; aller Manufakturgüter, in Materialien, in der Verarbeitung und im vollendeten Zustande auf 140 Millionen; alles Vermögens in Juwelen, Gold und Silber, auf 44 Millionen; aller Kleidung auf 22 Millionen; dagegen alles baare Geld, in Circulation und aufgehäuft, aus Gold, Silber und Kupfer, nur auf 15 Millionen. Welche kleine Figur spielt hier das edle Metall; und doch wie anziehend ist die Rolle desselben, wenn man weiß, daß der ganze innere Verkehr damit bestritten werden muß, und daß die Regierung allein in der Regel 60 Millionen braucht, um ihr jährliches Bedürfniß zu befriedigen. Von Geld, als Waare, kann also im Völkerverkehr wenig oder gar nicht die Rede seyn. Gesetzt aber auch, die edlen Metalle fänden in dieser Art des Verkehrs volle Anwendung, so würde aus ihrer Ausfuhr noch immer nicht eine ungünstige Handels-Bilanz folgen. Denn es ist klar, daß wenn ich 1000 Thaler Silber zahle und dafür Waaren erhalte, welche 1500 Thaler werth sind, 50 Pr. Ct. in diesem Handel von mir gewonnen werden; — daß folglich ein Volk großen Gewinn von einem andern Volke ziehen kann, dem es mehr Silber zahlt, als es von demselben empfängt. Und in Ermangelung aller andern Gründe, würde dieser allein hinreichen, um zu beweisen, daß

der Wechsel-Cours, aus welchem man so viel verwegene Folgerungen zieht, eine sehr unzureichende Anzeige von dem Zustande der Bilanz sei; er kann höchstens kund thun, daß man mehr Gold und Silber in die Eine Schale legt, als in die andere, und auch dies thut er auf eine sehr unsichere Weise kund. Will man sich also nach diesem Symptome entscheiden: so heißt dies, über das Ganze nach einem Theile, und zwar nach einem sehr unbekannten, urtheilen.

Es ist zweitens nicht minder einleuchtend, daß, wenn man die doppelte Voraussetzung zuläßt, einmal, eine civilisirte Nation könne von einer andern civilisirten Nation mehr Werthe erhalten, als sie liefert, zweitens, man könne dies wissen, um über die Handels-Bilanz für oder wider die Nation zu urtheilen — es ist einleuchtend, sag' ich, daß man alsdann wenigstens alle Zweige ihres auswärtigen Handels vereinigen und sich nicht auf die vorhergegangene Erforschung eines abgesonderten und vereinzelten Theiles entscheiden muß; denn es könnte der Fall seyn, daß diese Nation in ihrem Verkehr mit einer andern verlöre, um in dem mit einer dritten desto mehr zu gewinnen; oder daß sie eine Waare an einem Orte theuer einkaufte, um eine andere, nach ihrer Rückkehr, desto theurer zu verkaufen, oder um sich andere desto wohlfeiler zu verschaffen. Also nach dem Ganzen, und nur nach dem Ganzen, kann man urtheilen, wenn dies überhaupt in Beziehung auf einen solchen Gegenstand gestattet ist.

Um aber über das Ganze zu urtheilen, muß man es kennen. Und ist es denn so ausgemacht, daß man

es kennen, Und ist es denn so ausgemacht, daß man es, auch nur in der Annäherung, kennen könne?

Bleiben wir zunächst bei der Quantität der Waaren stehen, welche gerade das ist, was sich am leichtesten ausmitteltn läßt. Wie strenge auch das Zoll-Regiment in vielen Ländern seyn möge: so giebt es doch keine Regierung, welche sich schmeicheln dürfte, vermittelst ihrer Zollbeamten die Quantität der aus- und eingehenden Waaren genau kennen zu lernen. Das Produkt der Einschwärzung ist immer beträchtlich; und es ist unmöglich, dasselbe genau zu kennen. Dazu kommt, daß die Declaration von Waaren, welche ohne Unterschleife eingehen, immer untreu ist. Die, welche beim Eingang oder beim Ausgang nichts zahlen — und es giebt deren immer genug — werden entweder nachlässig declarirt, oder wurden es gar nicht. Man ist also schon weit vom Ziele, selbst wenn nur von der Quantität die Rede ist, die sich doch am leichtesten ausmitteln läßt.

Noch weit schlimmer aber steht es um die Qualität, die, wie sich leicht begreifen läßt, einen unendlich größern Einfluß auf die Werthe hat. Unsere Reichthümer sind so vervielfacht, so verschiedenertig, wir haben so viel Verstand und Mannichfaltigkeit in die Bereitung der Natur- und Kunsterzeugnisse gebracht, daß in dem Werthe von Dingen derselben Gattung, welche an den Zollstätten unter derselben allgemeinen Benennung vorkommen, oft ein Unterschied von 1 zu 100, oder von 1 zu 1000 Statt findet. Man denke hinzu, daß gerade die kostbarsten Artikel am meisten verschweigen oder auch ganz verborgen gehalten werden, weil sie in der Regel

das wenigste Volumen haben und folglich den kleinsten Raum einnehmen. Es ist also unmöglich, von dem Werthe der Waaren, die der Handel aus- oder einführt, Kenntniß zu haben, selbst in der Annäherung nicht; und es ist eine grobe Täuschung, der man sich hingiebt, wenn man in dieser Hinsicht Declarationen oder Auszügen aus Zollregistern vertrauet, welche, ihrer Natur nach, unvollkommen und unvollständig sind.

Dies ist jedoch nicht alles. Selbst wenn man die Qualität, und folglich den Werth der im Laufe eines Jahres aus- und eingeführten Waaren genau kennen sollte: so müßte man noch wissen, wie viel es den Kaufleuten des Landes, das Jahr hindurch, gekostet hat, um diese Transporte zu Stande zu bringen, d. h. alles, was sie für Commis, Agenten, Schiffe, Takelwerk, Zehrung und Fuhrlohn aufgewendet haben, bis jede Sache ihre letzte Bestimmung erreicht hat. Kaufleute sind Diejenigen, wodurch sich der auswärtige Handel vollzieht; will man also wissen, wie vortheilhaft oder wie nachtheilig die Handels-Bilanz sei, so muß man, vor allen Dingen, die ganze Masse von Auslagen kennen, welche die Kaufleute gemacht haben, um die Arbeit zu vergüten, wodurch nützliche Dinge — Dinge, welche die Totalität des National-Reichthums vermehren sollen, — herbei geschafft sind; denn diese Auslagen müssen von dem Werthe der eingeführten Güter abgezogen werden. Dieser letzte Artikel aber ist noch weit schwerer ins Klare zu bringen, als die andern. Man hat kein Mittel, kein Element, um sich, auch nur in der Annäherung, einen Begriff davon zu machen. Wissen es doch selbst

die Betheiligten nicht, wenn es darauf ankommt, anzugeben, welche Auslagen dem auswärtigen, und welche dem innern Handel zugeschrieben werden müssen, und was von dem Fremden oder dem Landsmanne gewonnen wird. Diese Auslagen verlieren sich — um alles mit Einem Worte zu sagen — in die allgemeine Cirkulation, die sich jeder Berechnung entzieht. Also wieder ein Unbekanntes von der größten Wichtigkeit!

Endlich könnte man auch mit Fug und Recht die Feststellung des Werths der Waaren an dem Orte, wo sich die Zollstätte befindet, tadeln. Sie sind daselbst nicht gekauft worden; sie werden daselbst auch nicht verbraucht. Nur an dem Orte des Einkaufs und an dem des Verbrauchs kann ihr wahrer Werth ausgemittelt und realisirt werden. Die Voraussetzung ist immer, daß der Kaufman gewinnt. Allein, wie trüglich ist diese Voraussetzung! Manche von seinen Waaren sind verdorben, oder werden es, vor oder nach dem Augenblick, wo das Zollamt ihren Werth bestimmt. Andere werden dadurch gewinnen, daß sie den Ort ihrer Bestimmung erreichen, vielleicht sogar durch die bloße Wirkung der Zeit, welche ihre Güte vermehrt. Welche neue Quelle von Ungewißheiten, wenn es darauf ankommt, festzustellen, ob die Handels-Bilanz günstig oder ungünstig gewesen sei!

Wenn, nach allen diesen Ausstellungen, sich noch Jemand bereden kann, daß er etwas von der Handels-Bilanz wisse, so ist es der unerschrockene Zahlenmann und Tabellen-Schreiber, der sich einbildet, die Welt ordne sich seinem Additions- und Subtractions-Exempel unter,

und die Erscheinungen der Gesellschaft lassen sich nu, merischeu Gesetzen unterwerfen. Wer nicht in diesem Wahne lebt, wird die ganze Idee einer Handels=Bilanz um so bereitwilliger fahren lassen, wenn er begriffen hat, daß und warum die Staatshandlungs=Bilanz nicht wohl etwas Anders seyn kann, als das Resultat aller Wirthschafts=Bilanzen der einzelnen Staatsbürger, und daß und warum es eine Absnrdität ist, zu fordern, daß bei dieser Staatshandlungs=Bilanz die Ausfruhr den Ausschlag gebe über die Einfuhr. Setzet denn jede Einfuhr einen Nachtheil voraus? Wenn dies der Fall wäre, wie könnte es Völker geben, bei welchen die Einfuhr zu allen Zeiten die Ausfuhr überwogen hat, und deren Reichthum nichts desto weniger von einem Jahre zum andern gewachsen ist? In diesem Falle befinden sich die Nordamerikaner auf eine Weise, welche so wenig einen Zweifel übrig läßt, daß ihr Beispiel zur Annahme des Grundsatzes bewegen könnte: nur die Größe der Einfuhr gebe einen richtigen Maaßstab für das Gedeihen einer Nation. In der That, dieser Maaßstab würde auch deshalb der richtigere seyn, weil er von Seiten der einführenden Nation zugleich die meiste Einsicht und nebenher auch die meiste Freiheit voraussetzet. Es mag indeß bei dem Shmitschen Satze bleiben, „daß es keine andere wahre Bilanz giebt, als die zwischen der Hervorbringung und dem Verbrauche jeder Art.“ Sie ist das echte Maß der Verarmung oder des Emporkommens. Sie ist es, welche durch langsame, nur allzu oft unterbrochner Fortschritte, menschliche Vereine allmählig aus dem ursprünglichen Elende zu einem Zustande von Wohlhabenheit gebracht hat. Sie

ist es, die, Dank sei es der Thätigkeit der Menschen und der Schnellkraft ihrer Fähigkeiten! allenthalben und immer zum Vortheil der Gesellschaften seyn würde, wenn diese nicht unablässig durch falsche Grundsätze gestört und irre geleitet würden. Ihrer Echtheit wird dadurch nicht geschadet, daß sie sich nicht durch irgend einen Calcul ausmitteln läßt; und die Armseligkeit der sogenannten Staatshandlungs-Bilanz ist um nichts weniger erwiesen, weil sie das Mittel ist, wodurch sich einige betriegende oder betrogene Untergeordnete in dem Urtheil einiger unwissenden oder mit Vorurtheilen angefüllten Obern zu heben vermögen. Um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß die Einfuhr der Ausfuhr beinahe immer gleich ist, bedarf es keiner weitläuftigen Tabellen, wenn man weiß, daß Kauf und Verkauf zwischen Völkern nicht weiter gehen kann, als die Mittel dazu reichen, und daß ein armes Volk vom Weltmaekt am meisten ausgeschlossen ist, und sich folglich auf demselben am wenigsten zu Grunde zu richten vermag.

Doch so tief haftet, wie gesagt, die Furcht vor einer nachtheiligen Staatshandlungs-Bilanz in den Gemüthern, daß sie, gleich der Furcht vor Gespenstern, immer wirder zum Vorschein kommt, so oft ein Fall eintritt, der die gewohnte Lebensweise unterbricht, oder so oft irgend ein Zweig der allgemeinen Betriebsamkeit nicht mehr die zum Bedürfniß gewordene Aufmunterung findet. Wie allgemein ist in diesem Augenblicke die Befürchtung, der Staat werde, bei dem jetzigen niedrigen Stande der Kornpreise, seinen letzten Thaler verlieren, um das Bedürfniß nach Kaffe, Zucker, Thee und an-

deren ausländischen Waaren zu befriedigen! Es fehlt nicht viel daran, daß daraus ein gemeinsamer Aufschrei entsteht, und daß man sich von allen Seiten die Köpfe darüber zerbricht, wie dieser Calamität abzuhelfen und durch welche künstliche Mittel der Circulation nachzuhelfen sei. Ein Project verdrängt das andere, und was man mit Wahrheit hinzufügen kann, ist — daß eins das andere an Unkenntniß der Gesellschaft und der ihr beiwohnenden Kräfte überbietet.

Wie soll man es nun anfangen, diese Gespensterfurcht, die täglich ansteckender wird und sich in Wahnsinn verliert, zu mäßigen?

Wird der Beweis hinreichen, daß, wenn der bisherige niedrige Preis des Getreides auch noch solange anhalten sollte, wir von unseren Zahlmitteln in Verkehr mit dem Auslande nie so viel einbüßen werden, daß wir aufhören müßten, eine Gesellschaft in demselben Sinne des Worts zu seyn, worin wie esbisher gewsen sind?

Im Allgemeinen wollen wir uns mit der Bemerkung begnügen, daß, wenn der Verkehr mit dem Auslande die Wirkung hervorbrächte, ein Volk seines Baaren zu berauben, nichts unbegreiflicher seyn würde, als daß es uns nicht schon seit vielen Jahren daran fehlt. Was nun das Besondere, d. h. den eigentlichen Beweis betrifft, daß es uns, ganz abgesehen von baaren Zahlmitteln und von hohen und niedern Getreidepreisen, nicht an dem Vermögen fehlt, ausländische Produkte, es sei zum Verbrauch oder zur weiteren Verarbeitung, zu erwerben: so wollen wir uns auf die Aufschlüsse beziehen, welche ein, in Dingen dieser Art durchaus

erfahrner und eben daher vollkommen glaubwürdiger Mann über diesen Gegenstand gegeben hat. Wir bezeichnen hier den Herrn Geh. Staatsrath Kunth, der sein ganzes arbeitsvolles Leben der Erforschung gesellschaftlicher Erscheinungen geweihet hat.

Doch ehe wir auf die Sache selbst eingehen, sei es uns erlaubt, zu bemerken, daß es in Berlin einen Verein zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen giebt; daß der Zweck dieser Verbindung kein anderer ist, als den Gesichtskreis der Gewerbtreibenden zu erweitern, und daß zu diesem Ende die Verhandlungen des Vereins regelmäßig alle zwei Monate im Druck erscheinen: eine schätzbare Einrichtung, die nicht verfehlen kann, höchst nützlich zu werden, sobald die Hindernisse beseitigt sind, welche das Eindringen des Lichts verzögern. Der Geh. Staatsrath Kunth ist Mitglied dieses Vereins, und aus seiner Feder ist im Jahre 1822 ein Aufsatz über Kaffe, Zucker und Taback geflossen, aus welchem wir das Nachfolgende mit Weglassung dessen entnehmen, was zur Geschichte der Verbreitang dieser Luxus-Artikel gehört.

„Wenn wir, sagt der Verfasser, nach dem Obigen, jährlich in runder Summe 14½ Million Pfund Kaffe verbrauchen: so haben wir dafür, den jetzigen höchsten Preis von 12 Gr. angenommen, jährlich 7¼ Million Thaler zu zahlen. Hierbei leuchtet sogleich von selbst ein, daß wir biese Summe müssen bezahlen können, durch welche Aequivalente es sei, wenn auch nicht mit Gold und Silber; denn eine Nation von Verschwendern, eine Nation, die mehr ausgiebt, als sie

hat, ist ein Begriff, der sich selbst widerspricht. Wir sehen dies auch schon, auf das Deutlichste, in den verschiedenen Provinzen unseres eigenen Landes, in denen, nach dem verschiedenen Maße der Arbeit und des Erwerbs, der einzelne Einwohner jährlich im Durchschnitt hier noch nicht $\frac{2}{3}$, dort reichlich $1\frac{2}{3}$, dort über $1\frac{2}{3}$ Pf. Kaffe verzehrt; und wir würden es noch deutlicher sehen, wenn sich eine solche Berechnung bis herunter auf kleinere Theile, bis auf jeden Regierungsbezirk oder landräthllichen Kreis, machen ließe; ja, wir sehen es täglich vor unseren Augen bei allen anderen Dingen. Denn wenn irgend ein minder nothwendiger Gegenstand merklich im Preise steigt, alsbald vermindert sich der Verbrauch desselben; oder wenn ein unentbehrlicher Gegenstand merklich theurer oder merklich wohlfeiler wird, wie z. B. das Getreide in den Jahren $18\frac{16}{18}$ und $18\frac{19}{22}$, ein Theil der Nation also seine nothwendigen Ausgaben im ersten Falle sehr vermehrt, ein anderer Theil, im zweiten Falle, seine gewöhnlichen Einnahmen sehr vermindert sieht: alsbald beschränkt sich der Verbrauch unentbehrlicher Gegenstände, und wir sagen, der Handel stocke, und es seyen schlechte Zeiten.

„Woher wir die Aequivalente nehmen? Die Antwort hierauf wird vielleicht am klärsten hervortreten, wenn wir uns vergegenwärtigen, welche große Veränderungen der Kaffe, seit kaum 100 Jahren, in der häuslichen und gesellschaftlichen Lebensart aller cultivirten Völker in und außer Europa hervorgebracht hat, und welches die Folgen seyn würden, wenn wir, oder wenn Deutschland, das bei etwa 26 Millionen Einwohner, nach Ver-

hältniß unsers Landes etwa 40 Millionen verbrauchen mag, dem Kaffe gänzlich oder größtentheils entsagten.

„Zuerst, wer kann die ungeheure Masse von Arbeit aufzählen, die durch den Gebrauch des Kaffees entstanden ist? Anzufangen von dem Holz, Eisen, Hanf, Segeltuch und Tauwerk zu den Schiffen, die ihn herbeiführen und dem Bau derselben; von der Sackleinewand, worin er häufig gepackt ist; von der See- und Strom-Schifffahrt selbst, von den vielfachen Bedürfnissen des Landfuhrmannes; von den Büchsen, Trommeln und Böcken, Mühlen, Kochmaschinen, Trichtern, Sieben, Lampen — bis zu den kaum zu zählenden feinern Geschirren, Kannen, Tassen, Tellern, Zuckerdosen Löffeln, von geringen Thonwaaren bis zum kostbarsten Porcellan, von Blech, Zinn, Glas, lackirter und plattirter bis zu der reichsten Silber- und Goldarbeit, mit deren einen oder andern, beinahe in allen Haushaltungen, die Schäppe, Camine, Etagern, Schränke, mehr oder weniger besetzt oder gefüllt sind; von den Caffetischen und Servietten, den Materialien zu allen diesen Gegenständen, den Werkzeugen und Räumen, womit und worin sie erzeugt, verarbeitet und aufbewahrt werden, und unter den Materialien dieser, bis zu der Arbeit der Banquiers, Spediteure, Groß- und Kleinhändler und wieder herunter bis auf die Bedürfnisse der Correspondenz bis auf die Beutel und Düten, die Materialien und die Verfertigung derselben. Hiezu bei uns die Summe von beinahe 12 Millionen Pfund, die, nach der obigen Angabe, als dem Zwischenhandel angehörend, zu betrachten sind. Auch die Kaffehäuser und Gärten, und selbst

die Kaffebesuche mit den Bedürfnissen und Arbeiten, die auch sie veranlassen, dürfen hierbei in Anschlag kommen, da zunächst nur die national-wirthschaftliche Wirkungen des Kaffeverbrauchs erwogen werden. Eine der wichtigsten ist noch der Anbau und die Verarbeitung der Eichorienwurzel. Um wie viel endlich mag der der Milchverbrauch zu dem Kaffe vermehrt worden seyn? Im Jahre 1787 wurde, bei einer Consumtion von nur drei Millionen Pfund Kaffe, der, durch dieselbe veranlaßte Milchverbrauch auf achtzehn Millionen Quart berechnet, d. h. auf das Produkt von 12,500 Kühen oder auf einen Geldwerth von ungefähr einer Mil. Thlr. —

„Sodann, wenn wir uns in die Lage der Pflanzer in beiden Indien denken — womit, als mit ihren Erzeugnissen, könnten hinwiederum sie bezahlen, was sie an Gegenständen der Nothwendigkeit, der Bequemlichkeit oder des Luxus aus Europa ziehen? Namentlich die Fabrikate aus Leinen, Wolle, Baumwolle, Seide, Metallen, Ton, Glas, die Leder und Lederwaaren und andere in ihren tausendfaltigen Gestalten und Abstufungen. Unvermeidlich müßte eine große Abnahme des Verbrauchs der Colonial-Waaren in Europa eine verhältnißmäßige Verminderung des Verbrauchs europäischer Waaren in den Colonien zur Folge haben. Und unter diesen, wie viele liefert unser eigenes Land!

„Wir erinnern uns hierbei sofort an die Woll- und Baumwollenwaaren aus den Provinzen Sachsen, Cleve-Berg und Niederrhein; an die Leinenwaaren aus den Provinzen Schlesien, Westphalen, Cleve-Berg; an die Seiden, Leder and Metallwaaren, vorzüglich aus den

Niederrhein, Cleve-Berg und Westphalen, unter welchen letztern sogar eine nicht geringe Anzahl von Ackerbau-Geräthschaften für die Colonien, Hacken, Schaufeln, Zuckerrohr-Messer u. s. w. vorkömmt. Aber es sind nicht die Ausfuhren allein, die unmittelbar oder durch eine Zwischenhand, nach den Colonien gehen. Ein wenig gekannter oder wenig beachteter Gegenstand ist unsre, durch alle Provinzen des Landes verbreitete Leinewandweberei, nach der letzten Zählung zu 183,574 Stühlen angegeben, worunter nahe an 35,000, die gewerbweise, und nahe an 149,000, die zwar nur auf Nebenerwerb, doch im Durchschnitt ungefähr die halbe Zeit des Jahres beschäftigt sind. Abgesehen von der sittlichen Wirkung dieser nützlichen Thätigkeit, sucht der Ueberschuß ihres großen Produkts über den innern Bedarf seine Auswege da und dorthin, und pommersche Leinwand ist ein Ausfuhr-Artikel nach Westindien geworden. Die Zahl der Bandmühlengänge ist zu mehr als 28,000 verzeichnet, wovon der größte Theil der leinenen Bandfabrikation angehört; und wem wäre Mühiheimer oder Crefelder Sammt- und Elberfelder Leinenband unbekannt?

Wenn ein oder anderes Land mehr Damast, Creas, Glas u. s. w. über See schickt, so liefern wir demselben, neben manchem Andern, graue Leinwand, Flachs, Garn, Korn. Für die Wollwaaren, die wir z. B. ost- und nordwärts absetzen, empfangen wir Produkte zu eigenem Verbrauche oder zum Zwischenhandel. In den beiden Jahren 1819 und 1820 betrug unsere Flachs und Hanf-Ausfuhr durchschnittlich über 70,000 Ctner., die Aus-

fuhr der fremden Holze 2,500,000 Thaler, welches muthmaßlich etwas über die Hälfte unserer ganzen Holzausfuhr ist. Im Jahre 1821 sind aus den preußischen Häfen 331 Schiffe mehr mit Holz ausgegangen, als im Jahre 1820; dagegen freilich 364 weniger mit Getreide. Der Wollausfuhr, als eines Gegengenstandes, der sich in jedem der beiden Jahre 1819 und 1820 auf beinahe 5,000,000 Thaler belief, ist schon an einem andern Orte gedacht. Es sind wohl wenig Länder, wo der Kaffe nicht in Trommeln geröstet oder auf Mühlen gemahlen würde, die in Deutschland verfertigt werden, und zu diesen Werkzeugen tragen unsere Fabriken im Bergschen und der Grafschaft Mark ein Erhebliches bei. In Lissabon sieht man ihn aus bunzlauer Kännchen mit den Hüthchen trinken. —

„Dies alles sind nur Andeutungen; denn es ist nicht möglich, dem Gewerbe der Produktion, der Verarbeitung und des Handels eines großen Staats in allen seinen Theilen und auf allen seinen tausendfältigen verschlungenen Canälen zu folgen. Unsre Staatszeitung hat im Jahre 1820 eine vollständigere Handels-Bilanz zu geben versucht; allein, wenn selbst in Staaten, wo alle Aus- und Einfuhr unter besonderen Controll-Abgaben stehen, diese Bilanzen, nach den vollgültigsten Zeugnissen, kaum annähernd einige Sicherheit gewähren: so sind sie in der That unmöglich in unserm Staat, der den milden Grundsatz befolgt, die Ausfuhr bis auf wenige Produkte oder Halbfabrikate, völlig frei zu lassen. Wir müssen uns hauptsächlich an die Einfuhren halten. Wir können dies auch mit voller Sicherheit, und werden

uns nur zu freuen haben, wenn wir den Kaffeverbrauch unter uns allmählig immer weiter steigen sehen. Ganz gewiß wird dann mit ihm auch der Verbrauch an Brod, Bier, Fleisch, Tuch, Leder u. s. f. verhältnißmäßig gestiegen seyn; und fallen werden eben so gewiß jene und diese von selbst, wenn je so unglückliche Umstände einträten, daß die Arbeit der Nation sie nicht mehr bezahlen kann. —

„Wenn wir jetzt jährlich für Kaffe 7¼ Million, für Zucker 3½ Million ausgeben: so mag der Tabak die Summe von 11 bis 12 Millionen ergänzen. Daß wir diesen Werth nicht in edlen Metallen vergüten, ist von selbst klar; denn wenn dies der Fall wäre, so würde unser Geldvorrath, durch jene drei Artikel allein, wohl in wenigen Jahren bis auf den letzten Silbergroschen erschöpft seyn. Vor nicht viel über hundert Jahren waren uns diese Artikel gänzlich unbekannt; und wir haben erst seit wenigen Jahren einen der zerstörendsten Kriege überstanden, und kämpfen seit drei bis vier Erndten mit Fruchtpreisen, die nicht nur gegen die vorhergehenden in einer langen Reihe von Jahren, sondern auch gegen die Wirthschaftskosten, wie sie in mehreren Gegenden bestehen, sehr niedrig und drückend sind. Aber unsere 4 Pr. Ct. tragenden, öffentlichen Papiere halten sich, die Staatsschuldscheine zu 70 (in dem gegenwärtigen Augenblick zu 88½) Pr. Ct., die Pfandbriefe der Mark, Pommerns, Schlesiens um den vollen Werth, oft bedeutend darüber, selten darunter; wir sehen die Gemeideschulden durch einen großen Theil des Landes geordnet, in regelmäßiger Tilgung; die Schulen überall

von Jahr zu Jahr zunehmen, oder reichlicher, selbst reichlich ausgestattet, beides größtentheils durch die Kräfte der Gemeinden, oder Einzelner; in den producirenden und verarbeitenden Gewerben die Inventarien wieder hergestellt und vergrößert; in beiden in eine regere Thätigkeit herrschend, als jemals, wenn auch nicht jeder Zweig in jedem Jahre gleich fruchtbar seyn kann; überall die Gebäude wohl unterhalten, nach Landesart verschönert; die Nation so tüchtig gekleidet, daß verständige Reisenden, die uns vor zwanzig Jahren und und länger besuchten, darauf aufmerksam machen; keinen als solide bekannten Mann kreditlos; keinen, der arbeiten kann und will, müssig; die Bevölkerung lebhaft wachsend."

„Alle diese Erscheinungen deuten nicht auf Verarmung; ihre Zusammenstellung aber kann dazu dienen, zwei wichtige und beruhigende Wahrheiten ins Licht zu stellen, wo möglich außer Zweifel zu setzeu: die eine, „daß die Zn- oder Abnahme des Wohlstandes der Nationen, in längern Zeiträumen, sehr sicher und sicherer nach ihren Ein-, als nach ihren Ausfuhren, beurtheilt werden kann; die andere," daß es die geistige und körperliche Thätigkeit, der Fleiß und die Arbeit der Nation, wie der Einzelnen, ist, was das allgemeiue Bestreben, auch das sinnliche Daseyn zu verbessern, mit den Forderungen nicht allein der National-Wirthschaftslehre, sondern auch der Sittenlehre ausgleicht."

Wie thörigt ist hiernach jede Furcht vor einer nachtheiligen Staatshandlungs-Bilanz, wodurch man zu außerordentlichen Maßregeln verführen möchte!

